

DIE WELTWOCHEN



Weltwunder Deutschland

1. Das Deutsche und das Grüne S. 24

2. Was ist das Grundgesetz noch wert? S. 64

3. Deutscher Tom Cruise S. 47

4. Die letzte Liberale S. 58

5. Deutschland, deine Kanzler S. 28

Freiraum

Die beste Verkaufsstrategie für meine Immobilie wählen können.

Gratis
Erstbewertung auf
homeofhomes.ch

Mit mehr als 75 Jahren bewährter Immobilienkompetenz entwickeln wir auch für Ihre Liegenschaft die optimale Verkaufsstrategie. Damit schaffen wir die Basis für den Verkaufserfolg, den Sie sich wünschen.

info@ginesta.ch, +41 44 910 77 33

Leading REAL ESTATE COMPANIES OF THE WORLD®

SVIT

Ginesta
Immobilien

Weltwunder Deutschland

Meine Grossmutter war Deutsche. Meine Mutter kam in Königsberg zur Welt. Meine Kindheit war geprägt von den Erzählungen des Grossvaters, Auslandschweizer, Berufsfeuerwehr in Ostpreussen. Der Wahnsinn des Weltkriegs war das Thema meiner Kindheit, Nazi-Pest, Bombardierungen, Tote, Flucht und Verlust von allem, was man hatte. Am Fernseher verfolgten wir deutsche Politik. Die Helden meiner Grosseltern waren Willy Brandt und Herbert Wehner. Als sich Helmut Kohl 1982 dank einer Pirouette der FDP die Macht einverleibte, herrschte Staatstrauer in unserer Familie.

Deutschland war immer interessanter, spannender, unendlich aufwühlender und tragischer als die Schweiz, diese langweilige Glücksoase des Wohlstands, die von der Geschichte so wunderbar verschont schien. Verstehen Sie mich richtig: Langeweile ist die wichtigste Qualität, die Politik aus Sicht ihrer Bürger haben kann. Man sollte Friedensnobelpreise an die grössten Langweiler der Politik vergeben, am besten an Staatsmänner, von denen man noch gar nie etwas gehört oder gelesen hat, was immer ein gutes Zeichen ist.

An Deutschland faszinierte mich, als Nachbar, als Aussenstehender, als Wohlstandszögling im Freiluftmuseum Schweiz – darf man das überhaupt sagen –, die surreale, total unschweizerische Intensität seiner Geschichte, ein realer Hollywoodfilm, gleichzeitig Heldenepos und Horrorthriller, die Erzählung von Grösse und Absturz, von Genie und Wahn, von unglaublichen Leistungen und namenloser Niedertracht, ein Realdrama, so unwirklich, wie nur die Wirklichkeit sein kann, monströser als jeder Roman, aufgeführt von diesen unglaublichen, unzerstörbaren Deutschen, die darüber hinaus das Kunststück fertigbrachten, ihren eigenen Untergang nicht nur zu überleben, sondern ihm eine eigene, ganz neue Erfolgsgeschichte abzurufen.

Diese Gefühle prägen noch heute meinen Blick auf die Bundesrepublik, diesen tief vernarbten Staat an einer der Hauptachsen des Weltgeschehens. Ich sehe natürlich, was man an Deutschland heute alles kritisieren und schlecht finden kann, aber am Ende überwiegt bei mir doch die Bewunderung, der Respekt dafür, wie diese Deutschen, vor erst 76 Jahren besiegt, besetzt und verfemt, auf einem rauchenden Trümmerhaufen innerhalb von we-

nigen Jahrzehnten ein achtetes Weltwunder der Wirtschaft, der Tüchtigkeit und des friedlichen Wiederaufstiegs hingelegt und, fast nebenbei, noch eine Wiedervereinigung gestemmt haben, rehabilitiert inzwischen dank dem von ihnen ebenfalls aufgebauten und bis heute europaweit ohne Rücksicht auf Verluste durchfinanzierten Ersatzvaterland EU.

Erwarten Sie also jetzt keine Brandreden und Abgesänge auf amtierende Politiker oder Kanzlerinnen. Ich werde auch nicht einstimmen in den kulturpessimistischen Evergreen, die Deutschen seien alle obrigkeitshörig, ewige Untertanen, nur allzu willig, sich unter das Joch des herrschenden Zeitgeists zu beugen. Ich erlebe es ganz anders. Die Deutschen sind den Schweizern recht ähnlich, effizient, tüchtig, sachlich, weltoffen, regierungskritisch, dem Zentralismus abgeneigt, heimatverbunden, «Kantönligeist», gemünzt aufs Bundesland, tendenziell unromantisch, dafür rechnerisch, realitätsbezogen, obschon ihnen ihre Intellektuellen, grosse Romantiker, immer wieder das Gegenteil einzureden versuchen. Die Deutschen haben einen ausgeprägten Freiheits- und einen noch ausgeprägteren Ordnungswillen. Es wird behauptet, die Deutschen seien ein Volk von Dichtern und

Denkern. Mag sein. Vor allem sind sie ein Volk der Ingenieure und der Chemiker.

Ich gebe zu: Das grösste Problem der Deutschen sind ihre Medien. Eigentlich müssten die Journalisten Fiebermesser des Volkes sein, Blickrichtung von unten nach oben. Die meisten machen das Umgekehrte: Sie lautsprechern von oben nach unten, regierungsergeben, überheblich, besserwischerisch, die Deutschen zum Guten erziehen wollend, indem sie ihnen täglich das immergleiche Korsett an vorgekauften, erwünschten, erlaubten Meinungen überstülpen. Aus diesem Gedankengefängnis darf es kein Entkommen geben, doch die ungnädige Gereiztheit der Gesinnungsschaffenden ist kein Zeichen von Stärke, sondern ein Stresssymptom. Die Mächtigen und Etablierten haben gemerkt, dass ihnen die Felle davonschwimmen. Der Ton wird rauer. Die Toleranz nimmt ab. Viele scheinen darunter zu leiden. Haben die Deutschen nach all den Jahren unter der Konsens-Käseglocke grosser Koalitionen vergessen, wie sich eine lebendige Demokratie anfühlt?

Zum Schluss eine Anregung, der einzige Rat des Schweizern. Inspiriert euch an der Eidgenossenschaft. Auch die Schweiz war einst eine militärische Grossmacht in Europa. Sie erlebte ihren Untergang, die totale Niederlage 1515 bei Marignano. Von da an hörten die «Svizzeri» auf, in der Politik gross aufzutrupfen. Sie wurden bescheiden, verlegten sich auf die Wirtschaft, das Bankwesen, die Industrie, wirkten nach innen, hervorragende Schulen, Freiheit und Eigenverantwortung, niedrige Steuern. Neutral hielt man Abstand zu den Grossmächten, den Raubtieren unter den Staaten. Aus dem Armenhaus in den Alpen wurde eine Oase des Friedens und der Wohlfahrt.

Deutschland, eine Art Magna Helvetia. Warum nicht? Kein anderes Land wäre besser geeignet, dem Beispiel Schweiz zu folgen: Land der Freiheit und Selbstverantwortung, erfolgreich, sparsam, fleissig, herausragende Bildungsstätten, ein Staat, der sich zurücknimmt, freundlich nach allen Seiten, Understatement, das natürliche Bindeglied zwischen Ost und West. Ihre Geografie macht die Deutschen zu geborenen Spezialisten der Völkerverständigung. Wir Schweizer reden aus Erfahrung: Nichts ist befreiender als der Abschied vom Zwang, in der Politik etwas Bedeutendes sein zu wollen. R. K.

AMEOS

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

100 Seiten Deutschland, SRF-Paar Tristan Brenn und Barbara Lüthi, SVP-Hoffnung Jérôme Repond

Mit grosser Freude präsentieren wir Ihnen eine Sonderausgabe der *Weltwoche* über Deutschland. Warum Deutschland? Deutschland ist interessant: Die Liebesbeziehung zum grünen Zeitgeist ist inniger als überall sonst; die Industrie darf als achtetes Weltwunder gelten; die Geschichte der acht Kanzler spiegelt die wechselhafte Geschichte der Bundesrepublik; der deutsche Genius erschloss der Menschheit einen neuen Kontinent – die Innerlichkeit.

Für dieses Heft konnten wir brillante Autorinnen und Autoren gewinnen, unter ihnen *Zeit*-Kolumnist Harald Martenstein, Influencerin Marie von den Benken, Ex-*Bild*-Chefredaktor Kai Diekmann, Kulturhistoriker Peter Watson, Model und Bloggerin Anabel Schunke, *Focus*-Kolumnist Jan Fleischhauer, Reporterlegende Matthias Matussek, *Bild*-Bundestags-Chef Ralf Schuler, Presse-Dissident Boris Reitschuster und Boulevard-Grossmeister Franz Josef Wagner. Wir wünschen Ihnen eine inspirierende Lektüre und freuen uns über Lob und Kritik.

Bei keinem deutschen Politiker klaffen mediale Wahrnehmung und eigene Darstellung so weit auseinander wie bei Alice Weidel, Oppositionsführerin im Deutschen Bundestag. Während Weidel in ihrem offiziellen



Wahrnehmung und Darstellung: Weidel, Baur (l.).

Programm einen konservativen Liberalismus predigt, der dem freisinnigen Programm entnommen sein könnte, gilt sie in einer breiten Öffentlichkeit als populistische Scharfmacherin. Bei ihren seltenen Medienauftritten wirkt die Spitzenkandidatin der Alternative für Deutschland (AfD) oft kalt und kämpferisch. Doch die Alice Weidel, die Redaktor Alex Baur an einem Privatanlass im letzten Sommer zufällig traf, entpuppte sich als humorvolle, intelligente und weltoffene Gesprächspartnerin. Was ist nun Sache? Baur reiste umgehend nach Berlin, um dem Phäno-

men Weidel auf den Grund zu gehen. **Seite 58**

Tristan Brenn, Chefredaktor von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), begrüßte Ende 2017 seine neue Chefin der Sendung «Club» geradezu euphorisch: «Barbara Lüthi ist eine kompetente, hochengagierte Journalistin mit viel Welterfahrung. Ich freue mich sehr, dass wir sie für diese neue, anspruchsvolle Aufgabe gewinnen konnten.» Mittlerweile sind die beiden ein Paar. Die Beziehung am Leutschenbach gibt zu reden, zumal Lüthi's «Club» unter politischen Druck der SVP geraten ist. Direktorin Nathalie Wappler will sich nicht dazu äussern, wie sie den Interessenkonflikt zu lösen gedenkt. **Seite 8**

In eigener Sache: Unser Inlandchef Erik Ebnetter ist im Juni als Politikchef und Blattmacher in die Chefredaktion und erweiterte Geschäftsleitung der *Weltwoche* berufen worden. Erik Ebnetter hat in Zürich Geschichte studiert und wirkte dann als Leiter des Politikressorts bei der *Basler Zeitung*. Bei der *Weltwoche* startete Ebnetter vor drei Jahren als Autor und Redaktor. Wir gratulieren herzlich zu seiner Beförderung und wünschen unserem Kollegen viel Erfolg in der neuen Aufgabe. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Unser Business: für Ihr Business da sein.

Darum geben wir alles für
mehr Leistung, mehr Service,
mehr Innovation.



Schnellstes 5G
und UPC Giganetz.



Kommunikationslösungen
aus einer Hand - angepasst
an Ihre Bedürfnisse.



Alles für den
digitalen und sicheren
Arbeitsplatz.



Persönliche Betreuung
vor, während und nach
dem Wechsel.



Innovationen dank
5G- und IoT-Lösungen.

Sunrise



Couragiert: Markus Lanz. Seite 31



Herz des Widerstands: Chemnitz. Seite 74



Junges Deutschland. Franziska Zimmerer. Seite 12

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Beziehungsdelikt am Leutschenbach
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Caroline Fux
- 10 Tagebuch
Bundespräsident Guy Parmelin
- 12 Junges Deutschland Kai Diekmann
nennt die neuen Hoffnungsträger
- 14 Bern Bundeshaus Simonetta Sommaruga:
Zweimal schon am Boden
- 16 Blick in die Zeit
- 18 Wer ist Angela Merkel?
Psychogramm von Franz Josef Wagner
- 20 Personenkontrolle
- 21 Solarenergie Blind vor Sonnenlicht
- 22 Mörgeli Zweihunderttausend
für Spiess-Hegglin
- 22 Akribie und Seriosität
Ehrenretter der Buchhalter
- 23 Alle stecken den Kopf in den Sand
Peter Bodenmann zur CO2-Abstimmung
- 24 Das Deutsche und das Grüne
Eine grüne Kanzlerin? Warum nicht!
- 26 Ai Weiwei schimpft wieder
Chinas Kunststar sucht Anerkennung
- 27 Warum ich trotzdem SPD wähle
Marie von den Benken bekennt sich
- 28 Deutschland, deine Kanzler
Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik
- 31 Markus Lanz
Seine Sendung ist wie eine kleine Oase
- 32 Schweden Die Folgen der
gescheiterten Einwanderungspolitik
- 33 Moralismus gegen Kapitalismus
Linke mögen keine Meinungsvielfalt
- 34 Annalena Baerbock Jan Fleischhauer
über die grüne Kanzlerkandidatin

- 36 Bürgerliche Scheidung
Streit um die Kohäsionsmilliarde
- 38 Oswald Grübel Der erfolgreichste
deutsche Banker im Gespräch
- 43 Windfarmen schaden dem Klima
Studien zu den Anlagen in der Nordsee
- 44 Welt ohne Lächeln Weg mit den Masken
- 47 Til Schweiger, der deutsche Tom Cruise
Der unterschätzte Weltstar
- 48 Jérémie Repond Die 22-jährige Studentin
engagiert sich für die SVP
- 49 Brief aus Budapest Ramon Vega
über die Schweizer Fussball-Nati
- 50 So gut geht es Deutschlands Politikern
Das sind die Grossverdiener
- 52 Inside Washington
Fauci rutscht die Maske runter
- 52 Madame Rotstift Fehlentscheide
der TV-Direktorin Nathalie Wappler
- 53 Thilo Sarrazin Trau, schau, wem
- 54 Preussenkönigs schönes Stück Schweiz
Geschichte Neuenburgs
- 58 Alice Weidel Deutschlands letzte Liberale
- 60 Ungarn Inszenierte Aufregung
- 61 Herodot
- 62 Der deutsche Genius
Ode an die grossen Denker
- 64 Was ist das Grundgesetz noch wert?
Analyse von Milosz Matuschek
- 66 Fernsehen ARD und ZDF werden
zu Anstalten der Volkserziehung
- 67 Verdrängung der Frau
Anabel Schunke nennt die Täter
- 68 Das achte Weltwunder Deutschlands
Industrie trotz allen Widrigkeiten
- 71 Billie Piper Wildes Kind
- 72 Moorhuhns faule Eier Der Fall Wirecard
- 74 Chemnitz: Im Herzen des Widerstands
Reportage von Matthias Matussek

- 78 Leserbrief
- 79 Nachrufe Ulrich Bremi, Schang Hutter
- 80 Beat Gygi
Suzanne Thoma ist Corona-Gewinnerin

LITERATUR UND KUNST

- 81 Ikone der Woche
- 82 Faust – eine zwielichtige Figur
Der missgedeutete Nationalheld
- 84 Bücher der Woche
- 89 Die Bibel
- 90 Der Kiosk und das Schloss
Kulturgeschichte der Piccolo-Comics
- 92 Klassik Die deutschen Dreispartentheater
- 93 Pop Xavier Naidoo: «Telegramm» für X
- 94 Klassik Johannes Kreidler
- 95 Podcast «Gerhard Schröder – Die Agenda»
- 95 Jazz
Zurich Jazz Orchestra & Steffen Schorn:

LEBEN HEUTE

- 96 Wunderbare Welt
- 96 Unten durch
- 97 Fast verliebt
- 98 Sehnsuchtsorte
- 99 Lebensläufe
- 99 Thiel
- 100 Essen
- 100 Wein
- 101 Auto
- 101 Objekt der Woche
- 102 Zeitzeichen
- 102 Dr. M.
- 103 Mittagessen mit ... Andreas Caminada
- 104 Berlin Kreuzberg
Leben im ehrlichsten Ort Deutschlands
- 106 Tamara Wernli Singen wie die Italiener

«Jetzt dürfte Silber durchstarten»

Wenn das Inflationsgespenst umhergeht, denken Anlegerinnen und Anleger schnell an Gold. Noch bessere Perspektiven bietet aber Silber, sagt Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall. Mit dem S-Deposito seiner Firma lässt sich einfach und smart in reines Silbergranulat investieren.

Von Stephan Lehmann-Maldonado

Herr Ullmann, mit rund 5 Prozent ist die Inflation in den USA so hoch wie seit der Finanzkrise von 2008 nicht mehr. Sind unsere Ersparnisse in Gefahr?

Die Inflationstendenzen verdeutlichen sich klar: Die Preise von PC und Laptops steigen, nachdem sie sich in den letzten Jahrzehnten dank Produktivitätsfortschritten verbilligt hatten. Elektronikchips sind teils nicht mehr oder nicht zeitgerecht verfügbar. Weltweit verteuern sich fast alle Rohstoffe. Spitzenreiter ist Holz, das seinen Wert in US-Dollar in einem Jahr verdreifacht hat. Die Nahrungsmittelpreise legten in den USA gegenüber dem Vorjahr 17 Prozent zu.

«Wer ins S-Deposito investiert, bleibt flexibel.»

Wie lässt sich unser Geld retten?

Silber und Gold haben ihre Kaufkraft – im Gegensatz zu modernen Währungen – seit Jahrtausenden behalten. Wie der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman halte ich Silber für das wichtigste Edelmetall der Geschichte. Die früheste historische Silbertransaktion überliefert die Bibel. Der Glaubensvater Abraham erwarb das Grab für seine Frau Sara mit Silber. Dabei handelte es sich um den ersten Landerwerb im «gelobten Land» Kanaan. Bemerkenswert ist, dass die Heilige Schrift das Silber meist vor Gold nennt. Das kann kein Zufall sein.

Wann ist der richtige Zeitpunkt, in Silber zu investieren?

Je früher man einsteigt, desto besser. Gemessen an den Fundamentaldaten dürfte der Wert des sehr knappen Edelmetalls in den nächsten Jahren kräftig zulegen. In der klassischen Chartanalyse bildet der Silberkurs eine Tasse-Henkel-Formation, die sich über die letzten 40 Jahre herausgebildet hat. Sie signalisiert eine deutliche Aufwärtsbewegung. Schon heute stammt mehr als die Hälfte der Nachfrage aus der Industrie. Gerade Boombranchen wie die Medizintechnik, die Elektromobilität und die Telekommunikation sind auf Silber angewiesen.



Silber ist Geld: BB Wertmetall ist auf Edelmetallprodukte spezialisiert.

Steigt auch der Goldkurs weiter?

Grundsätzlich: ja. Ab Ende Juni 2021 treten für die Banken der Europäischen Union, der Schweiz und von den USA neue Regelungen in Kraft. Ab dann gilt physisches Gold in der Bilanz der Banken vollumfänglich als Reserve. Dies dürfte die Nachfrage nach Gold ankurbeln. Weil sich Silber meist im Windschatten des Goldes bewegt, könnten Silberanleger die «lachenden Dritten» sein.

Wie soll man in Silber investieren?

Unser S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit jenen eines Kontos. Jede Einzahlung fließt direkt in reines Silbergranulat. Dieses bewahren wir vollumfänglich versichert in einem Zollfreilager in der Schweiz auf. Zugleich bleibt eine Auszahlung jederzeit möglich.

Wieso Silbergranulat?

Silbergranulat ist der Grundrohstoff für sämtliche Silberprodukte und industriellen Anwendungen. Wir können Silbergranulat jederzeit an die Hersteller zurückgeben – was es äusserst liquide macht.

Das S-Deposito weist eine Barter-Funktion aus. Worum handelt es sich dabei?

Besitzerinnen und Besitzer eines S-Depositos können untereinander Tauschgeschäfte abwickeln – im Fachjargon heisst das «Bartern». Schon viele Firmen von der Metzgerei übers Spezialitätengeschäft bis zur Baufirma akzeptieren Silbergranulat genauso wie Geld.

Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall aus Lenzburg entwickelt Lösungen, um mit Edelmetallen systematisch Wohlstand aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann, der zuvor börsenkotierte Gold-Explorationsgesellschaften gegründet und geleitet hat.

bb-wertmetall.ch

Telefon +41 62 892 48 48

E-Mail service@bb-wertmetall.ch

Beziehungsdelikt am Leutschenbach

SRF-Chefredaktor Tristan Brenn ist mit der ihm unterstellten «Club»-Moderatorin Barbara Lüthi liiert. Direktorin Nathalie Wappler schaut zu.

Christoph Mörgeli

Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) steht unter erhöhtem Druck, seit «Club»-Moderatorin Barbara Lüthi die SVP beim Thema EU-Rahmenabkommen übergangen hat. Letzte Woche enthüllte René Zeyer im Portal «Zackbum», was beim Schweizer Fernsehen längst Kantinengespräch ist: Chefredaktor Tristan Brenn und «Club»-Moderatorin Barbara Lüthi sind ein Liebespaar.

Darin liegt wohl der Grund, dass anstelle von Chefredaktor Brenn dessen Stellvertreter vorgeschickt wurde, um die SVP-Beschwerde zurückzuweisen. Es sei alles nach den Regeln der Corporate Governance abgelaufen. Offenbar, so ätzte Zeyer, gehörten dazu auch Liebesverhältnisse zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Dabei wäre es eigentlich am Chef selber gewesen, zu den Vorwürfen gegenüber seiner Herzallerliebsten Stellung zu nehmen.

Neues Organigramm

Nun missgönnt kaum jemand Brenn und Lüthi eine neue Liebe im Hochsommer ihres Lebens. Auch wenn sie vor nicht langer Zeit noch öffentlich mit ihren Ehepartnern aufgetreten sind und über ihre Kinder gesprochen haben. Die berufliche Position des Paares erschwert die Sache indes erheblich und macht das Verhältnis zu einer Affäre im Wortsinn. Beim Amtsantritt von Lüthi hatte man die Informations-Talks zu einer Fachredaktion zusammengefasst, wobei Brenn von einer «engeren Zusammenarbeit» und der «Nutzung des gesamten Fach-know-hows» schwärmte. Nun wurde diese Fachredaktion wieder aufgespalten, indem die Sendungen «Arena» und «Gredig» als «Talk 1» unter Brenns Leitung verbleiben, während man den kleineren «Club» mit Barbara Lüthi als «Talk 2» abtrennte und formell seinem Stellvertreter Gregor Meier unterstellte. Dank diesem hierarchischen Taschenspielertrick, der einzig durch die Personalkonstellation Lüthi & Brenn Sinn macht, kann Brenn nun unwidersprochen behaupten: «Was den «Club» angeht, entscheidet Gregor Meier zusammen mit der Re-



Zarte Bande: SRF-Kader Lüthi, Brenn.

daktion alleine und trägt zusammen mit der Redaktion die volle publizistische und personale Verantwortung.»

In Wahrheit hat Tristan Brenn Barbara Lüthi per 2018 auf den Sessel im «Club» mitgewählt. So oder so bleibt er ihr Vorgesetzter und sitzt im Gegensatz zu Meier in der Geschäftsleitung. Was sein Verhältnis zur «Club»-Chefin betreffe, so seien Vorgesetzte, Personalabteilung und Direktion «in voller Transparenz darüber informiert». Damit macht Brenn die Sache nicht besser: Das heisst im Klartext, dass die Verantwortlichen alles wussten, aber nichts taten. SRF-Direktorin Wappler will sich gegenüber der *Weltwoche* nicht äussern.

Seit einem Jahr mottet im Schweizer Fernsehen das Gerücht über eine Liaison zwischen Chefredaktor Brenn und der «Club»-Verantwortlichen. Doch die meisten Mitarbeiter haben nicht mitbekommen, wie sich hier zarte Bande anknüpften – schon gar nicht «in voller Transparenz». Die Unzufriedenheit beim Personal ist beträchtlich, zumal selbst langjährige SRF-Angestellte nicht vor Kündigungen gefeit sind. «Dass der Chef eher mir als seiner Geliebten kündigt, ist ziemlich voraussehbar», meint eine erfahrene Redaktorin. Auch ist naheliegend, dass in dieser Beziehungskonstellation die Kritik der Vorgesetzten an der Arbeit der «Club»-Moderatorin abnimmt. Es ist seltsam, wenn nur noch der SVP auffällt, dass Barbara Lüthi nicht verbergen

kann, bei welchen Gästen ihre Sympathien liegen.

Brenn im Brennpunkt

Unter diesen Voraussetzungen scheint pikant, dass Barbara Lüthi im April einen «Club» zum Thema «SRG-Unternehmenskultur» leitete. Dort warf sie die Frage auf: «Hat die Schweizer Medienbranche ein Problem mit strukturellem Sexismus?» Lüthi sprach mit Direktorin Wappler, die «Nulltoleranz» verkündete und bekannte: «Mir war wichtig, dass wir uns selber fragen: Was ist los bei SRF?» Angeblich null und nichts. Dabei treiben

Büro-Beziehungen als formell zwar einvernehmliche, aber insbesondere im Konfliktfall von Abhängigkeit geprägte Form von «me too» die Firmenwelt schon lange um. Denn solche Verhältnisse führen nachweislich zu Missstimmung, Ungerechtigkeiten und Belastung des Betriebsklimas. In den USA wurden etwa die obersten Chefs von McDonald's oder Intel wegen ihrer Beziehung zu einer Untergebenen gefeuert.

Vorbildliche Unternehmen unterbinden solche Paarbildungen oder regeln sie durch eine Meldepflicht, wobei dann Versetzungen erfolgen. Die Arbeitgeber wollen zu Recht den Eindruck vermeiden, dass betriebsinterne Beziehungen karrierebeschleunigend wirken oder Vorgesetzte in einen Interessenkonflikt versetzen. Ausserhalb von SRF – in der Privatwirtschaft und der Verwaltung – gilt jedenfalls als Konsens, dass sich Führungskräfte, die über Einstellungen, Gehälter und Beurteilungen bestimmen, von derartigen Abenteuern fernhalten müssen.

Der Druck auf SRF-Chefredaktor Tristan Brenn dürfte angesichts der neuen Enthüllungen steigen. Seine Art der wenig transparenten Führung und seine fachlichen Fähigkeiten sind hausintern schon länger umstritten. Das Brenn unterstellte Projekt des «Newsrooms» ist bislang eine millionenteure Ruine geblieben. Es ist nicht auszuschliessen, dass jetzt eine allzu nahe Betreuung des ihm unterstellten Personals den berühmten Tropfen bildet, der ein bereits prall gefülltes Fass zum Überlaufen bringt.

Liebe Caroline Fux

Dass ausgerechnet heute, wo so viel über Sexualität gesprochen, geschrieben und jenseits von biologischen Fakten schwadroniert wird, der *Blick* Ihre Kolumne «Fux über Sex» abschafft, geht mir nicht in den Kopf. Ich kann mir aber – leider – sehr gut vorstellen, was da geschehen ist.

Sexberatung in der Zeitung sei nicht mehr zeitgemäss, man könne alles im Netz nachschauen, war das vorgeschobene Argument Ihrer Chefs. Als ob das Netz der geeignete Ort wäre, eine Expertenmeinung zu heiklen Themen zu finden. Wo kämen wir hin, wenn populäre Zeitungen auch Themen wie EU, Islamismus, Gewalt gegen Frauen oder Demokratie ans Netz delegieren und die hauseigenen Experten in die Wüste schicken würden? Nicht auszudenken.

Wahrscheinlich ist vielmehr Angst vor der Leserschaft der Kündigungsgrund: Sie haben in Ihrer Kolumne alles beim Namen genannt, ohne falsche Scham, ohne Zensur, mit grös-



Respekt für alle Neigungen:
Sexberaterin Fux.

tem Respekt für alle Neigungen und Spielarten, fast libertär. Das aber dürfte zunehmend zu Reaktionen von Seiten religiöser Fanatiker, notorisch Beleidigter und von *diversity*-Managerinnen geführt haben.

Als der legendäre *Blick*-Chef Peter Ueber sax vor vierzig Jahren die «Liebe Marta»

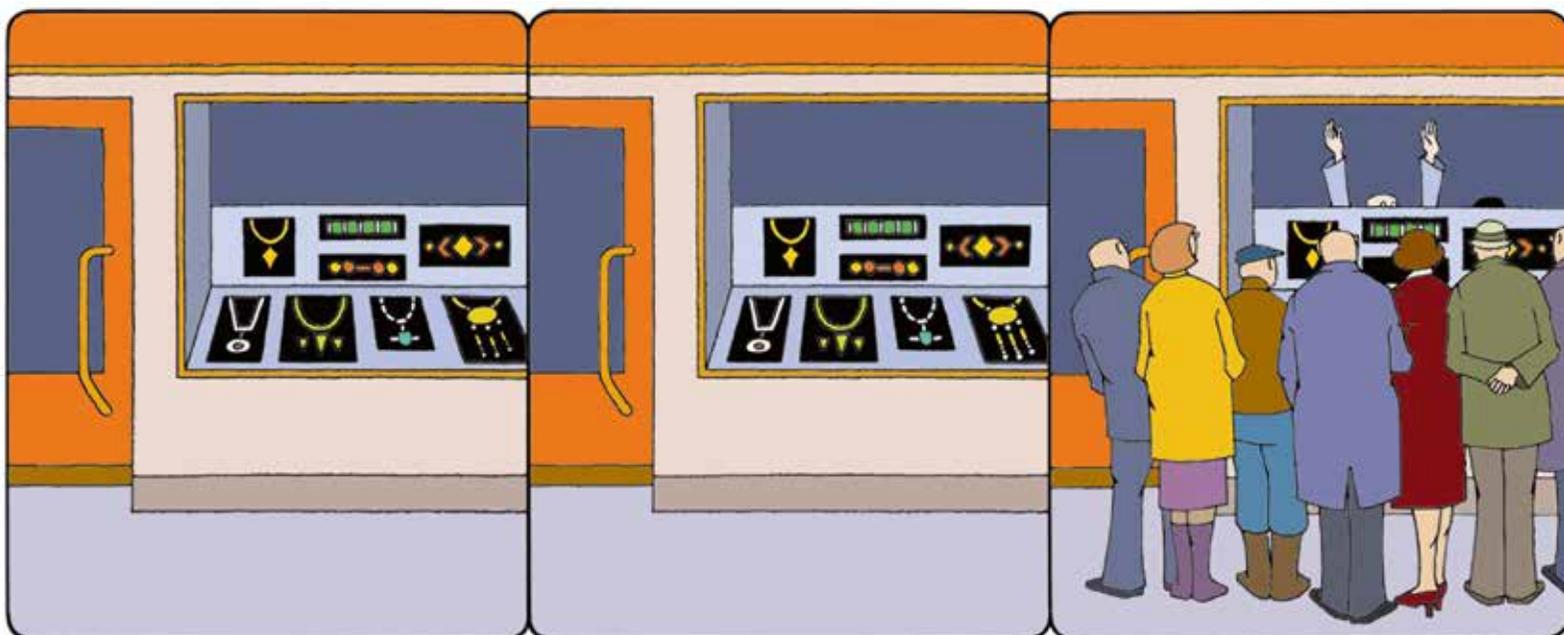
Emmenegger mit einer Sexkolumne beauftrage, dachte er durchaus auch daran, den Voyeurismus zu bedienen (eine natürliche menschliche Regung), aber er hat vor allem eine seriöse Aufklärungskampagne angestossen, die dank Marta und ihren Nachfolgerinnen Eliane und Fux zur wichtigsten Präventionskampagne in Sachen Sex geworden ist – kein Bundesamt hätte das besser gemacht.

Der *Blick* hat sich grosse Verdienste um die Volksgesundheit erworben. Statt einen blauen Brief hätten Sie eigentlich den Journalistenpreis der Ringier-Stiftung verdient.

Nun hoffe ich sehr, dass es andere Medien gibt, die Ihre hohe Kompetenz auf einem Gebiet, das alle angeht, zu schätzen wissen und Ihrer Kolumne den verdienten Platz bieten.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Guy Parmelin



Als ich mein Präsidentsjahr begann, bedauerten viele Bekannte, dass ich wohl nur wenige meiner Amtskollegen und -kolleginnen würde treffen können: Die Covid-Krise hatte auch die diplomatischen Reiseaktivitäten lahmgelegt.

Tatsächlich habe ich die meisten auf dem Bildschirm oder via Telefon «getroffen». So spart man Zeit, doch die Nachteile überwiegen. Bei Videokonferenzen geht viel verloren: eine Handbewegung, ein Blick zu einem Mitarbeiter – ein Teil der Persönlichkeit bleibt virtuell auf der Strecke.

Wenn man Gesprächspartner real erlebt, nimmt man mehr wahr und kann sich besser auf sie einstellen. So ist es einfacher, gute Kontakte zu pflegen. Gerade meine Treffen mit Joe Biden und Wladimir Putin in Genf haben dies eindrücklich gezeigt.

Was bleibt vom 16. Juni 2021 in Genf? Diese Frage wurde mir oft gestellt, verständlich: Ein Gipfeltreffen der Superlative ist nicht politischer Alltag, sondern eine ausserordentliche Erfahrung – und eine Herausforderung im Dienste der Schweiz.

Gewaltig war das Sicherheitsaufgebot, das wir mit dem Kanton und der Gemeinde Genf in nur drei Wochen auf die Beine stellten. Unsere amerikanischen und russischen Partner hatten klare Vorstellungen, was die Sicherheit anbetrifft, und unsere eigenen Sicherheitskräfte standen ihnen in Sachen Professionalität in nichts nach. Doch die Koordination all der Sicherheitsdienste auf Schweizer Boden war eine Aufgabe, die einiges an Verständnis und diplomatischem Fingerspitzengefühl erforderte.

Das Programm war auf die Minute durchgeplant, die Schweizer Protokollchefin wachte über die zeitlichen Vorgaben. Für mein Treffen mit Präsident Biden waren genau dreissig Minuten eingeplant. Mit meinen Mitarbeitern hatte ich ein Zeichen abgemacht, damit ich zwei Minuten vor dem offiziellen Ende gewarnt war. Das vereinbarte Signal erhielt ich in dem Moment, als Joe Biden auf meine letzte Frage zu einer längeren Antwort ausholte. Zum Glück hatte der amerikanische Präsident die Zeit selbst überzogen, so konnten die Amerikaner unserem Team sicherlich nichts vorwerfen.

Was gewann die Schweiz mit diesem Gipfel? Sie rief sich als neutrale Erbringerin von Guten Diensten effektiv in Erinnerung. Genf, Sitz des europäischen Hauptquartiers der Vereinten Nationen und unzähliger internationaler Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen, war dank über 1200 Medienschaaffenden wieder weltweit im Gespräch: «Genève, ville de paix».

Auch das Savoir-faire der Schweiz in Sachen internationaler Grossevents wurde unter Beweis gestellt. Ich bin stolz, dass es uns gelungen ist, diesen Anlass störungsfrei über die Bühne zu bringen. Ich danke allen, die diesen Erfolg ermöglicht haben, nicht zuletzt der Genfer Bevölkerung. Sie hat die Unannehmlichkeiten gelassen über sich ergehen lassen.

Weiterer Pluspunkt: Die Schweiz hatte für eine kurze, aber massgebliche Zeit direkten Zugang zu zwei der wichtigsten Entscheidungsträger der Weltpolitik. Ein Privileg, das man nicht genügend hoch einschätzen kann. Während meiner Treffen mit Wladimir Putin und Joe Biden konnten wir verschiedene Anliegen zur Sprache bringen, die nun weiterverfolgt werden.

Nur schon die Tatsache, dass gewisse Themen einem Staatschef zur Kenntnis gebracht werden, hilft oft bei der Lösungsfindung.

Und was brachte das Treffen für die Welt? Mehr Stabilität. Dass Joe Biden und Wladimir Putin sich bereit erklärten, ihre Botschafter wieder ins andere Land zu schicken, schafft Möglichkeiten, um Missverständnisse auszuräumen. Das macht die Welt ein Stück sicherer. Weiter wurden gemeinsam Problemfelder abgesteckt, etwa im Cyberraum und bei den strategischen Waffen. Es wird sich zeigen, ob die Grossmächte in diesen Bereichen tatsächlich Fortschritte erzielen können.

Wir müssen uns im Klaren sein: 2021 ist nicht mit 1985 vergleichbar. Als Kurt Furgler Ronald Reagan und Michail Gorbatschow empfing, war die Sowjetunion in einer Umbauphase, und die Vereinigten Staaten waren wirtschaftlich und politisch im Vormarsch. Heute will Russland seine Bedeutung auf der Weltbühne unterstreichen, und die USA müssen sich in einer neuen multipolaren Welt zurechtfinden. Die Schweiz will dabei helfen, dass dies in friedlicher Weise geschieht.

Bin ich stolz auf meine Treffen in Genf? Ja, sicher. Dieser sonnige Tag bleibt unvergessen. Aber schon am nächsten Tag kehrte ich von der Weltbühne auf den Boden des politischen Alltags zurück. Im Parlament durfte ich zu Themen Stellung nehmen, die unseren Bürgerinnen und Bürgern wohl näherstehen als ein internationales Gipfeltreffen. Diskutiert wurde etwa über die Vor- und Nachteile von Schleppschläuchen in der Landwirtschaft.

Guy Parmelin ist Bundespräsident und Vorsteher des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung.

Pro·Idee

Das Besondere. Das Beste.
Und das oft Vermisste.

**Exklusiv für Weltwoche
LeserInnen**

Gutschein*

Fr. 10.-

**Ihre Gutschein-Nr.
216221W**

**Gültig bis
22.07.2021**

Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

*Natürlich können Sie Ihren Fr. 10.- Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist gültig für das gesamte Sortiment und ist nur einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 100.-.



Dieses Polo pillt nie. Läuft nicht ein. Behält die Farbe. Kühlt und trocknet doppelt so schnell wie ein Baumwoll-Polo.

Coolmax®-Kurzarm-Polo

Weiss Best.-Nr: 319-830
Marine Best.-Nr: 319-837
z. B. Grösse 46 Fr. 73.95



Angenehm temperiertes Wasser statt kaltem Schauer – nur durch die Kraft der Sonne.
In nur 10 Minuten aufgestellt und an den mitgelieferten Gartenschlauch angeschlossen. Mit flexibler, höhenverstellbarer Handbrause.

Solardusche Sunny Premium

Best.-Nr: 214-054
Fr. 149.-



Fit im Sitzen. Ganz nebenbei – beim Fernsehen, Lesen, während der Arbeit ...

Mit einem der kompaktesten und leichtesten Ellipsentrainer seiner Art. Preisgekröntes* Design vom US-Spezialisten Cubii.

Ellipsentrainer Cubii

Best.-Nr: 232-399
Fr. 199.95

Die schnellere Schwimmbrille ist auch die bessere.

Speedo Fastskin Pure Focus Mirror

Best.-Nr: 232-463
Fr. 79.95



Der immer saubere unter den weissen Sneakern.
Maschinenwaschbar. Salzwasserfest. Schnell trocknend. Von Swims/Norwegen.

Swims Wash&Wet-Sneaker

Herren
Best.-Nr: 326-796
z.B. Grösse 42
Fr. 179.95

Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. +41 (0)71-274 66 17

Junges Deutschland

Spieglein, Spieglein, an der Wand,
welches sind die interessantesten neuen Köpfe im Land?

Kai Diekmann

**Nathanael Liminski, 35,
der Kanzlermacher:**



Aufwärts: Liminski.

Katholik, neun Geschwister, «Generation Benedikt», natürlich Rheinländer. Steile Karriere in den Maschinenräumen der Politik, bei Roland Koch, KT Guttenberg, Thomas de Maizière. Der junge Mann hinter dem Wahlsieg Armin Laschets 2017 in Nordrhein-Westfalen, hinter dem Aufstieg Laschets zum CDU-Vorsitzenden und Kanzlerkandidaten, Chef von dessen Staatskanzlei. Mastermind und Schattenmann – *next step* Kanzleramt?

**Igor Levit, 34,
der Pianist seiner Generation:**

Jahrhunderttalent, 144 936 Follower auf Twitter, Aktivist, Professor, Jude. Im russischen Gorki geboren. 1995 Übersiedlung nach Deutschland mit seiner Familie. Erste Klavierstunde mit drei Jahren, erstes Konzert mit sechs. Als Corona der Welt ihren Sound nimmt, überspielt er den grausamen Soundtrack der Pandemie mit seiner Musik. Gibt 52 Hauskonzerte. Aus seinem Wohnzimmer, live über Twitter und Instagram. Tausende hören und sehen dem Mann am Piano zu. Bundesverdienstkreuz vom Bundespräsidenten, Einladung ins Schloss Bellevue. Dort spielte er Beethoven – was sonst? Levit verbindet Kunst mit Politik. Nicht, weil er kann. Sondern, weil er muss.



Begnadet: Levit.

**Anne Bressemer, 38,
die Frau, die gegen den Strom schwimmt:**
Ostsee-Kind aus der ehemaligen DDR, Frau



Durchhalten ist alles: Anne Bressemer.

Oberstleutnant der Bundeswehr, Direktkandidatin für die SPD bei der Bundestagswahl, Mutter von Zwillingen. Muss man alles erst mal in einem Lebenslauf unterbringen. Als die Mauer fällt, feiert sie ihren 7. Geburtstag in Nordthüringen, mit neunzehn meldet sie sich zum Dienst bei der Luftwaffe in Bayreuth. Politikstudium an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg, Ausbildung zum Einsatzführungsoffizier, nebenbei Praktikum im Bundestag bei der SPD, Abgeordnete daheim in Stadtrat und Kreisrat. Mit 94 Prozent der Delegiertenstimmen zur Bundestagskandidatin für den Wahlkreis Eichsfeld–Nordhausen–Kyffhäuserkreis nominiert – auf Bundesebene macht es die SPD der eigenen Kandidatin, die selbstverständlich Uniform trägt, immer wieder schwer. Von Widerspruch bis zur offenen Ablehnung. Bewaffnete Drohnen, um das Leben der Kameraden im Einsatz zu schützen? Nicht mit der SPD der Kandidatin. Durchhalten hat die bei der Bundeswehr gelernt. Und weiss: Politik ist Marathon.

**Marie von den Benken, 32,
aka «Regendelfin»:**

Mit vierzehn in Hamburg als Model entdeckt – statt Reisen durch die Modemetropolen auf der ganzen Welt nur ein Machtwort der Eltern: erst Abi, dann Fashion Weeks. Mit 21 gelangweilt. Nicht von ihren Eltern, sondern von der Modelbranche. Logische Konsequenz: Twitter-Account. Schnappatmung in Deutschlands So-



Fashion und Politik: Marie von den Benken.

cial-Media-Bubble: eine hübsche junge Frau, die auch noch lustig ist? Beinahe 200 000 Follower, später: Grenzgängerin. Mit 22 Vegetarierin, mit 26 Veganerin. 2016 von Philipp Jessen zum *Stern* geholt. Plötzlich ist das Model auch noch Autorin. Ihre «Germany's Next Topmodel»-Kolumnen werden Kult. Gleichzeitig zieht sie in den Kampf gegen Massentierhaltung. Nicht bei Heidi Klum, sondern im Supermarkt. Super-GAU für alte weisse Männer. Marie verbindet Fashion mit Politik und Trash-TV mit Klimaaktivismus. 2020 tritt sie auch noch in die SPD ein. Geliebt, gehasst. Germany's Next Topvordenkerin? Oder nur Internetphänomen? Jedenfalls nicht: leise.

**Franziska Zimmerer, 28,
Social-Media-Meisterin der Welt:**



Bis zur Schmerzgrenze: Zimmerer.

Münchener Kind mit rheinischen Eltern, Politikstudium an der London School of Economics (LSE – wie Annalena Baerbock, aber ohne Diskussionen über ihren Lebenslauf). Natürlich Station bei *Bild*, dann *next level* Storymachine, Ghost-Poster für CEOs, Unternehmen und Parteien auf Twitter, LinkedIn und andere. Im (Storymachine-)Team von Ursula von der Leyen auf deren Weg nach Europa, vorher noch schnell Social-Media-mässig ein wenig die CDU gerettet («Ich bin das DU – und ich nehme Dir den Seitensprung nicht übel, aber wir müssen zusammenhalten, in guten wie in schlechten Zeiten»), nachdem Greenpeace dem Konrad-Adenauer-Haus mal eben das «C» aus dem Logo öffentlichkeitswirksam entwendet hatte («Ich bin das C – ich halte es mit DU nicht mehr aus»). Bis zur Schmerzgrenze liberal, auf Social Media ironisch, manchmal böse – aber nie langweilig. *More to come!*

**Laura Karasek, 39,
Multi-Multitaskerin der Nation:**

Tochter von Literaturpapst Hellmuth Karasek (gestorben 2015), sozialisiert im feinen Hamburg-Harvestehude, studiert in Berlin, Paris, Frankfurt: Rechtswissenschaften, natürlich Prädikatsexamen. Nebenbei



Mutig: Hiesserich.

Schriftstellerin («Verspielte Jahre»), Bestsellerautorin («Ja, die sind echt – Geschichten über Frauen und Männer»), Fernsehmoderatorin («Die Höhle der Lügen», ZDF neo) als Vertretung für Jan Böhmermann, Schauspielerin: Mit Florian Silbereisen heuert sie auf dem «Traumschiff» an. Blondierte Feministin in High Heels. Doch das alles war nur der Anfang. Wovon? Etwas ungehörig Gewaltigem. PS: Ach ja, Mutter von Zwillingen ist sie auch noch ...



Ungehörig: Karasek.

**Manuel Arora, 33,
simply «The Brain»:**



Überflieger: Arora.

Vater Inder, Mutter Deutsche, Kindheit in der niedersächsischen Provinz bei Oldenburg. Überspringt in der Schule zwei Klassen, mit sechzehn Abitur in Meck-Pomm, mit 24 Promotion zum Doktor der Mathematik in Bonn. 2013 ausgewandert in die USA, um am renommierten

California Institute of Technology über Algorithmen zu forschen. Wenig überraschend zieht es ihn zwei Jahre später ins Silicon Valley – und gleich zu den ganz Grossen: Research Scientist bei Twitter, dann Senior Research Scientist bei Netflix, zuständig für die geheimnisvollen mathematischen Formeln, die darüber entscheiden, welche Serie für mich die richtige ist. Seit 2018 schliesslich bei der Nummer eins: Apple! Was er dort macht? Natürlich «künstliche Intelligenz», spezialisiert auf maschinelles Lernen. Tech-Industrie und Kalifornien sind die neue Heimat. Fehlt nur noch das eigene Start-up – vielleicht in Berlin?

**Jan Malte Hiesserich, 41,
der CEO-Flüsterer:**

In den Schulferien steht der Teenager aus dem Sauerland Jahr für Jahr an der Stanze einer Stahl schmiede, nach dem Abi Rettungssanitäter bei der Berufsfeuerwehr, 24-Stun-

den-Schichten. Schliesslich doch Politikstudium, als Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn, mit Stationen in Prag und Warwick. Auszeit 2004: Wahlkämpfer für den demokratischen Präsidentschaftskandidaten John Kerry im tiefen Süden der USA, *Bush country*. Wer sich das traut, der traut sich was. Ab 2006 mittendrin in Kommunikationsschlachten und Übernahmედramen in den Beletagen der deutschen Wirtschaft: Porsche, Volkswagen et cetera. Autor zweier Bücher (z. B. «Der CEO-Navigator») – die CEOs hören auf seinen Rat (etwa Christian Klein, SAP). Neueste Herausforderung: dem milliardenschweren US-Data-Analytics-Spezialisten Palantir in Deutschland zu mehr Ansehen und wirtschaftlicher Schlagkraft verhelfen. Was er mehr hat als andere? Die Ruhe weg. Hobbypilot ist er natürlich auch – eine Cirrus muss es sein, Turboprop.

**David Czupryn, 38,
Maler-Meister, Meister-Maler:**



Surrealismus pur: Czupryn.

Der Vater Ober-Stranggiesser im Stahlwerk Thyssen, Hauptschule in Duisburg-Marxloh, dann ab in die Schreinerlehre – so wie sich das im Pott, im Ruhrgebiet, gehört. Ja, von wegen: Sein Meister erkennt das Talent des jungen Lehrlings – allerdings nicht am Hobel, sondern am Zeichentisch. Es geht Schlag auf Schlag: Sonderbegabten-Prüfung mit 1,3 bestanden – ohne Abitur wird er als Student in der Kunstakademie Düsseldorf (Beuys, Immen dorff, Polke, Richter) aufgenommen. Aus dem Arbeiterkind wird der Künstler: Seine Werke sind Surrealismus pur, seine Bildzitate verschlüsselte Korrespondenz mit grossen Namen wie Max Ernst, Bruce Nauman oder Jörg Immen dorff. Für den Betrachter ein spannendes – und höchst unterhaltsames – Rätselraten. Ausstellungen in Turin, London, New York et al. Auf der Karriereleiter geht es weiter – jetzt in Rom in der Villa Massimo. Von ihm werden wir noch viel sehen. Noch sehr, sehr viel.

Kai Diekmann ist Gründer der Agentur Storymachine. Davor war er lange Jahre Chefredaktor der *Bild*-Zeitung.

Zweimal schon am Boden

Als gäbe es keinen 13. Juni, nimmt Bundesrätin Simonetta Sommaruga einen zweiten Anlauf für Klimaschutzmassnahmen. Hat sie genug Stehvermögen?

Es war ein überraschender Blick in ihr Innenleben, den Umweltministerin Sommaruga dem *Sonntagsblick* in einem Interview gewährte: Die Berner Sozialdemokratin offenbarte dem Blatt, sie schaue sich gerne Boxkämpfe an. Liegt es daran, dass es sie begeistert, wenn sich zwei Männer gegenseitig vermöbeln? Oder sind Boxkämpfe ihr persönliches Ventil, um Frustrationen zu verarbeiten?

Jedenfalls hat sich bei ihr nach der Niederlage beim CO₂-Gesetz anlässlich der Volksabstimmung vom 13. Juni einiges angestaut, auch wenn sie sich nichts anmerken lässt. Zum zweiten Mal hat sie eine Abstimmung verloren, bei der sie nur die SVP gegen sich hatte. Ein erstes Mal ging sie 2014 bei der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) – bildlich gesprochen – zu Boden. Damals war sie noch Justizministerin. Seit 2018 ist Sommaruga Umwelt- und Energieministerin und hat nun bei der wohl wichtigsten Vorlage dieses Schlüsseldepartements Prügel bezogen – auch diesmal stammte der einzige Gegenwind von der SVP.

Steinchen auf dem Weg

Angriffslustig liess Box-Fan Sommaruga aber bereits durchblicken, dass ein Kampf über mehrere Runden gehe – als sei der Urnengang vom vorletzten Sonntag bloss ein Steinchen auf dem Weg ins selbstgestrickte sozialökologische Paradies.

Die Schweiz müsse bei den Massnahmen zum Klimaschutz einen neuen Anlauf nehmen, gab sie öffentlich zu verstehen. Die Vorlage sei womöglich überladen gewesen. Unterschwellig liess sie durchblicken, sie wolle jetzt die gescheiterte CO₂-Revision dem Parlament scheinbarweise auftischen. Damit legt die Bundesrätin ein etwas seltsames Demokratieverständnis an den Tag.

Gut, sie sucht vorerst auch das Gespräch mit den Siegern des Abstimmungssonntags, wie SVP-Nationalrat Christian Imark bestätigt. Aber ist sie bereit, deren Vorschläge ernsthaft zu prüfen? SVP-Präsident Marco Chiesa hat nach der Abstimmung deutlich gemacht, worauf es seiner Partei beim Klimaschutz und bei der Energiepolitik ankommt: «Bei zukünftigen



Eine Frage der Moral: Sommaruga.

Diskussionen und Regulierungen muss das Bevölkerungswachstum angemessen berücksichtigt werden.»

Die Schweiz wuchs in den letzten fünfzehn Jahren um eine Million Einwohner. Selbst im Corona-Jahr 2020 mit zeitweisen Grenzschliessungen verzeichnete das Land eine Nettozuwanderung von 63 390 Personen, was der Grösse der Stadt Lugano entspricht. All diese Leute benötigen Wohnungen, Schulen, Spitäler. Sie nutzen Strassen, Bahn und Bus, verbrauchen Wasser, Benzin und Strom. Kurz: Sie verursachen zusätzliche CO₂-Emissionen. Darüber liess die SP-Bundesrätin Sommaruga bisher nicht mit sich reden, dieses Problem blendet sie seit Jahren konsequent aus.

Aber jetzt ist die Umweltministerin angezählt, um es im Fachjargon des Boxsports auszudrücken. Hat sie genug Stehvermögen, um ihre ideologisch eingefärbten Positionen eine weitere Runde zu verteidigen? Kämpfen kann sie, das hat sie in den letzten Jahren bewiesen. Souverän boxte sie linke Vorlagen durch den bürgerlichen Bundesrat und engagierte sich bei Abstimmungen mit viel Herzblut. Anders als ihre Vorgängerin Doris

Leuthard (CVP) geniesst Sommaruga aber keinen Nimbus der Unverwundbarkeit. Die Aargauerin wickelte damals alle um den Finger und hat der Schweiz auch den unrealistischen Pariser Klimavertrag eingebracht. Den SVP-Vertretern aber hat sie das Gefühl vermittelt, sie nehme deren Anliegen ernst.

Weit weg vom realen Alltag

Sommaruga dagegen blickt selten nach rechts. Sie richtet ihren Fokus hauptsächlich auf das links-grüne grossstädtische Milieu, in dem sie selber verkehrt. Das kann den Durchblick manchmal trüben. Im virtuellen Austausch mit der Community der Gratiszeitung *20 Minuten* zeigte sie sich noch im April überaus zuversichtlich, dass die CO₂-Vorlage angenommen wird, weil diese eine breite Unterstützung genieisse und nur die SVP dagegen sei. Die SP-Bundesrätin war dermassen auf die Linke und auf die ihr wohlgesinnten Kreise fixiert, dass sie den rechten Hammerschlag gar nicht kommen sah.

Der Kampf gegen die Treibhausgase ist aus ihrer Sicht keine politische Auseinandersetzung, sondern eine Frage der Moral – und die Pariser Klimaziele sind der entsprechende Kodex dazu. Wer vom Kanon ihrer Klima- und Umweltschutz-Denkgebote abweicht, den straft sie mit Verachtung. Ungewöhnlich despektierlich für eine Bundesrätin desavouierte sie in der «Arena» des Schweizer Fernsehens die Erdölbranche als «Erdöllobby», als handle es sich um einen Obskurantenverein. Den Strassenverkehrsverbänden, die sich um ein Gespräch mit ihr bemühten, zeigte sie monatelang die kalte Schulter.

Dass der reale Alltag vieler Schweizer anders aussieht, als die links-grünen Klima-Missionare um Sommaruga in ihrer Wohlfühlblase wahrnehmen, sollte ihnen nach dem Nein zum CO₂-Gesetz langsam dämmern. Es war eine klare Absage an einen staatlichen rot-grünen Dirigismus. Sommaruga hat recht, wenn sie sagt, dass ein Kampf über mehrere Runden geht. Sie brauchte aber schon so etwas wie einen Lucky Punch, um diesen Kampf noch zu gewinnen. Denn zurzeit steht sie einem technischen K. o. näher.



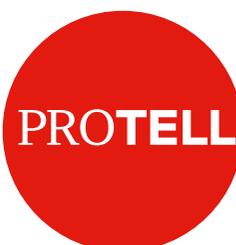
NICHT MIT UNS.

Als gemeinnützige Gesellschaft leistet PROTELL seit vielen Jahrzehnten im Interesse aller Bürgerinnen und Bürger Widerstand gegen neue, unbegründete Verschärfungen des Waffenrechts, die auf Dauer unsere liberalen und traditionellen Werte zersetzen. Proaktiv und glasklar in der Sache vertritt unser Anwaltsnetzwerk Mitglieder, denen die Behörden einen «Knoten» in den Lauf machen wollten.

Informieren Sie sich jetzt unter www.protell.ch.



Geeint sind wir stark.



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Schweizer Empörungsritual: Bleiben die Fussballer beim Abspielen der Nationalhymne stumm, regt sich vor den Fernsehern der Volkszorn.

Warum eigentlich? Die Schweiz ist ein mehrsprachiges Land. Soll Granit Xhaka auf Deutsch, Kevin Mbabu auf Französisch und Vladimir Petkovic auf Italienisch singen? Glaubt jemand, die Spieler würden mit einem solchen Kauderwelsch im Ohr weniger orientierungslos über den Platz stolpern als im Match gegen Italien?

Die Nationalhymne hat in der Schweiz kaum eine Bedeutung. Wer hat sie zuletzt im Alltag gehört? Wer hat sie schon einmal gedankenverloren vor sich hin gepfiffen?

Die Amerikaner singen ihre Hymne bei jeder Gelegenheit. In der Schweiz kennt nur eine Minderheit überhaupt den Text der frommen Strophen. Das dürfte den weitverbreiteten Irrtum erklären, die Schweizer Fussballer könnten sich mit dem Singen der Hymne vor dem Spiel aufputzen. Das gilt vielleicht für die Franzosen («Aux armes, citoyens!»). Wer aber soll sich in Kampfstimmung versetzt fühlen, wenn er Morgenrot, Strahlenmeer und den Hoherhabenen besingt? Auch die schwerblütige Melodie setzt kein Adrenalin frei.

Wie unwichtig die Hymne für das Selbstverständnis des Landes ist, zeigt ihre Geschichte. Früher sangen die Schweizer den Text «Rufst du mein Vaterland» zur Melodie der britischen Hymne. Erst seit 1961 gilt die heutige Hymne, wobei sie bis 1981 den Status eines Provisoriums hatte.

Das alte nationale Symbol der Schweiz ist das Kreuz. Obwohl das Land seit Jahrhunderten eine Republik ist, hat sie keine

Trikolore als Nationalflagge. Das Kreuz, eigentlich das Symbol christlicher Monarchien, steht für die Souveränität der Eidgenossenschaft.

Wenn die Schweizer Fussballer vor dem Anpfiff schweigen, ist das kein Grund zur Sorge. Anders sähe es aus, würde das Kreuz von ihren Trikots verschwinden. Der spanische Fussballklub Real Madrid hat es vorgemacht. Damit sich seine Produkte in muslimischen Ländern besser verkaufen, fehlt dort das königliche Kreuz im Vereinslogo.

Das ist in der Schweiz zum Glück kein Thema. Doch was die Hymne angeht, ist Spanien ein Vorbild. Die «Marcha Real», eine der

Singfaule Fussballer hin oder her: Die mehrsprachige Schweiz sollte eine Hymne ohne Text haben.

ältesten Nationalhymnen Europas, kommt ohne Text aus. Trotzdem gewannen die spanischen Fussballer zwei Europameisterschaften und eine Weltmeisterschaft. Die Schweizer scheiden dagegen zuverlässig im Achtelfinal aus, meist gegen schlagbare Gegner wie die Ukraine, Polen und Schweden.

Merke: Die mehrsprachige Schweiz sollte eine Hymne ohne Text haben.

Die Juso wollen in der Schweiz das Grundrecht auf Eigentum einschränken: Niemand solle mehr als 100 Millionen Franken besitzen. Aus der Enteignungsfantasie dürfte schon bald eine Volksinitiative werden.

Eigentlich müssten die Jungfreisinnigen eine Gegeninitiative lancieren: Der Wähleranteil der Sozialdemokraten sei auf 5 Prozent zu beschränken.

Wie wichtig der Schutz der Grundrechte ist, wird einem spätestens dann klar, wenn man selber vom Angriff auf den Rechtsstaat betroffen ist.

Seit Petra Gössi ihren Rücktritt als FDP-Präsidentin angekündigt hat, beginnt sich eine seltsame Deutung ihrer Amtszeit zu etablieren. «Es wurde nie wirklich ausgesprochen», berichten die Tamedia-Zeitungen dramatisch, aber die Kritik an Gössi «hatte auch damit zu tun, dass sie eine Frau ist».

Auch *Sonntagsblick*-Chefredaktor Gieri Cavelti glaubt in der Kritik «oft eine frauenfeindliche Färbung» erkannt zu haben. Als Beleg dafür dient ihm ein zwei Jahre alter Artikel der *NZZ am Sonntag*. Ein Freisinniger sagte damals im Schutz der Anonymität, die Präsidentin sei ein «sympathisches Aushängeschild», doch «nicht die begabteste Strategin».

War das ein Anschlag auf ihre Integrität als Frau? Wurde Petra Gössi härter angegangen als ein Mann in einer solchen Position? Hätte sie es als Peter Gössi leichter gehabt?

Zweifel sind angebracht. Nehmen wir Marco Chiesa, den neuen SVP-Präsidenten. Er musste sich kürzlich vorhalten lassen, er sei ein «politischer Nonvaleur», und das ausgerechnet an dem Tag, als die SVP das CO₂-Gesetz bodigte.

Das abenteuerliche Urteil stammt von Arthur Rutishauser, dem Chef der feministischen Tamedia-Redaktion. Hätte sich Rutishauser zu diesem Kommentar auch dann hinreissen lassen, wenn eine Martha Chiesa die SVP anführen würde?

Es sei hiermit ausgesprochen: Nein.

Herz eines Boxers

Mit der R 18 Classic erinnert BMW an die Anfänge der tourentauglichen Cruiser-Maschinen. Dazu kommen zeitgemässe Töfftechnik und ein unvergleichlicher, mächtiger Motor.

David Schnapp



Moderne Nostalgie: die BMW R 18 Classic in ihrer natürlichen Umgebung, *on the road*.

Man sollte erlebt haben, wie der eindrucksvolle Boxermotor mit einem Daumendruck auf den Startknopf zum Leben erwacht und, vertrauensvoll vibrierend, zu brummen beginnt. Der «Big Boxer» ist zweifellos das Herz dieses Cruisers von BMW, ein mächtiges Aggregat mit zwei Zylindern, 1802 Kubikzentimeter Hubraum, 91 PS (67 kW) Leistung und einem permanenten Drehmoment von 150 Nm zwischen 2000 und 4000 Umdrehungen pro Minute. Aber vor allem ist dieses wummernde Herz mit der Gewissheit versehen, dass es eines wie keines ist. Wie eine Skulptur sitzt der quer eingebaute Motor vor dem Fahrer und erinnert ihn immer wieder daran, dass er nicht irgendeinen Töff fährt.

Das sichere Gefühl, eine Maschine zu lenken, die mit einem hohen Mass an Unvergleichbarkeit konstruiert wurde, ist in dieser Kategorie von Motorrädern entscheidend. Die neue R 18 Classic erinnert zwar mit klassischen Designanleihen an die Zeiten, als die Cruiser langstreckentauglich wurden. Im Fall der BMW ist das an stilvollen Elementen wie den edlen Satteltaschen, dem geschwungenen Windschild, dem breiten Lenker, einer bequem ge-

polsterten Sitzbank oder den beiden an einer blitzenden Chromstange befestigten Zusatzscheinwerfern zu erkennen. Die polierte Nostalgie hat aber einen zeitgemässen Kern: LED-Technik etwa sorgt bei den Lichtquellen für einen modernen Auftritt und beste Sicht.

Diese perfekt ineinandergreifende Kombination aus Sinn für Geschichte – Motorrad-Boxer-motoren werden bei BMW seit 1923 gefertigt – und den Zeichen der Zeit, die überall an der R 18 Classic zu erkennen sind, macht den besonderen Charme der Maschine aus. So sind drei Fahrmodi («Rain», «Roll» und «Rock») ebenso selbstverständlich wie eine automatische Stabilitätskontrolle (ASC) und die Motor-Schleppmoment-Regelung (MSR). Optional erhältlich sind eine komfortable Rückfahrrhilfe und die «Hill Start Control», die für einfaches Anfahren am Berg zuständig ist.

Individualität aus Chrom und Stahl

Die Architektur der R 18 ist darauf ausgelegt, das Motorrad leicht individualisieren zu können. Das ist ein weiteres tragendes Element der Unvergleichbarkeit. BMW-Händler Rainer Bächli aus Dietikon weiss, wie wichtig das für

seine Kunden ist: «Individualisierung steht bei einem solchen Töff für einen individuellen Lebensstil, ein Gefühl von Freiheit und das Selbstbewusstsein, so zu sein, wie man will», sagt der erfahrene Customizing-Spezialist, der seit bald dreissig Jahren Motorräder umbaut.

Dieser aus Chrom und Stahl geschmiedete Ausdruck der Individualität gehe einher mit der Freude, etwas entstehen zu sehen, «wenn der Sattler den Sitz näht, der Spengler die Schutzbleche kürzt oder der Lackierer die Wunschfarbe aufträgt», sagt der Chef von Bächli Motorcycles AG. Die BMW R 18 hat für den leidenschaftlichen Töfffahrer Kulturpotenzial. Ob man sie nun individualisiert oder nicht – die Classic ist eine Königin der Landstrasse: In ihrer natürlichen Umgebung ist sie etwas Besonderes, sie garantiert die Freude an der langen Ausfahrt ebenso wie den dafür notwendigen Komfort.



Diese Seite entstand in Zusammenarbeit von BMW Motorrad Schweiz und der Weltwoche.

Wer ist Angela Merkel?

Je mehr ich über sie weiss,
desto rätselhafter wird die mächtigste Frau der Welt.

Franz Josef Wagner

Glauben Sie mir, es ist leichter, über den Unbekannten Soldaten zu schreiben als über Angela Merkel. Über den Unbekannten Soldaten weiss ich nichts, aber ich könnte sofort mit dem Erzählen beginnen. Von einem Sohn und den Tränen seiner Mutter, von einem jungen Ehemann und den Tränen der Witwe, von Verdun, von Kameradschaft.

Über Frau Merkel weiss ich fast alles. Je mehr ich über sie weiss, desto rätselhafter wird sie. Anders ausgedrückt: Was versteht man vom Reiten, wenn man weiss, dass das Pferd auf Lateinisch *equus* heisst?

Fingerkuppen in Pflastern

Ich bin Kolumnist der *Bild*-Zeitung. Meine Kolumne heisst «Post von Wagner». Ich schreibe über Frau Merkel, seit die Mauer gefallen ist. Ich habe über ihr Zittern geschrieben («Frau Merkel, Sie haben einen *public body*, Sie haben die Pflicht, uns aufzuklären»). Ich habe über ihren Gesichtsausdruck geschrieben, als Trump ihr den Handschlag verweigerte («Lächeln mit einem Hai-fisch»). Ich habe nicht darüber geschrieben, dass sie Fingernägel kaut.

Die Fingernägel «der mächtigsten Frau der Welt» (*New York Times*) sind oft blutig. Ihre Fingerkuppen sind mit Pflastern umklebt, bis aufs Fleisch sind ihre Nägel heruntergeschnitten. Ich bin nicht Dr. Freud, deshalb schwieg ich. Eine Fingernägel-kauende Kanzlerin wäre keine Heldin mehr. Oder – vielleicht doch, vielleicht wäre sie uns nähergekommen. Als Zweiflerin, als Mensch mit Ängsten.

In der Pubertät kauen Mädchen an ihren Fingernägeln. Die Kanzlerin ist 66. Wie schwer ist das Kreuz auf ihren Schultern? Ver-rutscht jetzt das Bild, das wir von ihr – der mächtigsten Frau – haben? Wir sind am Anfang des Rätsels.

Wenn es stimmt, dass das Schicksal eines Menschen in der Kindheit beginnt, sozusagen die Tür zum späteren Leben ist, dann ist das Schicksal der Angela Merkel, dass sie hochbegabt ist. Einser-Abitur. Nie war sie Zweitbeste.

Hochbegabt zu sein, verleitet zum Rechthaben. Es ist eine ewige Spannung ohne Ent-

spannung. Nur im Sport war sie eine Null. Einmal stand sie auf einem Dreimeterbrett, es vergingen Stunden, bis sie sprang. Alle waren schon weggegangen.

Ein mutiges Mädchen war sie nicht – aber irgendwie hab ich das Mädchen auf dem Sprungbrett gern. Am Ende ist es todesmutig und springt. Angela Merkel ist ein DDR-Mädchen. Aufgewachsen in Templin.

Googelt man Templin, dann liest man «Perle der Uckermark», 13 000 Einwohner, viel Natur, mittelalterliche Stadtmauer. Ihr Vater ist der Pastor Horst Kasner. Er leitet ein Heim für Behinderte. Es gibt eine Schreinerei, eine Gärtnerei.

Geboren ist Angela Merkel 1954 in Hamburg, ihr Vater zog mit seiner Familie in den kommunistischen Osten. Er sagte (Zitat aus Evelyn Rolls grossartiger Biografie «Die Kanzlerin»): «Ich wollte nicht bei den Fleischtöpfen Ägyptens rumhängen. Ich wollte da hingehen, wo man gebraucht wurde» – Gott gebraucht wurde, verkürzt gesagt.

In diesem Milieu wächst das Mädchen auf. Was in ihrem Pfarrer-Elternhaus gedacht, gesprochen wurde, musste sie draussen verschweigen. Sie musste die Sklavensprache der

Einmal stand sie auf einem Dreimeterbrett, es vergingen Stunden, bis sie sprang.

Ossis sprechen. «Bau auf, Bau auf, überall der Hammer ertönt» oder die «Internationale» sang sie als Zehnjährige. Spricht sie darum als Kanzlerin so undeutlich? Eine Schulfreundin sagte damals zu ihr: «Sag einfach, dein Vater ist Fahrer, sag nicht Pfarrer.»

Katarina Witt des Gehirns

Seltsam ist, dass wir Angela Merkel nicht unter den Demonstrierenden finden. Sie verschläft den Fall der Mauer. Sie war in der Sauna.

Sie ist Physikerin an der Berliner Akademie der Wissenschaften. Dr. Angela Merkel hat sich in der Welt der Wissenschaft versteckt,

wo die Honeckers, Mielkes nicht sind. Warum sie nicht «Wir sind ein Volk» mitschrie, hat sie nie erklärt.

Fühlte sie sich wohl in der DDR? Na ja. Als Hochbegabte gewann sie alle Preise. Sie war die Katarina Witt des Gehirns, nahm an den Russisch-Olympiaden, den Weltmeisterschaften in Russisch, teil. Die Goldmedaille war ein Monat Moskau, natürlich gewann sie. Sie spricht mit Putin Russisch, als wäre es ihre Muttersprache.

Sie hat früh geheiratet – einen Studenten der Physik, einen Herrn Merkel. In der DDR heiratete man, um eine Wohnung zu kriegen. War das der Grund? Nach zwei Jahren trennten sie sich, den Namen Merkel behielt sie.

Kirsch-Whisky

Angela Merkel war keine Rose, aber sie war entwaffnend jung. Es gab Partys in Studentenkellern in Leipzig, als sie dort studierte – sie hatte Kirsch-Whisky besorgt. Sie tanzte, war schlank. Ob sie rauchte, weiss ich nicht.

«Ich war damals Bardame», sagt sie.

Sie tauchte in der Politik auf wie ein stellungsloser Schauspieler. Sie wurde stellvertretende Pressesprecherin der Übergangsregierung de Maizière, sie riss Faxen aus Bonn heraus, und weil ihr Chef, der erste Regierungssprecher, Flugangst hatte, flog sie mit de Maizière zu allen Verhandlungen nach Bonn, Moskau.

So begann ihre Karriere – oder Angelas Mondfahrt.

Die «Apollo»-Rakete raste 1969 mit einer Geschwindigkeit von 6513 m/s zum Mond. Gemessen an «Apollo», flog Angela Merkel schneller nach oben.

1990 CDU-Bundestagsabgeordnete. Sie gewinnt das Direktmandat (48,6 Prozent der Erststimmen) im Wahlkreis Rügen-Grimmen-Stralsund (Vorpommern). 1991 Ministerin für Frauen und Jugend, 1994 Umweltministerin, 1998 CDU-Generalsekretärin, 2000 Parteivorsitzende der CDU.

Sie war 37 Jahre alt, als sie Ministerin wurde. Ich erinnere mich an die Schlabberröcke, die sie trug, und die Witze über sie. Der blödeste Witz:



Warum sie nicht «Wir sind ein Volk» mitschrie, hat sie nie erklärt: Kanzlerin Merkel.

Was für einen Beruf hat Angela Merkels Friseur? Es waren die neunziger Jahre, man nannte sie «Kohls Mädchen» oder «Ossiwachtel». «Ossiwachtel» verletzte sie derart, dass sie eine Nacht nicht schlafen konnte, wie sie 1995 einer Reporterin von *Focus* anvertraute.

Gletscher in ihrer Seele

Man amüsierte sich über sie, selbst Parteifreunde meinten, sie solle mehr aus sich machen. Sie reduzierten sie auf Schminken, Föhnen, Pudern. All dies, was vielleicht gutartig begonnen haben mag, steigerte sich zur Bosheit.

Über ihre Schuhe, praktische Schuhe, wie Krankenschwestern sie tragen, wurde gelästert. Sie würde latschen, was sie übrigens bis heute tut. Sie leidet unter einer «Bergab-Phobie», sie muss sich beim Schrittemachen konzentrieren, sehr spät, erst mit vier, lernte sie laufen.

Ich glaube in dieser Bonner Zeit bildeten sich die Gletscher in ihrer Seele. Man mobbte ihr Äusseres, man beleidigte ihr Gehirn.

«Kann sie überhaupt Englisch, die Ossiwachtel?», tuschelten Staatssekretäre und waren platt.

Die Ossiwachtel eröffnete 1995 in perfektem Englisch den Klimagipfel der Vereinten Nationen in Berlin. Angela Merkels Mutter Herlind, was für ein schöner Vorname, war Lehrerin für Englisch und Latein.

Mörderbrief an Kohl

Man kann Angela Merkels Aufstieg zur Macht nicht erzählen, ohne Shakespeares «Macbeth» zu erwähnen. Der schottische Heerführer wurde zum Königsmörder. Angela Merkel wurde es auch.

Helmut Kohl, der Vater der Einheit, ihr Förderer, verstrickt in die Spendenaffäre, aber immer noch heimlicher König, uneinsichtig, er will die Namen der Spender nicht nennen, er stellt sein Ehrenwort über das Gesetz, er ist umgeben von Schranzen, alle hatten Schmutzflecke, selbst Wolfgang Schäuble.

Die Einzige, die keinen Schmutzleck hatte, war Angela Merkel. Sie schrieb am 22. Dezem-

ber 1999 diesen 150 Zeilen langen Artikel in der FAZ. Sie forderte die CDU darin auf, sich von Kohl zu trennen. Wörtlich schrieb sie: «Sie [die Partei, d. Red.] muss sich wie jemand in der Pubertät von zu Hause lösen, eigene Wege gehen.» Kohl war erledigt.

Ich frage mich, woher sie den Mut nahm, dieses Mädchen, das sich nicht von einem Dreimeterbrett zu springen traute. Schrieb sie den Mörderbrief mit geschlossenen Augen wie damals, als sie sprang? Warum hatte sie keine Angst mehr vor dem tiefen Fall? Das Gefühl von Macht ist wahrscheinlich stärker als die Angst.

Camperkleidung, praktisch, beige

Dieses Mädchen aus dem Osten ist oben. Längst trägt sie Businesskleidung. Der Starfriseur Udo Walz hat ihre Haare neu gemacht, vor jedem Auftritt vor Kameras wird sie gepudert, getupft, sie hat eine festangestellte Kosmetikerin im Kanzleramt und eine Designerin, die ihre Jacken weitet, je mehr sie zunimmt.

Wenn sie im Urlaub ist, trägt sie deutsche Camperkleidung, praktisch, beige. An ihrem Handgelenk sind keine teuren Uhren. Sie ist die bescheidenste mächtigste Frau der Welt. Sie geht im Supermarkt einkaufen.

Was ist echt, was ist gespielt?

Ein einziges Mal erlebte ich sie unsicher. Das war, als sie mit dem Flüchtlingsmädchen Reem sprach, einer staatenlosen Schülerin aus einem Palästinenserlager. Das Mädchen erzählte, wie es ist, mit dem Gefühl einzuschlafen, wenn man morgens abgeschoben wird.

Die Kanzlerin sagte: «Wir können nicht alle aufnehmen.» Das Mädchen begann zu weinen. Die Kanzlerin sagte: «Komm, du hast es doch gut gemacht.» Die Kanzlerin meinte, dass sie vor Aufregung weine, weil sie mit der Kanzlerin spricht. Aber Reem weinte über ihr Schicksal.

Es gab böse Kommentare, herzlos sei die Kanzlerin gewesen. Hat das Weinen des kleinen Mädchens die Flüchtlingspolitik der Kanzlerin bestimmt? Hat die Kanzlerin die Flüchtlinge aus dem Bahnhof in Budapest nach Deutschland einreisen lassen, weil sie fürchtete, wieder herzlos zu sein?

So viele Details sind über Angela Merkel bekannt. Aber eigentlich wissen wir nichts über sie. Wie sie wohnt, was für Möbel sie hat, wer ihre persönlichen Freunde sind. Hat sie eine grüne Hand für die Blumen auf dem Balkon? Hält sie Händchen mit ihrem Mann, dem noch unbekannteren Professor Sauer?

Tut mir leid, liebe Leser, dass ich so wenig über den Menschen Merkel weiss.

Franz Josef Wagner ist Journalist, Schriftsteller und seit 2001 Chefkolumnist der deutschen Boulevardzeitung *Bild*.

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Gisler Fischer, Huber, Glättli, Flügger, Bercow, Starmer, Queen Elizabeth, Macron, Bieber, Rihanna, Bono



Verlierer-Show: Balthasar Glättli.

Ignazio Cassis, Schlaumeier, schlägt überraschende Töne an. Der Aussenminister, derzeit in Europa auf Entschuldigungstour, weil der Bundesrat das Rahmenabkommen versenkte, will sich am sogenannten Green Deal der EU beteiligen. Unter diesem Titel plant Brüssel im Namen des Klimaschutzes Investitionen in Billionenhöhe, um von Öl, Gas und Kohle wegzukommen. Laut Cassis könnte sich eine Teilnahme der Schweiz an diesem Programm lohnen, wie er im Interview mit der *Sonntagszeitung* sagte – und das bloss eine Woche nachdem die Stimmbürger den eigenen «Green Deal» – oder, besser gesagt: das CO₂-Gesetz – an der Urne abgeschossen haben. Respekt vor Volksentscheiden geht anders. (hmo)

Esther Gisler Fischer, Gerontophobikerin, mag's deftig. Die Pfarrerin der evangelisch-reformierten Kirche in Zürich Seebach schreibt auf Twitter an die Adresse des früheren Zürcher SVP-Regierungsrats **Christian Huber**: «Halten Sie die Klappe, Sie Gerontokrat». Oder auch so: «No more country for white old men». Gisler Fischer war früher römisch-katholisch und setzt sich heute nach eigener Einschätzung für ein «nachhaltiges, friedlicheres und gerechteres Zusammenleben von Menschen» ein. Doch gnade Gott, wenn eines der Schäfchen dieser Seelsorgerin von weisser Hautfarbe, männlichen Geschlechts und über sechzig sein sollte. (mö)

Balthasar Glättli, Überzeugungstäter, kann sich nicht über mangelnde Medienpräsenz beklagen. Der grosse Verlierer des Urnengangs vom 13. Juni 2021 – CO₂- und Terrorgesetz sowie die beiden Agrarinitiativen – darf in unzähligen Auftritten und Interviews erklären, wie es jetzt weitergehen soll. Als wäre vor zehn Tagen gar nichts passiert, als hätte das Volk sich



Bieber-Fan: Brigitte Macron.

nicht gegen Glättlis Politik ausgesprochen. Die bedingungslose Unterstützung ist der Präsident der Grünen gewohnt. Kein Wunder, musste Glättli die entscheidende Frage bis dato nicht beantworten: warum es denn trotz der Übermacht der Befürworter nicht reichte, das Volk zu überzeugen. (odm)

Michael Flügger, Sprachtalent, hat als deutscher Botschafter in Bern nicht nur Freude an der Schweiz. Ein «Werbeplakat mit einem dicken EU-Hintern, der sich auf eine zerbrechliche Schweiz setzte» habe ihn «schockiert», sagte er im März der NZZ. Auch den Übungsabbruch beim Rahmenabkommen kommentierte er kritisch. Aber immerhin: Zum 3:1 gegen die Türkei gratulierte Flügger der Schweiz. Und zwar auf Englisch. (fsc)

John Bercow, «Oorder!»-Rufer, wechselt die Fronten. Der ehemalige Sprecher des Unterhauses, der als stramm rechter Tory begann und unter dem Einfluss seiner Frau immer weiter nach links driftete, ist der Labour-Partei beigetreten. Vermutlicher Hintergrund: Labour-Chef **Keir Starmer** soll ihm bei **Queen Elizabeth** den Adelstitel verschaffen, den ihm die Konservativen nach Ende seiner Amtszeit verweigert hatten. (ky)

Emmanuel Macron, Wahlverlierer, wechselt das Thema. Einen Tag nachdem seine Partei bei den Regionalwahlen abgestraft wurde, empfing Frankreichs Präsident überraschend **Justin Bieber** im Elysée. Eigentlicher Fan scheint aber seine Ehefrau **Brigitte** zu sein, die den kanadischen Sänger innig umarmte. In der Vergangenheit gab Macron bereits der barbadischen Sängerin **Rihanna** und dem U2-Star **Bono** die Ehre. (ky)

Solarenergie: Blind vor Sonnenlicht

Vor drei Jahren habe ich eine Kolumne im *Forbes*-Magazin veröffentlicht. Darin schrieb ich, dass Solarpanels nicht sauber seien, ja dass sie gar 300-mal so viel giftigen Abfall produzierten wie die Kernkraft hochradioaktive Abfälle. Meine Darstellung wurde unisono zurückgewiesen.

Jetzt ist in der *Harvard Business Review* eine neue Studie über die Solarwirtschaft erschienen. Sie kommt zum Ergebnis, dass der Abfall von Fotovoltaikanlagen den Sonnenstrom um den Faktor vier verteuern müsste, gemessen an bisherigen Schätzungen der weltweit führenden Energie-Analysten. «Die wirtschaftlichen Eigenschaften der Sonnenenergie», schreiben Atalay Atasu und Luk N. Van Wassenhove vom Institut Européen d'Administration des Affaires, einer der führenden europäischen Business Schools, und Serasu Duran von der University of Calgary, «werden sich rasch verdüstern, wenn die Solarwirtschaft unter dem Gewicht ihres eigenen Abfalls zusammenkracht.»

Wie sähe es mit Recycling aus? Nicht der Rede wert, schreiben die Forscher. «Zwar enthalten die Solarpanels eine kleine Menge wertvoller Materialien wie Silber, vor allem aber bestehen sie aus Glas, einem extrem preisgünstigen Werkstoff.» Infolgedessen sind die Kosten des Recyclings zehn- bis dreissigmal höher als bei der Entsorgung in Abfalldeponien.

Problematisch ist die schiere Menge an Sondermüll, der durch die Fotovoltaik-Kollektoren entsteht – ein Vielfaches dessen, was bei iPhones, Laptops oder anderen Elektrogeräten anfällt. Und die toxische Beschaffenheit von Solarpanels macht die Angelegenheit noch schlimmer. Fotovoltaik-Panels sind fragil. Zerbrechen sie, verwandeln sie sich wegen ihres Schwermetallgehalts auf einmal in Sondermüll und müssen als solcher behandelt werden.

Um das sich anbahnende Abfallproblem zu entschärfen, müsste sich die Politik die Solarhersteller zur Brust nehmen. Aber das ist unwahrscheinlich, zumal es die Kosten der Sonnenenergie in die Höhe treiben würde. In einem Geschäft mit tiefen Margen würde dies bedeuten, dass viele Hersteller bankrottgingen.

Es scheint also wahrscheinlicher, dass am Ende die Steuerzahler den Abfallhaufen abtragen dürfen. *Michael Shellenberger*

Michael Shellenberger ist ein amerikanischer Umweltaktivist und Wissenschaftspublizist.

Sommer-Flussfahrten auf der Mosel Portugals



MS Douro Spirit ☼☼☼☼+

Porto–Barca d'Alva–Régua–Porto

8 Tage ab CHF 790* p.P.

1. Tag Zürich–Porto–Vila Nova de Gaia

Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Porto⁽³⁾. Transfer⁽³⁾ zum Schiff und Einschiffung. Zeit für individuelle Besichtigungen in Vila Nova de Gaia oder Porto. Das Schiff bleibt über Nacht in Vila Nova de Gaia.

2. Tag Vila Nova de Gaia–Régua–Pinhão

«Leinen los!» Ab Régua Ausflug⁽¹⁾ Vila Real mit Schloss Mateus. Abendessen auf dem Weingut mit Live-Unterhaltung.

3. Tag Pinhão–Vega de Terrón

Geniessen Sie die Zeit an Bord während der Schifffahrt bis zur spanischen Grenze. Ausflug⁽¹⁾ nach Castelo Rodrigo.

4. Tag Salamanca

Busfahrt⁽¹⁾ nach Salamanca und Rundgang. Mittagessen und feurige Flamenco-Show. Rückkehr zum Schiff in Barca d'Alva. Abends typisch portugiesisches Grillfest an Bord.

5. Tag Barca d'Alva–Pinhão–Régua

Schiffahrt durch malerische Landschaften. Besuch⁽¹⁾ der Quinta do Seixo mit Weinverkostung. Wiedereinschiffung in Régua.

6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia

Ausflug⁽¹⁾ in die alte Bischofsstadt Lamego. Schifffahrt zurück nach Porto, wo das Schiff gegen Abend die Mündung des Douro in den Atlantik erreicht. Abends traditionelle Fado-Show an Bord.

7. Tag Vila Nova de Gaia

Rundfahrt⁽¹⁾ in Porto mit farbenprächtiger Cais da Ribeira und alter Alfândega. Portweinverkostung in einer Kellei. Ausflug⁽²⁾ ins malerische Guimarães mit mittelalterlichem Stadtkern und stolzer Burg. Abschieds-Abendessen an Bord.



Pinhão

8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich

Ausschiffung und Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Transfer⁽³⁾ zum Flughafen Porto. Flug nach Zürich⁽³⁾ und individuelle Heimreise.

Vorprogramm Porto

Stimmen Sie sich während 4 Tagen in der Hafenstadt Porto auf die bevorstehende Flussfahrt ein. Lassen Sie sich von den Sehenswürdigkeiten in der Altstadt verzaubern.

Verlängerungsprogramm Lissabon

Im Anschluss an die Flussfahrt besteht die Möglichkeit, Ihren Aufenthalt in Portugal für 4 Tage in der Hauptstadt Lissabon und in ihrer Umgebung zu verlängern.

Reisedaten 2021 **Es het solangs het Rabatt**

19.07.–26.07.	800	30.08.–06.09.	500 ⁽⁷⁾
26.07.–02.08.	900 ⁽⁷⁾	11.10.–18.10.	700
02.08.–09.08.	900	18.10.–25.10.	800
09.08.–16.08.	800	25.10.–01.11.	1000
16.08.–23.08.	700 ⁽⁸⁾	01.11.–08.11.	1300
23.08.–30.08.	600	08.11.–15.11.	1400

⁽⁷⁾ Vorprogramm Porto buchbar, Details im Internet

⁽⁸⁾ Mit Fotografie Workshop CHF 340, Details im Internet

Ihr Schiff für diese Reise MS Douro Spirit*****

Details und weitere Informationen zu diesem Schiff, finden Sie unter portugal-fluss.thurgautravel.ch



Traditionelle Portwein-Boote, Porto

Weitere attraktive Reiseangebote!

11 Tage ab CHF 2090* p.P.



Insel- und Küstenwelten entlang der Adria Kotor–Dubrovnik–Insel Mljet–Rijeka MV Thurgau Adriatica☼☼☼☼

- ☼ Traumhafte Inselwelten und Flusslandschaften
- ☼ Historische Städte Kotor, Dubrovnik, Mostar, Split, Zadar und Rijeka
- ☼ Alle Ausflüge im Preis inbegriffen!

Abreisedaten 2021

Rijeka–Kotor, 12 Tage
24.07./14.08./04.09./25.09.
Kotor–Rijeka, 11 Tage
04.08./25.08./15.09./06.10.

8 Tage ab CHF 590* p.P.



Blumenpracht entlang des Rheins Basel–Amsterdam–Koblenz–Basel MS Edelweiss☼☼☼☼+

- ☼ Grachtenstadt Amsterdam
- ☼ Vulkanmuseum Lava-Dome
- ☼ Europastadt Strasbourg

Abreisedaten 2021

17.07./24.07./07.08./14.08./21.08./28.08./11.09./18.09./02.10./09.10./16.10./19.12./26.12.

5 Tage ab CHF 340* p.P.



Luxuriöse Kurzfahrt auf Rhein und Main Basel–Speyer–Frankfurt–Basel MS Thurgau Prestige☼☼☼☼

- ☼ Romantisches Heidelberg
- ☼ Kunststadt Baden-Baden
- ☼ Bequem ab/bis Basel

Abreisedaten 2021

16.07./13.08./17.08./21.08./10.09./14.09./02.10./06.10./28.11./02.12./06.12./10.12./14.12./18.12./22.12./26.12./30.12.

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Im An- und Rückreisepaket enthalten | Programmänderungen vorbehalten | * Günstigste Kategorie, Rabatt abgezogen



Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ☼

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

MÖRGELI

Zweihunderttausend für Spiess-Hegglin

Das Zuger Kantonsgericht verbietet, journalistisch aufzuarbeiten, was sich an der berühmtesten Landammann-Feier der Schweiz zugetragen hat. Weil die Geschehnisse jener Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 2014 nicht von öffentlichem Interesse seien. Dennoch steht fest, dass SVP-Kantonsrat Markus Hürlimann in der Folge verhaftet wurde und sich dem Vorwurf der sexuellen Schändung unter Einsatz von K.-o.-Tropfen ausgesetzt sah. Trotz vollständigem Freispruch verlor er alle seine politischen Ämter.

Ganz anders Jolanda Spiess-Hegglin, die nach jener ominösen Nacht ebenfalls für Schlagzeilen sorgte. Sie erfand sich in den folgenden Jahren neu als eigentliches Opfer der Medien und der Geschehnisse. Getragen von der begeisterten Welle der #MeToo-Bewegung und einiger ihr ergebener Journalisten gründete sie den Verein Netz Courage, der das «Kompetenzzentrum Netzambulanz» gegen geschlechterbasierte Cyber-Gewalt ins Leben rief. Es geht – nur leicht vereinfacht – um die ziemlich einfache Erzählung von den rechten Männern, die auf linke Frauen losgehen.

Das eidgenössische Gleichstellungsbüro im Departement von Alain Berset (SP) scheint davon begeistert. Und gewährt dem Verein Netz Courage für die nächsten zwei Jahre 192 000 Franken «Finanzhilfe». Würden wir Männer noch Hüte tragen, müssten wir sie vor Jolanda Spiess-Hegglin ziehen. Wem ist es je gelungen, eine einzige verunglückte Nacht in ein Jobwunder in eigener Sache zu verwandeln? Spiess-Hegglin hat sich gewissermassen ihre eigene Staatsstelle geschaffen.

Die 192 000 Franken sollen gemäss Verfügung beitragen, «dass die Trägerschaft in der Projektphase ihre Organisation und ihr Angebot klärt, weiterentwickelt und konsolidiert». Das tönt ziemlich nebulös. «Die Trägerschaft klärt ihre Organisationsstruktur und strebt im Sinne einer Good Governance die Trennung von strategischer und operativer Ebene an.» Das tönt ziemlich intransparent. Gezahlt wird trotzdem. Die Opferhilfe von Jolanda Spiess-Hegglin fordert ihre Opfer. Die Opfer heissen Steuerzahler.

Christoph Mörgeli

Akribie und Seriosität

Buchhalter gelten als Kleingeister und Erbsenzähler. Zu Unrecht!

Daniela Schneeberger

Die NZZ resümierte in einem launigen Artikel vom 16. Juni zur Abstimmung zum CO₂-Gesetz: Das «Nein» festige das Image, die Schweizerinnen und Schweizer hätten die Mentalität von Buchhaltern. Dies wirkt süffisant und belustigend. Sind Buchhalter Kleingeister, Erbslitzähler oder in Wahrheit einfach Realisten, die rechnen können?

Ich bin als Präsidentin von Treuhand Suisse sozusagen die «Chefbuchhalterin der Nation». Natürlich fühle ich mich direkt angesprochen und auch motiviert, über die Mentalität meiner Berufskollegen zu sinnieren und vielleicht auch ein bisschen zu philosophieren.

Ja, was macht ihn denn aus, diesen Buchhalter, den Treuhänder? Gibt es ihn überhaupt, einen Archetyp der einfachen Zahlenkunst? Und stimmt das Klischee vom Erbslitzähler? Ist er oder sie wirklich etwas engstirnig oder kleingeistig?

Mitnichten! Der Buchhalter – zugegeben, er ist im Durchschnitt männlich – hat vor allem eines: Er hat eine hohe Kompetenz, Dinge richtig zu machen und konzentriert zu sein, damit keine Fehler passieren. Fehler in der Buchhaltung sind meist aufwendig, teuer und riskant. Deshalb: Die typisch schweizerische Tugend, das exakte und konzentrierte Arbeiten, diese Tugend ist nicht nur dem Uhrmacher eigen, sondern vor allem auch dem Buchhalter.

Mit dieser Kompetenz der Exaktheit lässt sich aber nur einer der spezifischen Werte eines Buchhalters beschreiben – in der Realität

sind sehr viele Buchhalter Treuhänder und selbständig. Sie sind vertraute Partner ihrer Kunden – meist sind also sowohl Kunden als auch Treuhänder KMU-Geschäftsführer und -Inhaber. Die Kunden sind erfolgreiche Unternehmer, sie sind Alphanime. Es ist gar nicht so einfach, diesen dann und wann auch zu sagen, dass die Buchhaltung und die Bilanz ihrer Unternehmungen keine neuen Anschaffungen zulassen oder eine Investition in neue Systeme erfordern. Die Vermittlung der Ergebnisse einer Revision ist oft nicht einfach, da die Gegenseite nicht immer die gleiche Sicht hat. Buchhalter und Treuhänder sind deshalb Menschen mit Einfühlungsvermögen, mit der Fähigkeit, zuzuhören, zu beraten und den richtigen Ton zu finden – auch in schwierigen Situationen.

Mit den Füßen auf dem Boden

Unterm Strich lässt sich also klar sagen: Wenn das CO₂-Gesetz abgelehnt wurde und dies nun von der «alten Tante» NZZ mit dem Verhalten eines Buchhalters, der als Erbslitzähler bezeichnet wird, in Vergleich gestellt wird, dann war der Entscheid vielleicht gar nicht so falsch.

Verstehen Sie mich richtig: Beim CO₂-Gesetz habe auch ich hingeschaut, mit der Akribie und der Seriosität eines Buchhalters. Ich habe darin viele bürokratische Böcke gefunden, viele offene Fragen. Diesen kurzen Beitrag möchte ich deshalb mit den Worten schliessen, die auch Bundesrätin Simonetta Sommaruga am Abstimmungssonntag nach der verlorenen Schlacht brauchte: «Das Fuder war wohl überladen.»

Dass dies einer Mehrheit der Bevölkerung in guter buchhalterischer Art und Weise aufgefallen ist, ist löblich. Am Ende schafft der klare, konzentrierte Blick dessen, der die Erbsli zählt und die Füße auf dem Boden hat, eine konstruktive Ausgangslage für faktisch besseren Klimaschutz – das wird die Zukunft zeigen.

Daniela Schneeberger ist Nationalrätin der FDP und Präsidentin von Treuhand Suisse.



«Ich hatte es einfach satt, dass er immer aus meiner Tasse trinkt...»

Alle stecken den Kopf in den Sand

Drei Tage nach der Niederlage präsentiert uns Sommaruga das baugleiche Energiegesetz.



Unsere Secondo-Truppe ist gegen Italien und Wales schlecht gestartet. Eine Mega-Welle an Kritik, Hohn und Spott rollte über die Petkovic-Truppe hinweg. Kritik wirkt Wunder: Haare kurz schneiden und diese blond einfärben lassen. Dank einem eingeflogenen Coiffeur, der nur 300 Franken gekostet haben soll. Unsere Blondies spielten am Sonntag schon ganz ordentlich. Mit Luft nach oben.

Im gleichen Europa produziert nur ein Land, nämlich Tschechien, mit Sonne und Wind weniger neuen, erneuerbaren Strom pro Kopf – ja, pro Kopf, liebe SVP – als die Schweiz. Obwohl wir beste Voraussetzungen hätten. Niemand, mit Ausnahme der Klimajugend, regt sich darüber auf.

Das Nebensächliche ist aufregend. Das Wichtige wird verdrängt. So funktionieren wir Schweizerinnen und Schweizer.

Die meisten Befürworterinnen und Befürworter des CO₂-Gesetzes wollten nur eines: für sich möglichst viel Geld aus dem Klimafonds krallen. Bestes Beispiel: Die Parlamentarierinnen und Parlamentarier nahmen die vom Verein Rote Anneliese rechtzeitig erstellte Sotomo-Studie zur Flugticketabgabe nicht zur Kenntnis. Bei voller Rückerstattung hätte niemand mehr profitiert als die ländliche Bevölkerung, die das Gesetz kippte.

Im Gegensatz zu Schweizer Fussballern will in Bern niemand für nichts verantwortlich sein. Will niemand etwas an der ineffizienten Energiepolitik ändern. Im Gegenteil. Drei Tage nach ihrer Niederlage an der Urne präsentierte Simonetta Sommaruga ihr neues,

baugleiches Energiegesetz. Die zweite Säule ihrer faktenfreien und deshalb erfolglosen Energiepolitik.

Kopf im Sand 1 — Das grösste Risiko der Schweiz ist – erst recht nach dem faktischen Scheitern eines Stromabkommens – ein länger andauernder Blackout. Niemand kann ihn mit vierzig amerikanischen F-35-Kampfflugzeugen bekämpfen. Das hat inzwischen selbst der ehemalige, von Ueli Maurer ernannte Armeechef André Blattmann begriffen. Dazu braucht es flächendeckende Notstromaggregate.

Kopf im Sand 2 — Für die Physikerin Angela Merkel war nach Fukushima klar, Atomkraftwerke können nicht sicher sein. Für die Pia-

Im Gegensatz zu Schweizer Fussballern will in Bern niemand für nichts verantwortlich sein.

nistin Simonetta Sommaruga laufen die bestehenden Schweizer Atommeiler, die ältesten der Welt, so lange weiter, wie sie sicher sind. Todsicher. Deshalb rechnet der Bundesrat gar nicht mit dem längst überfälligen Ausstieg aus der Atomenergie. Das Energiegesetz ist ein Pro-Atom-Gesetz.

Kopf im Sand 3 — Wir brauchen keine neuen Staumauern. Weil wir im Winter dank 7 Milliarden in Stauseen gespeicherten Kilowattstunden Strom kein Leistungsproblem haben. Wir brauchen 25 Milliarden Kilowattstunden mehr Winterstrom. Diesen können wir – wie neuere Studien zeigen – auf einem Prozent der

Landfläche der Schweiz relativ locker produzieren. Vorab in den Voralpen und Alpen. Das geht schnell und kostengünstig nur mit Freiflächenanlagen. Deregulieren statt Fantasieren ist angesagt.

Kopf im Sand 4 — Wer Winterstrom braucht, darf – und dies technologie-neutral – nur Winterstrom subventionieren. Konzentration der Mittel auf die Lösung des Problems.

Anstatt sich auf diese vier Fragen zu konzentrieren, will die SP Schweiz die Reichen und Superreichen dieser Welt über Bankenregulierung zwingen, umweltfreundlich zu investieren. Als ob das Kapital dieser Welt auf die beiden Krüppel-Banken UBS und CS – die nur dank Gratis-Staatsgarantien überleben – angewiesen wäre.

Larry Fink ist der CEO von Blackrock. Niemand verwaltet weltweit mehr Vermögen als Blackrock. Und dieser Larry Fink schrieb seinen Kunden Folgendes ins Stammbuch: «Ich bin überzeugt, dass dies der Beginn eines sich rasant beschleunigenden Wandels ist, dass Klimarisiken Investmentrisiken sind... Aber wir sind auch überzeugt, dass die klimabedingten Veränderungsprozesse historische Anlagechancen mit sich bringen.»

Wir erleben eine Zeitwende: Der solare Kapitalismus löst den fossilen Kapitalismus ab. Blockierte Schweiz hin oder her. Der Trost: Irgendwann werden auch wir die Kurve ritzen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Das Deutsche und das Grüne

Ein Grüner im Weissen Haus, im Elysée-Palast oder in der Downing Street? Unvorstellbar. Aber eine grüne Kanzlerin? Warum nicht. Was macht die Deutschen so grün?

Wolfgang Koydl

Alles was grünt, hat braune Wurzeln. Das ist ein Naturgesetz. Doch was für die Botanik gilt, trifft auch in der Politik zu. Wer sich mit den Wurzeln grüner Ideologie befasst, macht sich schnell die Finger schmutzig. Hinter den Kulissen einer frisch-frei-fröhlichen sauber-multikulturellen grünen Welterrettungsbewegung wogt und wabert es völkisch, dumpf und kleingeistig.

Hier wird die Welt zum Schrebergarten, hier ist der Schrebergarten die ganze Welt.

Nirgendwo ist das offenkundiger als in Deutschland, dem Land, das grüne Politik schon vor Jahrhunderten erfunden hat und wo sie so prächtig gedeiht und aufblüht wie in keinem anderen Teil der Welt. Sie hat Wurzeln nicht nur im Nationalsozialismus, sondern auch tief in der Vergangenheit, als germanische Krieger in ihren heiligen Hainen verweichlichte römische Legionäre schlügen. Gesunde Natur gegen westliche Zivilisationskrankheiten – auch der deutsche Antiamerikanismus hat eine Vorgeschichte.

Germanische Naturburschen

Heute gibt es grüne Parteien fast überall, von Ungarn über Uganda bis nach Uruguay. In vier europäischen Ländern regieren sie derzeit als Juniorpartner mit: Finnland, Schweden, Luxemburg und Österreich. Auch anderswo stellten sie immer wieder einmal den einen oder anderen Minister. Aber nur in Deutschland kann sich eine grüne Politikerin Hoffnungen machen, selbst Kanzlerin zu werden. Wohl gemerkt, Regierungschefin keines Kleinstaates, sondern einer der grössten Wirtschaftsmächte des Planeten. Den Vizekanzler haben sie ja schon einmal gestellt: Als Aussenminister war Joschka Fischer sieben Jahre lang sogar so etwas wie das Gesicht Deutschlands im Ausland. Jetzt aber greifen sie nach der Krone.

Doch der wahre Einfluss der deutschen Grünen reicht viel weiter: Kein Programm einer anderen Partei, mag sie sich sozialistisch, liberal oder bürgerlich nennen, kommt vollständig ohne grüne Elemente aus. Sogar die

Alternative für Deutschland (AfD) muss Zugeständnisse an den Zeitgeist machen. Ob Müll, Energie, Transport, Klima oder Umwelt – grüne Themen dominieren seit Jahrzehnten die öffentliche Debatte. Deutliche Mehrheiten der Deutschen teilen die grünen Ansichten: Der Mainstream ist grün.

Seine Wirkmacht endet nicht an den Landesgrenzen. Grüne Parteien in Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, der Schweiz oder Österreich blicken zu den deutschen Kollegen als unerreichte Vorbilder auf. Und internationale Übereinkünfte wie das Pariser Klimaschutzabkommen wären ohne die hart-

Befehlen, bevormunden, beherrschen – der ewige Dreiklang totalitärer Regime lebt in den Grünen fort.

näckige Arbeit deutscher Grüner wohl nie zustande gekommen. Kaiser Wilhelm II. hätte seine Freude gehabt: An deutschem Wesen soll die Welt ergrünen.

Er wäre nicht der einzige Führer aus Deutschlands Vergangenheit, dem der grüne Anstrich grüner Politik gefallen würde. Der Anstrich, nicht der Kern. Denn der ist so rot wie in einer Melone. Befehlen, bevormunden, beherrschen – der ewige Dreiklang totalitärer Regime lebt in den Grünen fort. Freiwillig würden sich die Deutschen ihm nicht so willig unterwerfen, aber wenn er naturverbunden daherkommt, werden sie schwach.



Die ersten Fremden, die sich mit den kernigen germanischen Naturburschen auseinandersetzen mussten, waren die Römer. Nördlich und östlich ihrer Grenzen entlang Donau und Rhein erstreckte sich der Hercynia silva – ein ebenso unermessliches wie undurchdringliches Waldgebiet. Bewohnt wurde es von wilden, barbarischen Stämmen, für die der Wald eine mythische, ja eine religiöse Bedeutung hatte. Von «silvae horridae», schrecklichen Wäldern, sprach Tacitus.

Im Zentrum germanischer Mythologie stand ein Baum: Yggdrasil, die Weltesche, die den gesamten Kosmos stützte. Jahrhunderte lang waren Wälder und Bäume für Germanen heilige Kraftquellen. Deshalb legte Bonifatius, der Missionar der Deutschen, bewusst und im Wortsinn die Axt an das Selbstverständnis der widerborstigen Heiden, als er mit der Donar-Eiche einen heiligen Baum fällte. Als der göttliche Zorn ob des Frevels ausblieb, liessen sich die Stämme taufen.

«Hallraum der Seele»

Ihre dichten Wälder standen für die Deutschen immer für die Kraft und die Unschuld der Natur. Der Wald war Symbol für Reinheit im Gegensatz zur verdorbenen Stadt. Er war wohl ein Hort von Gefahren, aber bot zugleich Schutz vor Bedrohungen. In deutschen Märchen kann man im Wald Wölfen, Räubern und Hexen begegnen, aber Schneewittchen fand hier Schutz vor der rachsüchtigen Stiefmutter. Kein Wunder, dass das «Waldsterben» später geradezu existenzielle Nöte im Volk auslösen würde.

Deutsche Lyrik und Prosa verherrlichten den Wald als deutschen Sehnsuchtsort. Der Dichter Joseph von Eichendorff überhöhte ihn als «Hallraum der Seele». In der Musik wurde Carl Maria von Webers «Freischütz» als die deutsche Oper schlechthin gefeiert. Richard Wagners Leitmotiv im «Ring» ist der Kampf zwischen böser, materialistischer Macht und guter, liebender Natur.

Deutschlands Urdemokraten versammelten sich zum Hambacher Fest im Pfälzerwald, und



Griff nach der Krone: Kanzlerkandidatin Baerbock, Kontrahent Habeck.

der deutschnationale «Turnvater» Friedrich Ludwig Jahn wollte Naturverbundenes mit Nützlichem verbinden: Er forderte die Aufforstung der deutschen Grenzen als Schutzwall gegen den französischen Erbfeind. Der deutsche Arzt Samuel Hahnemann wiederum nutzte andere Kräfte der Natur: Er ist der Vater der modernen Homöopathie.

Aus romantischer Verklärung entstand unter dem Eindruck der Industrialisierung der Naturschutz. Einer der ersten deutschen Grünen war Preussenkönig Friedrich Wilhelm III., als er 1836 den Drachenfels am Rhein kaufte, um den Abbau des Trachytgesteins für den Bau des Kölner Doms zu stoppen. Ein halbes Jahrhundert später erwarb ein Bürger eine Eichenallee im Weserbergland, um sie vor der Abholzung zu retten. Die erste grüne Bürgerbewegung war entstanden.

Und bereits 1906 gab es eine «Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preussen». In der Weimarer Republik erhielt der Naturschutz mit Artikel 150 erstmals Verfassungsrang.

Rein und unschuldig wie die Natur, so sahen – und sehen – sich die Deutschen jedweder politischer Couleur. Um die Natur zu erleben und zu retten, gründete sich im 19. Jahrhundert die Wandervogelbewegung – Deutschnationale zogen ebenso mit Gesang und Tornister durch den Wald wie die sozialistische Jugend. Ein ebenfalls sehr deutscher Ableger dieser Bewegung war die Freikörper-

kultur, die sich unter Kaiser, Präsident, Führer und SED-Generalsekretär gleichermaßen grosser Beliebtheit erfreute. Frei von Kleidern und Zwängen, war man entweder sozialistisch gleich oder abgehärtet wie ein strammer Germane.

Der Nationalsozialismus mit seiner Blut- und Boden-Ideologie war für die Naturtümlei besonders empfänglich. Schon 1935 wurde ein «Reichsnaturschutzgesetz» verabschiedet, das in der Bundesrepublik bis in die siebziger Jahre gültig war. So lange wirkten auch NS-Naturschutzfunktionäre. Es machte nichts, wenn einige von ihnen die Umgebung von Konzentrationslagern begrüntem – als Freude für das Auge und als Sichtschutz. Auch nach 1945 galt: Wer für die Umwelt ist, kann kein schlechter Mensch sein.

Einige von ihnen fanden ihren Weg zu der Partei der Grünen, die 1980 gegründet wurde. Der Ökobauer Baldur Springmann etwa, ein Mitbegründer, war Mitglied von NSDAP, SA und SS. Werner Vogel, den die Grünen 1983 nach ihrem ersten Einzug in den Bundestag gerne als Alterspräsidenten gesehen hätten, war als alter SA-Mann und wegen Pädophilie-Vorwürfen untragbar geworden.

Marx, Trotzki, Mao

In den folgenden Jahren trennte sich die grüne Partei von ihren braunen Mitläufern. Seitdem drangen immer stärker linke und links-extreme Gruppen vor. Prominente Alt-Grü-

ne wie die beiden Ex-Bundesminister Fischer und Jürgen Trittin oder Baden-Württembergs Regierungschef Winfried Kretschmann begannen ihre politische Laufbahn als Maoisten, Troztkisten oder Marxisten.

Doch die Wurzeln ihrer Politik sind älter als Marx, Trotzki oder Mao. Sie sind auch nicht internationalistisch, sondern deutsch.

So deutsch wie der ewige deutsche Wald.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Ai Weiwei schimpft wieder

Nicht alles, was der Künstler sagt, ist falsch.

Doch seit er China verlassen hat, fällt es ihm schwerer, bedeutend zu sein.

Mark van Huissing



Als Andersdenkender im eigenen Land war er ein Rebell: Künstler Ai Weiwei.

Selbst wer streng urteilt über den Chinesen «auf der Flucht» (so beschreibt sich Ai Weiwei), muss zugeben: Mit ihm wird's einem nicht langweilig. «Die Schweiz ist der scheinheiligste Staat der Welt», sagte er in einem Gespräch mit *20 Minuten*. Sie gebe sich demokratisch, sei stolz auf ihre sogenannte Kompromissfähigkeit und Neutralität – doch wo bleiben die Menschenrechte? Verbiete die Schweiz Menschen nicht, einen Schleier zu tragen und Minarette zu bauen? Das soll Demokratie sein? «Das ist genauso beschämend, wie es Konzentrationslager sind.»

Leiser wäre mehr

Ähnlich um sich geschlagen hatte er, als er vor einigen Jahren von Deutschland nach Grossbritannien zog (inzwischen lebt er in Portugal). Inhaltlich war's nicht vergleichbar – statt um Scheinheiligkeit ging es um Fremdenfeindlichkeit und Diskussionsunfähigkeit –, formal dagegen schon: Ai meldet sich ungefragt. Und wird dann laut. Harmonie sucht er nicht, seine Währung ist die Aufmerksamkeit. «Heul doch, Ai Weiwei» (Welt.de), liessen sich die deutschen Rückmeldungen zusammenfassen – Kommen-

toren im Nachbarland zeigten Selbstvertrauen gegenüber dem Flüchtling, der plötzlich vieles schlecht fand im Land, das es gut mit ihm meinte.

Der Vorwurf, es gebe keine Diskussionskultur in Deutschland, ist weniger hart als der Konzentrationslager-Vergleich betreffend die Schweiz, aber ebenso unhaltbar. Zwar ersuchte er *chez nous* nie um Aufnahme. Doch er bekam früh wichtige Ausstellungen, dank denen er beachtet wurde, als er noch kaum bekannt war.

Wer meint, es gehe bei seinen Vorstössen nur um den Effekt, schätzt Ai aber falsch ein. «Er



lebt das, was er sagt. Und bezahlt dafür den Preis», sagt Uli Sigg, ehemaliger Botschafter der Schweiz in Peking und Sammler seiner Werke. Er beschreibt ihn als «Gesinnungsethiker». Mir hat Ai bei einem Treffen in Cambridge gesagt: «Ich war nie stolz darauf, Künstler zu sein, sondern wollte immer zum denkenden Team gehören – als Intellektueller, wenn man so will, Denker, Schreiber.»

Er sagte auch: «Mich braucht man nicht zu beachten, ich will gar keine Aufmerksamkeit.» Stattdessen solle sein Werk zur Kenntnis genommen werden. Dass der erste Satz stimmt, ist schwer zu glauben. Was den zweiten angeht: Ais Werk hat an Dringlichkeit verloren, seit er weg ist aus China. Als Andersdenkender im eigenen Land war er ein Rebell gegen Anmassung und Allmacht der Partei, der Polizei, der Armee. Das sind mächtige, aber geeignete Gegner – als ihr Kritiker ist man bedeutsam.

ökjsdf

Ai erkenne keinen Bedeutungsverlust bei sich, sagt Sammler Sigg über den Künstler, schliesslich liefen meist zeitgleich mehrere Ai-Ausstellungen irgendwo auf der Welt. Da hat er wohl recht. Kommt dazu, dass Einlassungen von Ai weitsichtig und originell sein können. Seine Darlegung der Verzahnung der chinesischen Ökonomie mit den Volkswirtschaften westlicher Industrieländer schürft tief – und trifft zumindest teilweise zu. «Die Bedrohung, die von China ausgeht, ist eine wirtschaftliche. Der Westen bringt Geschäfte und Technologie nach China, das aber nie westliche Werte übernehmen wird», sagt er. Allerdings werde der Westen von autoritären Konzernen kontrolliert, denen Werte egal seien. Das sei die Essenz des Kapitalismus: freie Wirtschaft, freier Wettbewerb. «Das verstehen viele immer noch nicht, obwohl China es deutlich sagt: Wir sind schon ein Teil von eurem System und ihr ein Teil von unserem – China zu boykottieren, ist gar nicht mehr möglich.»

Vielleicht sollte er weniger laut schimpfen, stattdessen leiser sprechen. Möglicherweise würde seine Botschaft dann besser gehört.

Warum ich trotzdem SPD wähle

Das waren Zeiten, als die Arbeiterpartei noch «Am Wochenende gehört Papa mir»-Romantik versprühte. Endlich mal Leute «da oben», denen der kleine Mann nicht egal war.

Marie von den Benken

Ich bin sicher, Sie kennen Robin Hood. Wie beeindruckt man als Kind von dieser Art Frühform sozialer Marktwirtschaft war: das Geld den Reichen nehmen und den Armen geben. Wer wie ich in einem sozialdemokratischen Haushalt aufgewachsen ist, in dem Poster von Willy Brandt hängen, hält die SPD naturgemäß für eine Art Robin Hood der deutschen Parteienlandschaft. Die Arbeiterpartei, die für eine 35-Stunden-Woche und Mindestlohn war. Die immer für die Gleichstellung der Frau kämpfte und «Am Wochenende gehört Papa mir»-Romantik versprühte. Endlich mal Leute «da oben», denen der kleine Mann nicht egal war – die kleine Frau im Übrigen auch nicht, das als Ergänzung für jene, die allzeit die Genderpolizei auf Kurzwahl haben.

Das waren gute Zeiten. Für die Sozialdemokratie, für Deutschland, für alle. Vom Klimawandel ahnte man nichts, und Vokabeln wie «Verbotspartei» existierten nicht. Selbst als nach der goldenen Zeit die Christdemokraten in der Kohl-Ära das Ruder übernahmen, lagen bei den Bundestagswahlen 40 Prozent in Schlagweite. Das ist lange her. Heute wünscht sich Olaf Scholz, SPD-Kanzlerkandidat, «deutlich in den oberen 20 Prozent» zu landen. Dafür hätte Gerhard Schröder nicht mal eine Flasche Bier aufgemacht.

Roter Rächer

Nach neuen Umfrageergebnissen ist Scholz' Vorhaben Wunschdenken. Bei desaströsen 14 Prozent müsste man selbst für bescheidene «obere 20 Prozent» das Ergebnis verdoppeln. Inzwischen wünscht man sich zwischen Kreuzberg (wo aus dem Willy-Brandt-Haus das Arbeiterpartei-Schiff gelenkt wird) und letzten SPD-Hochburgen wie dem osthessischen Ludwigsau (wo die SPD bei den Kommunalwahlen über 90 Prozent holte) einen Robin Hood zurück. Den roten Rächer der (Stimm-)Armen. Raubte er von CDU, Grünen, FDP, Linken und AfD jeweils 5 Prozent, käme die SPD mit ihrem Eigenstimmkapital in Sphä-

ren, wie sie die älteste Partei Deutschlands verdient hätte – wenn sie ihrer Ausrichtung treu geblieben wäre.

Nun ist Deutschland nicht Ludwigsau, das Berliner Regierungsviertel nicht der Sherwood Forest, und ich bin wirklich schlecht mit Pfeil



Wie weit es gekommen ist: Autorin von den Benken.

und Bogen. Wenn man – wie ich – in diesen Zeiten Mitglied der SPD wird, schwingt eine surreale Melange aus Hoffnung und «Time to Say Goodbye» mit. Kann man die taumelnde Traditionspartei wachküssen und einen märchenhaften Siegeszug einleiten wie Borussia Dortmund nach 2005? Oder besteigt man eine «Titanic», die den Eisberg gerammt hat und in deren Ballsaal die Kapelle um Kevin Kühnert, Katarina Barley, Saskia Esken und Heiko Maas tapfer den Schlussakkord anstimmt, bis die Sozialdemokratie vollständig in der Versenkung

verschwindet und Lars Klingbeil, der Leonardo DiCaprio der SPD, in den Ozean der oppositionellen Kleinstparteien hinaustreibt?

Als die Partei 1988 ihr 125. Jubiläum feierte, fanden sich hochrangige Unterstützer wie Senta Berger, Götz George oder Heinz Rudolf Kunze ein, um ihr via Langspielplatte zu huldigen. In den Folgejahren bekannten sich Top-Prominente wie Iris Berben, Günter Grass oder Jürgen Klinsmann zur SPD. Und mittlerweile wird sogar ein Neumitglied wie ich von der Führungsriege euphorisch empfangen. Daran sieht man, wie weit es gekommen ist mit der stolzen Sozialdemokratie.

Undankbare Konstellation?

Nachdem man 2017 das Ergebnis von 1998 halbiert hat, ist die latente Angst spürbar, diesen September das schlechteste Wahlergebnis aller Zeiten einzufahren. Aber woran liegt das? Auf einer gerechten Beurteilung der Leistungen und der Ideen der SPD basiert diese Tendenz nicht. Ist es die undankbare Konstellation, dass der Juniorpartner einer «GroKo» traditionell nur verlieren kann?

Erfolge schreibt sich die Kanzlerpartei auf die Fahnen, Misserfolge schiebt sie auf das komplizierte Innenverhältnis mit dem Koalitionspartner. Dabei haben sich, das sollte unumstritten sein, die von der SPD geführten Ministerien durchaus vernünftig geschlagen. Sieht man sich die teilweise desaströsen Meilensteine in

den Skandalakten der Ministerien von Andreas Scheuer, Jens Spahn, Julia Klöckner oder Annetegret Kramp-Karrenbauer an, bekommt man jedenfalls nicht den Eindruck, im Keller der SPD stapelten sich die Schwarzen Peter, während die Trophäensammlung politischer Glanzleistungen im Konrad-Adenauer-Haus in der ablaufenden Legislaturperiode dramatisch unter Platzmangel zu leiden begann.

Marie von den Benken, 32, ist Influencerin, Model und Autorin. Sie wohnt in Hamburg.

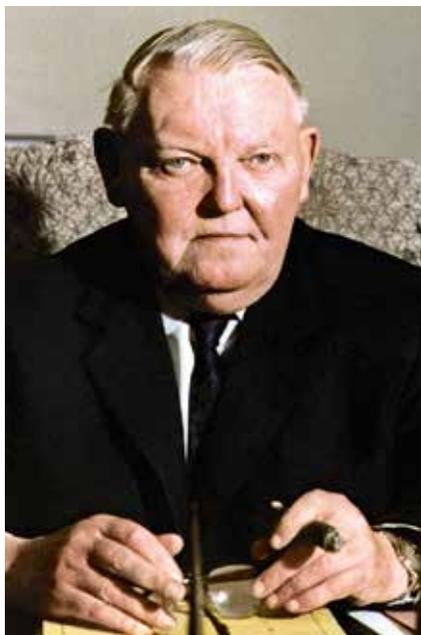
Deutschland, deine Kanzler

Adenauer, Erhard, Kiesinger, Brandt, Schmidt, Kohl, Schröder, Merkel:
Eine Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik in Profilen der Macht.

Harald Martenstein



Stopfei mit Beleuchtung: Konrad Adenauer.



Im Hyänenrudel: Ludwig Erhard.



Licht und Schatten: Kurt Georg Kiesinger.

1. Der Grossvater

Meine früheste politische Kindheitserinnerung ist ein Plakat. Es zeigte einen alten Mann. Später lernte ich den Namen Konrad Adenauer, seine Parole hiess: «Keine Experimente!» Ich liebte diesen Opa, zum Entsetzen meiner Familie, in der alle SPD wählten. Keine Experimente: Als Kind findet man das gut. Man will Berechenbarkeit.

Vom ersten westdeutschen Bundeskanzler stammt der Satz: «Man schüttet kein schmutziges Wasser weg, solange man kein sauberes hat.» Das war auf die ehemaligen Nazis gemünzt, die sich dem neuen, demokratischen Regime andienten. Adenauer hatte unter Hitler im Gefängnis gesessen. Trotzdem war er der Ansicht, dass allein schon die gewaltige Zahl der NSDAP-Mitglieder es verbot, diese Leute pauschal auszugrenzen. Adenauer setzte auf deren Integration, ausserdem auf ein Bündnis mit den USA und ein vereintes Europa.

Er war Jahrgang 1876, also deutlich älter als Hitler und so sittenstreng, dass aus seiner rund zwanzigjährigen Zeit als Witwer keine einzige

Affäre überliefert ist. In seiner Freizeit betätigte er sich als Erfinder, zum Beispiel des batteriebetriebenen Stopfeis mit Innenbeleuchtung sowie, schon sehr modern, einer Wurst aus Soja. Adenauers elektrischer Insektentöter hatte den Nachteil, dass er sich bei Tests als potenziell tödlich auch für den Anwender herausstellte.

Adenauer war der Grossvater, unter dessen Fittiche sich die geschlagenen Deutschen flüchteten, um sich von ihrer Katastrophe zu erholen. Er stand für die Flucht in die Vergangenheit. Das Land wirkte tatsächlich wieder ein bisschen so wie unter Bismarck, zur angeblich guten alten Zeit. Schnell stieg es wieder zur wirtschaftlichen Grossmacht auf, auch die Löhne stiegen, politisch war es in beruhigende Bündnisse eingebunden.

Einer wie er wäre als Kanzler heute undenkbar. Adenauer hat nämlich im Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft gesessen. Noch 1927 schrieb er: «Das Deutsche Reich braucht Kolonien.» Auch das in Deutschland berühmte Foto, auf dem er, nicht ohne Würde, einen Indianerkopfputz trägt, würde ihm heute den

politischen Garaus machen, wegen kultureller Aneignung.

2. Der Onkel

Der gemütliche Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, der als Vater des Wirtschaftswunders und Erfinder der sozialen Marktwirtschaft gehandelt wurde, war aus Sicht der CDU/CSU ein natürlicher Nachfolger Adenauers. Der Alte hielt ihn für unfähig. Tatsächlich wurde Erhard bald gestürzt, von der eigenen Partei. Der Anlass war nichtig, ein Sturz der CDU von 46 auf 43 Prozent bei einer Landtagswahl. In Wirklichkeit war Erhard zu konfliktscheu, um dem Hyänenrudel der ihn umgebenden Parteifreunde gewachsen zu sein. Einer der Vorwürfe lautete, dass Erhard im Kabinett ständig diskutieren lasse, statt zu entscheiden. Golo Mann, Sohn von Thomas Mann, schrieb, dass diesem Kanzler vor allem die «Ruchlosigkeit» gefehlt habe. Wer heute die Vorwürfe gegen Erhard nachliest, diesen lieben Onkel, muss an Armin Laschet denken, den jetzigen Kanzlerkandidaten der Union, den manche Parteifreunde auch für zu weich halten. Viel



Erster mit Sex-Appeal: Willy Brandt.



Jetpilot im Autoscooter: Helmut Schmidt.



Für jeden ein Stück Wurst: Helmut Kohl.

später kam heraus, dass Erhard nie in die CDU eingetreten war und dieses nicht unwichtige Detail lebenslang verschwieg. So ruchlos war er dann doch.

3. Der Moderator

Wie Erhard war Kurt Georg Kiesinger, ab 1966 Kanzler und Moderator der ersten grossen Koalition mit der SPD, eine Figur des Übergangs. Kiesinger war, als erster und letzter Kanzler, Mitglied der NSDAP gewesen. Insofern vollendete sein Kabinett das Projekt Adenauers, nämlich, das schmutzige Wasser aufzubrauchen, bis genug sauberes da ist.

Auch einer der wichtigsten SPD-Minister, Karl Schiller, Wirtschaft, hatte NS-Vergangenheit. Aussenminister war Willy Brandt, einer aus dem Widerstand, der Mann, der schon bald als Kanzler in Warschau knien und um Vergebung bitten würde, unter anderem für seinen Genossen Schiller. Die deutsche Familie, Licht und Schatten, sass vereint an einem Kabinettstisch. Heute undenkbar.

4. Der linke Patriot

Die deutsche Nachkriegsgeschichte findet im Schatten der Nazis statt. Willy Brandt wirkte da auf viele wie eine Erlösung, er war eindeutig unschuldig. Und er hatte, als erster Kanzler, Sex-Appeal. Er war einer, der Leidenschaften weckte, keine Vaterfigur und kein Onkel.

Heute liegt die Ära Brandt unter einem verklärenden Schleier. Aber viele waren damals gegen ihn, es gab harte und schmutzige Kämpfe zwischen den Lagern. In der Ära Merkel wurden Konflikte unter den Teppich gekehrt, vieles ist angeblich alternativlos. Das Volk stört eher. Unter Brandt war alles umstritten und durfte es sein, es gab immer eine Alternative. Wer sich wie ich an alle Kanzler erinnern kann, dem

kommt Brandts Ära tatsächlich wie die echte Geburtsstunde der neuen deutschen Demokratie vor. Unter Adenauer waren wir Kinder, vor denen über vieles nicht gesprochen werden durfte, das Schmutzige, das Unanständige. Unter Brandt wurden wir erwachsen und durften alles wissen.

Heute aber könnte auch jemand wie Willy Brandt in Deutschland nie Kanzler werden, so wenig wie Adenauer. Er, der so nahbar wirken konnte, litt unter Depressionen und tauchte manchmal tagelang ab. Er trank zu viel und

Er war einer, der Leidenschaften weckte, keine Vaterfigur und kein Onkel.

hatte eine Geliebte nach der anderen. Brandt nannte sich einen «Patrioten» und hatte kein Problem damit, die Interessen seines Landes robust zu vertreten. Manche seiner Zitate klingen, heute, ziemlich rechtspopulistisch, etwa dieses von 1973 zum Thema Migration: «Es ist notwendig geworden, dass wir sehr sorgsam überlegen, wo die Aufnahmefähigkeit unserer Gesellschaft erschöpft ist und wo soziale Vernunft und Verantwortung Halt gebieten.»

Brandt trat wegen eines Fehlers zurück, der in seinem Verantwortungsbereich geschah, aber für den er persönlich nichts konnte. Auch das ist heute unüblich.

5. Der letzte Soldat

Helmut Schmidt ist in seinen späten Jahren der beliebteste Deutsche gewesen, im Grunde war er der inoffizielle Bundespräsident. Dass er seine Bekehrung zur Sozialdemokratie ausgerechnet dem Erlebnis der Kameradschaft im Krieg zurechnete, würden ihm in Deutschland

heute viele nicht durchgehen lassen, so wenig wie Adenauer seinen Klerikal-Kolonialismus und Brandt seinen enormen sexuellen Appetit.

Politisch fiel Schmidts Kanzlerschaft in eine – bis auf den linken Terrorismus – vergleichsweise ereignisarme Zeit. Schmidt ist sich wahrscheinlich manchmal vorgekommen wie ein Jetpilot, den das Schicksal in einen Autoscooter auf dem Rummelplatz verschlagen hat.

Die Deutschen mochten Schmidts Pragmatismus, die fast völlige Abwesenheit von Ideologie, im Grunde hiess seine Partei «gesunder Menschenverstand». Es gibt ein Problem, wie lösen wir das jetzt? So dachte er, wie ein Soldat eben. Angela Merkels Ansatz ist ähnlich, situativ, könnte man sagen. Allerdings liess Schmidt sich, im Gegensatz zu Merkel, selten von Meinungsumfragen beeindrucken. In den schwierigsten Momenten, etwa bei der erpresserischen Entführung des Industriellen Schleyer, befragte er nicht Demoskopken, was zu tun sei, sondern sich selbst.

6. Der Pate

In einem Porträt, das Jürgen Leinemann über Helmut Kohl geschrieben hat, gibt es eine unvergessliche Schlüsselszene. Kohl sitzt im Kreise seiner Getreuen, die ihre Ämter alle ihm zu verdanken haben. Er schneidet mit dem Messer eine Wurst klein, spiest ein Wurststück nach dem anderen mit der Messerspitze auf und hält jedem Vasallen ein Stück hin, das dieser mit der Hand von der Messerspitze zu pflücken hat, gehorsam wie ein Hund. Keiner wagt es, sich zu verweigern. Eine solche Szene könnte aus dem Mafiafilm «Der Pate» stammen. Auch der Pate hätte übrigens, wie Helmut Kohl, niemals einen Geldspender verraten, der anonym bleiben möchte. Kohl war, bis Merkel kam, wahrscheinlich der virtuoseste



Bushido von Hannover: Gerhard Schröder.



Gefühl der Leere: Angela Merkel.

Machtmensch auf dem Kanzlerthron. Er war nachtragend, jähzornig und ungeschlacht, allein schon seine gewaltige Statur flösste Angst ein. Etwa ein Mal pro Jahr meldete der *Spiegel*, dass Kohl am Ende sei und demnächst gestürzt werde. Sogar Adenauer, der alte Indianer, verlor eines Tages seinen Skalp. Einer wie Kohl aber war wirklich nur durch Abwahl aus dem Amt zu bringen. Kohl, provinziell, spiessig, ein Anti-Intellektueller, bedeutete als Kanzler die grösstmögliche Provokation für das deutsche Medienmilieu. Es war bei seinem Amtsantritt fassungslos und blieb es dann sechzehn Jahre lang.

Adenauer stand für den Versuch, an der Vergangenheit anzuknüpfen, so zu tun, als habe es Hitler nie gegeben. Brandt war Ergebnis der Kulturrevolution von 1968, Symbol für einen gesellschaftlichen Modernisierungsschub. Kohl sah nach Restauration aus. Aber Bilder können lügen. Kohl trieb die EU in den Euro und Deutschland in die Einheit, er kämpfte für eine Frauenquote in der CDU, die Ostpolitik der SPD setzte er im Wesentlichen fort, unter ihm entstanden ein Frauen- und ein Umweltministerium, und der Homosexuellenparagraf 175 wurde gestrichen. Gelegentlich aber sagte dieser Kanzler, man dürfe die Traditionalisten nicht «überfordern», das war wohl sein Erfolgsrezept. Kohl war tatsächlich ein Kanzler der Einheit, nicht nur für Deutschland, auch für Europa. Die Familie muss eben zusammenhalten, wie im «Paten».

7. Der Rapper

Der Wechsel zu Rot-Grün, unter Gerhard Schröder und Joschka Fischer, war undramatischer, als viele erwartet hatten. Kohl ist längst nicht so reaktionär gewesen, wie seine Gegner behaupteten, und Schröder war nicht so links, wie die Linke es hoffte.

Dass deutsche Truppen erstmals seit dem Weltkrieg wieder in Europa ausrückten, im Rahmen einer internationalen Mission auf dem Balkan, hätte man dieser Machtkonstellation so wenig zugetraut wie die von vielen in seiner Partei gehasste «Agenda 2010». Schröder versuchte damit, den immer teureren Sozialstaat zu stabilisieren und Arbeitsplätze zu schaffen, allerdings waren diese schlecht bezahlt und alles andere als sicher. Die meisten Deutschen mochten seinen hemdsärmeligen Stil. Im Kanzleramt sass eine Art fröhlicher, reich gewordener Arbeiterjunge, der Flaschenbier trank und mit teuren Klamotten angab. Wenn Schröder ein paar Jahre jünger gewesen wäre, hätte man ihn sich auch gut als Gangsta-Rapper vorstellen können, den Bushido von Hannover.

Was die Schaffung von Arbeitsplätzen angeht, war er auch in Hinblick auf sich selbst erfolgreich. Kurz, bevor er sein Kanzlerbüro räumen musste, bewilligte seine Regierung dem russischen Gazprom-Konzern eine Bürgschaft über eine Milliarde Euro. Nicht viel Zeit



verging, bis Schröder als wichtigster Lobbyist von Gazprom und eine Art Freund von Wladimir Putin wieder auftauchte, ein sonderbarer Zufall, der nicht jedem gefiel.

Als einer der entscheidenden Unterschiede zwischen CDU-Kanzlern und SPD-Kanzlern hat sich der private Bindungsstil etabliert. CDU-Kanzler heiraten zum Beispiel im Laufe ihres Lebens im Durchschnitt nur 1,4-mal. Sozialdemokraten bringen es statistisch auf 3,0 Ehefrauen, Rekordhalter ist Gerhard Schröder. Dieser wurde kürzlich dazu verurteilt, dem koreanischen Exmann seiner fünften Gattin ein hohes Ablösegeld zu zahlen. Er habe sie ihm ausgespannt, in Südkorea ist dies strafbar. So unterschiedlich die Bewertungen von Gerhard Schröders Amtszeit auch ausfallen – ziemlich sicher war er der deutsche Kanzler mit dem höchsten Testosteronspiegel, bis weit zurück in die Kaiserzeit.

8. Die Frau aus dem All

An Angela Merkel ist vieles neu und einzigartig, nicht nur, weil sie als erste Frau Kanzler wurde und aus dem Osten kommt. Ihre Partei hatte sie sich nach der Wende ausgesucht «wie eine Eissorte», heisst es in Robin Alexanders Buch «Machtverfall», das ihre letzte Amtsphase beschreibt. Eine starke innere Bindung an die CDU kann ihr, anders als Kohl, gewiss niemand unterstellen. An Statussymbolen oder an Geld scheint sie, anders als Schröder, völlig desinteressiert zu sein. Merkel, so könnte man glauben, ist vor allem an Macht interessiert. Menschen, die versagen oder ihr im Weg stehen, räumt sie mitleidlos weg. Wenn sie öffentlich Gefühle zu zeigen versucht, wirkt das oft wie einstudiert. Seit die US-Regierung die Existenz von Ufos bestätigt hat, ist nicht mehr auszuschliessen, dass es sich bei Angela Merkel um eine ausserirdische Lebensform handelt.

Weil sie so oft und in so vielen Punkten ihre Position verändert hat, ist es unmöglich, zu sagen, wofür sie steht. Sie war ja sogar mal ganz entschieden gegen Frauenquoten, für Atomkraft und für Neoliberalismus. Vielleicht gibt es mehrere Angela Merkels, Mutanten, die hin und wieder von den Ausserirdischen ausgetauscht werden? Manchmal heisst es, sie orientiere sich fast nur an der Stimmung in der Bevölkerung. Das deutet auf einen ins Gehirn implantierten Spezielsensor hin.

Was sie wollte, ist schwer zu sagen, aber sie hat vieles davon erreicht. In der Uckermark, auf ihrer Basis, wird sie sich bald dematerialisieren und als Wolke in ihr Raumschiff zurückschweben. Das, was sie in Deutschland zurücklässt, sind vor allem Verwirrung und ein Gefühl der Leere.

Harald Martenstein lebt als Journalist und Buchautor in Berlin und in der Uckermark. Seine Kolumne «Martenstein», die er seit 2002 für das *Zeit-Magazin* schreibt, hat Kultstatus.

Seine Sendung ist wie eine kleine Oase

Markus Lanz gehört zu einer aussterbenden Gattung im deutschen Fernsehen: Es finden sich bei ihm noch Restbestände von kritischem Journalismus.

Boris Reitschuster

In normalen Zeiten, mit einer normal funktionierenden Medienlandschaft, wäre dieser Beitrag ein Verriss geworden. Und sein Objekt wäre schlecht weggekommen. Aber ausserordentliche Zeiten erfordern auch besondere journalistische Herangehensweisen. Ein Lob wird dieser Text zwar dennoch nicht werden. Aber vielleicht eine Ermunterung, ein Ansporn.

Denn wenn man sich das Breittreten der medialen Einheitsmeinung ansieht, das in den anderen grossen Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen in Deutschland vorherrscht – von «Anne Will» über «Maybrit Illner» bis hin zu «Maischberger» und «Hart, aber fair» von Frank Plasberg –, wirkt «Markus Lanz» fast schon wie eine kleine Oase, in der sich noch Restbestände von Pluralität und kritischem Journalismus feststellen lassen. Damit würde Lanz ins Rote Buch der Öffentlich-Rechtlichen gehören – als fast ausgestorbene Gattung.

Windkanal des links-grünen Zeitgeists

Der Duden definiert Propaganda wie folgt: «Systematische Verbreitung politischer, weltanschaulicher o. ä. Ideen und Meinungen mit dem Ziel, das allgemeine Bewusstsein in bestimmter Weise zu beeinflussen.» Auch wenn es hart klingt: Genau das trifft auf grosse Teile des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und insbesondere die oben erwähnten Talkshows zu.

Bei Markus Lanz dagegen hat man den Eindruck, dass er sich seinen Themen mit einer gewissen Offenheit und Neugierde widmet. Vielleicht bin ich voreingenommen: Ich war selbst bei Lanz in der Sendung, ebenso wie bei Plasberg und bei Anne Will. Der Südtiroler stach heraus. Bis weit nach Mitternacht unterhielt er sich mit mir noch über mein Thema – Russland. Und, was mich nach negativen Erfahrungen anderswo überraschte: Er brachte eben jene Neugierde mit, die für Journalisten so unerlässlich ist. Und so selten geworden in den Anstalten, die per Gebühren-Einzug finanziert werden, ganz unabhängig von ihrer Leistung.

Die Talkshow-Kollegen von Lanz verhalten sich, als kämen sie aus dem Windkanal des links-grünen Zeitgeists. Selbst minimale Widerstände scheinen sie um jeden Preis wegzudrücken – politische Agenda, politische Agenda und noch mal politische Agenda. Lanz erlaubt sich zumindest manchmal, wenn auch eher zaghaft und ansatzweise, die vorherrschenden Narrative zu hinterfragen. Oder



Offenheit und Neugierde:
Talkshow-Moderator Lanz.

gar Zweifel an ihnen auszudrücken – die neue Todsünde im deutschen Medienbetrieb.

Nein, für Heldentaten wie das Einladen von besonders handfesten Kritikern der Corona-Politik oder aufmüpfigen Journalisten reicht der Mut von Lanz nicht aus. Aber das würde auch sofort seine Zerfleischung durch die Gralshüter des Zeitgeists bedeuten. Und damit wohl auch das Ende seiner Sendung und seiner Fernsehkarriere. Dafür versucht Lanz zumindest, innerhalb des akribisch abgestimmten, engen Meinungskorridors dessen Bandbreite – sofern man hier überhaupt von Breite reden

kann – auszunutzen. Böse ausgedrückt: Während andere aus vorauseilendem politischem Gehorsam selbst innerhalb des Meinungskorridors keinen Millimeter von dessen Mitte abzuweichen wagen, geht Lanz schon mal ganz eng an die Grenze – oder gar einen Millimeter darüber hinaus.

So durfte in seiner Sendung etwa immerhin ein «gemässigter» Corona-Ketzer wie Heribert Prantl von der *Süddeutschen Zeitung* auftreten – noch dazu, ohne gleich mit rhetorischen Tricks geschlachtet zu werden. Und Lanz wagt zuweilen die moderne Version der Gotteslästerung – wenn er etwa Karl Lauterbach, dem TV-Allgegenwärtigen und Corona-Heiligen, kritisch ins Wort fällt. Er erlaubt sich zudem, Politikern auch anderer Parteien als AfD und FDP kritisch auf den Zahn zu fühlen – heutzutage schon ein Akt des journalistischen Ungehorsams.

Stramm auf Linie

Ist das ein Anlass, ihn zu loben? In meinen Augen nein. Zumal er zum einen damit eine gewisse Alibi-Funktion hat – sozusagen die Vorspiegelung eines medialen Pluralismus. Die aber sofort endet, wenn es ans Eingemachte geht. So führte Lanz etwa den früheren Verfassungsschutzpräsidenten Hans-Georg Maassen im Winter 2019 vor in einer Manier, die eher an einen Inquisitor erinnerte als an einen Journalisten. Stramm auf Linie.

Andererseits ist es wichtig, den Unterschied zwischen Lanz und seinen Kollegen herauszustellen. Im Vergleich zu ihm wirken sie nämlich besonders jämmerlich und gleichgetaktet. Denn der Südtiroler beweist dreimal die Woche, dass man durchaus zumindest ansatzweise kritische Töne zulassen oder gar selbst äussern kann, ohne sofort auf den medialen Scheiterhaufen zu kommen.

Boris Reitschuster ist Journalist und Autor. Er leitete von 1999 bis 2015 das Moskauer Büro von *Focus* und betreibt heute die Website reitschuster.de.

An die Wand gefahren

Schwedens links-grüne Regierung ist gestürzt.

Ihre Einwanderungspolitik und die wachsende Wirtschaftskrise haben das Land destabilisiert.

Katerina Janouch

Die Sonnenwende war ein historischer Tag in der schwedischen Geschichte. Am 21. Juni verlor mit Stefan Löfven zum ersten Mal ein amtierender Ministerpräsident ein Misstrauensvotum im Reichstag. Im politisch korrekten Schweden wurde sogleich darauf hingewiesen, dass diese Krise durch die Vorsitzende der sozialistischen Linkspartei, Nooshi Dadgostar, herbeigeführt worden sei. Aufgrund ihrer Opposition zur beabsichtigten Mietrechtsreform habe sie die Regierung plätzen lassen.

Wie ein unverwüstlicher Volvo

Aber wirklich interessant in diesem Zusammenhang mit Löfvens historischer Niederlage sind nicht die Motive der Linkspartei, sondern die Tatsache, dass die migrationskritischen Schwedendemokraten (SD) immer mehr an Einfluss gewinnen. Diese Entwicklung ist auf die katastrophale Politik der Sozialdemokraten zurückzuführen, auf die ganz und gar gescheiterte Einwanderungspolitik, die grassierende Kriminalität und die sich verschärfende Wirtschaftskrise – in den Worten von Finanzministerin Magdalena Andersson «die schlimmste Krise seit dem Zweiten Weltkrieg».

Was Löfven vorzuweisen hat, ist nichts, mit dem man sich brüsten könnte. Schweden funktioniert nicht mehr wie ein unverwüstlicher Volvo, auch wenn der Staat alles daran setzt, dieses Image aufrechtzuerhalten. Das einst so erfolgreiche Schweden weist Rekorde in der Verbrechenstatistik auf, Schiessereien, Vergewaltigungen und Raubüberfälle sind an der Tagesordnung. Die schwedischen Rentner zählen zu den ärmsten in Europa. Schweden verzeichnet die vierthöchste Arbeitslosigkeit in der EU. Gleichzeitig verschwendet die Regierung Steuergelder wie ein Kaufsüchtiger, der mit Geld nur so um sich wirft. Die Finanzhilfe für Palästinenser übersteigt die Spendengelder aus dem gesamten arabischen Raum.

Dank der kürzlich durchgeführten Operation OTF Greenlight/Trojan Shield, einer der umfangreichsten und aufwendigsten Ermittlungen von Europol und FBI im Kampf gegen inter-

ationale Kriminelle und deren Kryptonetzwerke, kam heraus, dass 155 der aufgefliegenen 800 Verbrecher in Schweden operierten. Das Land ist ein Rückzugsraum für IS-Terroristen und kriminelle Migranten mit multiplen Identitäten. Schweden weist unter allen europäischen Ländern die geringste Polizeidichte auf. Das Land ist nicht mehr auf Krisen vorbereitet, wie der Umgang mit der Corona-Pandemie deutlich gezeigt hat – mit den höchsten Todeszahlen in Skandinavien und steigenden Infektionszahlen.

Während die dänischen Sozialdemokraten, angeführt von Ministerpräsidentin Mette Fre-

675 000 Migranten leben von staatlicher Unterstützung, ohne einer Arbeit nachzugehen und Steuern zu zahlen.

deriksen und Migrationsminister Mattias Tesfaye, überhaupt keine Migranten mehr ins Land lassen wollen und die Einrichtung von Asylzentren in Afrika vorgeschlagen haben, geht Schweden den entgegengesetzten Weg. Schweden verfolgt eine grosszügige Asylpolitik. Im ersten Quartal 2021 wurden 20 000 Aufenthalts-

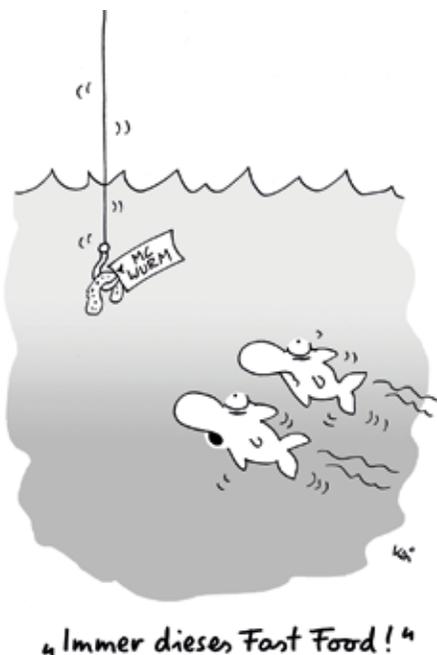
genehmigungen erteilt. Aufs Jahr gerechnet, werden etwa 80 000 Personen aufgenommen, was der Einwohnerzahl einer mittelgrossen Stadt entspricht. Dabei leben gegenwärtig 675 000 Migranten ausschliesslich von staatlicher Unterstützung, ohne einer Arbeit nachzugehen und ohne jemals Steuern zu zahlen. Vierzig kriminelle Clans kontrollieren ganze Stadtviertel, die quasi rechtsfreie Räume sind. Es wird sogar überlegt, die Armee gegen die Banden einzusetzen, die sich regelmässig Strassenschlachten liefern und am helllichten Tag mit Schusswaffen aufeinander losgehen.

Ministerpräsident Löfven erklärte zu Wochenbeginn, er habe immer das Beste für Schweden gewollt. Wer soll ihm das glauben? Kein anderer Ministerpräsident hat ein gutfunktionierendes Land in so kurzer Zeit heruntergewirtschaftet, auch das eine historisch beispiellose Leistung. Natürlich stärkt das die Schwedendemokraten. Sie sind die einzige Partei, die vor dieser Entwicklung gewarnt hat. Ihr Aufstieg hatte dafür gesorgt, dass die Bildung von Regierungen schwieriger wurde. Die traditionellen Parteien verloren an Unterstützung. Schliesslich reichte es, dass eine Kleinpartei wie die Linkspartei in einer unheiligen Allianz mit der rechten SD die Regierung zum Sturz bringen konnte.

Klares Signal

Die Botschaft, die von diesem politischen Chaos ausgeht, lautet unüberhörbar: Die Schweden haben genug von der katastrophalen Politik der Regierung Löfven, sie wollen etwas anderes für ihr Land. Alles deutet auf einen Wechsel hin. Wie wird es weitergehen? Das kann niemand sagen. Löfven erhielt nach dem Misstrauensvotum eine Woche Zeit, um zurückzutreten oder Neuwahlen auszurufen, die innerhalb der nächsten drei Monate abgehalten werden müssen. Neuwahlen böten die Möglichkeit, Löfven in die Wüste zu schicken und eine neue, konservative Regierung ins Amt zu bringen. Dass er das Misstrauensvotum verloren hat, war ein klares Signal, dass das sozialdemokratische Politikmodell ausgedient hat.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Moralismus gegen Kapitalismus

Linke mögen keine Meinungsvielfalt. Das zeigt der Start des neuen britischen TV-Kanals GB News.



In den letzten Tagen habe ich abends jeweils die Nachrichtenshow von GB News aus London geschaut. GB steht für *Great Britain*. Muss man gesehen haben. Es ist ungewöhnlich, dass im härtesten TV-Markt Europas ein neuer News-Kanal entsteht, zudem ein News-Kanal, der eine nationalkonservative Agenda hat.

Hauptaktionär von GB News ist der amerikanische Medienkonzern Discovery, zu dem neben den diversen Discovery-Channels auch Eurosport gehört. Präsident des Senders ist Andrew Neil, der frühere Chef von *Sunday Times* und Sky TV und später dann ein populärer Präsentator und Interviewer bei der BBC.

Anders als herkömmliche News-Kanäle setzen Neil und sein Team weniger auf Breaking News als vielmehr auf längere Interviews, Analysen und Kommentare. Es ist klar, warum. Man will nicht nur informieren, man will Meinung machen. Es ist eine rechtsbürgerliche Meinung.

«Wir sind stolz, Briten zu sein», ist der Slogan von Andrew Neil. Sein Feindbild sind die «aufgeblasenen Eliten», die in den schicken Penthouses im links-grünen London Champagner trinken.

Journalistisch ist das Programm damit ein Anti-Programm gegenüber dem Status quo. «Wir berichten darüber, was die Leute interessiert, und nicht, was die Medienblase interessiert», sagt Neil.

Neben viel nationaler Politik versuchte die Redaktion von Beginn an, den anvisierten Zuschauer von der Strasse mit allerlei volkstümlichen Themen abzuholen, von Fussball-Fanzonen über Heiratsmärkte bis Whiskybrennereien. Das schien ganz gut zu klappen.

In den ersten Tagen erreichte der neue Sender GB News mehr Zuschauer als BBC News und Sky News zusammen. Das Publikum, so zeigten die Polls, war Grossbritanniens bürgerliche Mittelschicht, die auch für den Brexit gestimmt hatte.

Weniger gut hingegen waren die Zahlen bei der Werbung. Denn hier erlebte der neue Sender eine Premiere in der Medienindustrie. Es war die Premiere der erfolgreichen Erpressung.

Die linksradikale Aktivistengruppe Stop Funding Hate, die in den Social Media Zehntausende von Anhängern mobilisieren kann,

Ikea argumentierte pathetisch, der neue Sender würde nicht zu seinen «humanistischen Werten» passen.

fuhr vor dem Start eine aggressive Kampagne gegen den Sender. Das Programm sei «toxisch», wusste man, ohne auch nur eine Sekunde einer Sendung gesehen zu haben.

Potenzielle Werbekunden von GB News wurden angegangen und bedroht, man werde zum Boykott ihrer Produkte aufrufen, falls sie ihre Werbespots auf dem konservativen Kanal schalten sollten. Ein Unternehmen nach dem anderen brach ein und gelobte kurz vor Sendestart, mit GB News keine Geschäfte zu machen. Selbst Weltfirmen wie Ikea, Bosch, Vodafone und Nivea knickten angesichts der roten Drohkulisse ein. Ikea beispielsweise argumentierte pathetisch, der neue Sender würde nicht zu seinen «humanistischen Werten» passen.

Britanniens Kulturminister Oliver Dowden fand die Hasenfüssigkeit von Ikea und Konsor-

ten «bedenklich». Er bescheinigte dem neuen Sender demonstrativ, er sei «eine willkommene Ergänzung in der Vielfalt der britischen Medien».

Tatsächlich ist der Fall ein Schulbeispiel, wie eine radikale Linke, die sich um die Cancel-Culture gruppiert, an veralteten Tugenden wie Meinungsvielfalt nicht mehr das geringste Interesse zeigt. Politische Haltungen, die von der moralisierenden Weltverbesserung und dem *woke*-Wahn abweichen, müssen in dieser Sichtweise ausgemerzt werden.

Ähnliches hatte auch bereits Fox News in den USA erlebt. 43 progressive Organisationen machten hier öffentlichen Druck, den Sender und seine Talkshow «Tucker Carlson Tonight» bei der Werbung zu boykottieren. Auch hier gingen Unternehmen wie Land Rover, T-Mobile, Lexus und Samsung in die Knie. Fox-Besitzer Rupert Murdoch, der alte Medien-Haudegen, liess sich indessen wenig beeindruckt, denn seine Publikumszahlen waren schlicht zu gut. Die Werbekunden kamen darum schnell wieder zurück.

Ein ähnlicher Effekt spielte sich nun auch in Grossbritannien ab. Nachdem GB News überraschend gut gestartet war, waren etwa bei Ikea die «humanistischen Werte» plötzlich nicht mehr so wichtig. Der Möbelkonzern fürchtete, Kunden und Umsätze zu verlieren, und nahm den Werbeboykott gegen GB News nach wenigen Tagen zurück. Profit war nun doch etwas wichtiger als Politik.

Tröstlich also: Wenn Moralismus gegen Kapitalismus kämpft, dann gewinnt der Kapitalismus. Vorderhand jedenfalls.

Da zirpen die Geigen

Warum hielt es Annalena Baerbock für nötig, ihren Lebenslauf aufzumotzen?
Und warum sah sie darin keine Gefahr für ihre politische Karriere?

Jan Fleischhauer

Annalena Baerbock hat ein Buch geschrieben. Das allein wäre noch nicht aussergewöhnlich. Viele Politiker legen in Wahlkampfzeiten Bücher vor, in denen sie Auskunft über ihr Leben und ihre Ansichten geben.

Mir ist es zwar ein Rätsel, wer freiwillig eine Politikerbiografie kauft. Das Aufregendste, was Leute erlebt haben, die es in der Politik ganz nach oben schafften, ist eine Intrige auf dem Kreisparteitag in Detmold oder München-Aubing. Wäre es anders, verfügten sie also über eine verwickeltere Biografie, wären sie in der Politik nicht dort, wo sie jetzt sind. Das hält die Verlage allerdings nicht davon ab, jeden einigermaßen aussichtsreichen Aspiranten unter Vertrag zu nehmen. Wer weiss, vielleicht steckt in ihm ja der nächste Bundeskanzler oder zumindest der nächste Bundespräsident.

Ungewöhnlich ist, dass Frau Baerbock ihre Biografie selbst geschrieben hat. So steht es in der Verlagsankündigung, so findet es sich auch in der Autorenangabe bei Amazon. Ich habe selbst mehrere Bücher vorgelegt. Ich kann also beurteilen, welche Mühe das Schreiben macht. Viele denken, so ein Buch erledige sich nebenbei. Ich kann Ihnen versichern: Da erledigt sich nichts nebenbei. Wenn Sie nicht ein Sabbatical eingereicht haben oder anderweitig über die nötige Zeit verfügen, geht jeder Abend am Schreibtisch drauf, jedes Wochenende und jeder Urlaub.

«Pimp Your CV»

Ein Buch also neben der Verpflichtung als Parteichefin und Spitzenpolitikerin: Respekt! Dazu hat Frau Baerbock ja noch zwei kleine Kinder. Hier darf man es, denke ich, einmal erwähnen. Also doppelt Respekt!

Nun gut, ganz so allein war die grüne Kanzlerkandidatin nicht, wie man im Kleingedruckten erfährt. «In Zusammenarbeit mit Michael Ebmeyer», steht etwas verschämt auf Seite 4. Ich will nicht kleinlich sein. Aber da bei der Kanzlerkandidatin der Grünen zuletzt immer wieder Fragen zu ihren vielfältigen Engagements auftauchten, habe ich mich natür-

lich gefragt, was mit «Zusammenarbeit» gemeint sein könnte.

Wie der Schreibprozess aussah, darüber gibt es unterschiedliche Angaben. Der Wikipedia-Eintrag von Ebmeyer führt ihn als «Co-Autor» auf. Im *Tagesspiegel* wiederum heisst es mit Verweis auf den Ullstein-Verlag, Baerbock habe das Buch allein geschrieben. Frau Baerbock selbst hat die Zusammenarbeit in-between so erklärt: Im Dezember und Januar habe sie mit Ebmeyer lange Gespräche geführt. Auf Grundlage der wörtlichen Transkripte habe sie dann das Buch verfasst.

Das wäre so ziemlich die verrückteste Autorenkonstruktion, von der ich je gehört habe. Ein Ghostwriter, den man dafür bezahlt, dass er einem das Mikrofon hinhält, ohne anschliessend einen Strich am Text zu tun? Das hätte, mit Verlaub, auch eine Praktikantin in der grünen Geschäftsstelle hinbekommen.

Spätestens wenn man sich bewirbt, sollte man sich sicher sein, dass alles Hand und Fuss hat.

Dafür braucht es eigentlich keinen hochbezahlten Spezialisten, der schon Klienten wie Aussenminister Heiko Maas bei Buchprojekten betreut hat. Andere Variante: Die Fragen des Ghostwriters waren so genial, dass sich allein dafür das Honorar lohnte. Das sollte man dem Buch dann allerdings auch anmerken.

Ich habe mir «Jetzt», so heisst das Werk, gekauft. Typischer Baerbock-Satz: «Klimagerechten Wohlstand schaffen wir nur gemeinsam. Mit Politik und Wirtschaft, Kohlekumpeln und Windbauern, Greenpeace und IG Metall.» Oder: «Wir tragen die Verantwortung für das Ganze. Wir werden unsere Ziele nur dann erreichen, wenn wir – jung und alt – an einem Strang ziehen.»

Da wir davon ausgehen müssen, dass alles, was wir in «Jetzt» zu lesen bekommen, einer Unterhaltung entspringt, kann man nur sagen: Puh. Wer so spricht, dem ist nicht zu helfen. Beziehungsweise: Um den sollte man einen wei-

ten Bogen machen. Kennen Sie diese Leute, die auf einer Party wahnsinnig nett und sympathisch wirken und von denen man dann nicht mehr wegkommt, wenn man sich einmal neben ihnen niedergelassen hat, weil sie einen von da an mit Beschlag belegen?

Wir alle neigen dazu, uns etwas grösser und wichtiger zu machen, als wir sind. «Pimp Your CV» lautet im Englischen diese Übung. Allerdings war damit immer gemeint, dass man seinen Lebenslauf etwas aufhübscht, indem man ein paar wohlklingende Praktika hinzufügt, die mehr Weltläufigkeit suggerieren. Nicht dass man Mitgliedschaften bei Vereinen erfindet, bei denen man gar nicht Mitglied werden kann, oder den Leuten einen juristischen Abschluss vorgaukelt, den es nie gegeben hat.

Wettrennen um die gefühlvollste Hymne

Spätestens wenn man sich bewirbt, sollte man sich sicher sein, dass alles Hand und Fuss hat. Die *Welt* hat neulich die langjährige Deutschland-Chefin der Personalberatung Heidrick & Struggles befragt, bis zu welchem Grad Abweichungen im Lebenslauf tolerabel seien. Die Antwort war eindeutig: Wer mogelt, fliegt von der Bewerbungsliste. Selbst ein kleines Vergehen gilt als Ausschlusskriterium, weil es dem Personalberater sagt, dass man es mit der Ehrlichkeit nicht so genau nimmt. Das ist wie bei dem entwendeten Kugelschreiber: Auf Nachsicht kann man da nicht setzen.

Viel ist in den vergangenen Wochen über die Unfähigkeit der grünen Kampagnenmanager geschrieben worden, die es versäumt hätten, sich auf vorhersehbare Nachfragen vorzubereiten. Habt ihr eure Kandidatin denn gar keinem Check-up unterzogen?, lautete der händeringende Vorwurf von der *Taz* bis zum *Spiegel*. Eine Frage wurde interessanterweise ganz selten gestellt: warum Annalena Baerbock es überhaupt für nötig hielt, ihren Lebenslauf aufzumotzen. Beziehungsweise: warum sie darin keine Gefahr für ihre politische Karriere sah.

Ich glaube, ein Grund für die Sorglosigkeit liegt in der Kumpanei zwischen Teilen der Pres-



Gespräch unter Gleichgesinnten: Berufseinsteigerin Baerbock.

se und grüner Partei. Dass Journalisten zum Fantum neigen, ist keine ganz neue Erkenntnis. Das Praktische bei der medialen Befassung mit den Grünen ist, dass die Fans gleich die Berichterstattung übernehmen.

Anlässlich der Kandidatur setzte ein regelrechtes Wettrennen um die gefühlvollste Hymne ein. Der *Tagesspiegel* ging mit der Zeile «Und wenn Deutschland noch nicht reif ist für Annalena Baerbock?» ins Rennen. Dass sich der

Reifegrad der Deutschen danach bemisst, mit welcher Prozentzahl sie die Kandidatin der Herzen ins Kanzleramt wählen, darauf wäre umgekehrt nicht mal der *Bayernkurier* verfallen. Die *Zeit* trumpfte mit der Überschrift «Eine wie keine» auf: «Mit Annalena Baerbock könnte erstmals eine Mutter Bundeskanzlerin werden. Schon ihre Kandidatur macht Millionen Eltern Hoffnung.» Da zirpen die Geigen im Hintergrund.

Das Gespräch unter Gleichgesinnten ist zweifellos angenehmer als das mit Leuten, die einen kritisch sehen. Es hat allerdings einen entscheidenden Nachteil: Es macht auf Dauer etwas träge. Wer nur von Journalisten umgeben ist, die einem das Beste wünschen, dessen Gefahrensinn erlahmt. Wenn man dann unvermutet ins Sperrfeuer gerät, ist man total konsterniert.

Putin ist schuld

In der *Zeit* gab der Korrespondent Robert Pausch gerade einen Einblick in das Innenleben der Grünen-Kampagne. Auf den Führungsetagen der Partei dominierten zwei Stimmungslagen: Erschütterung und Beleidigtsein. Selbst harmlose Tweets von Journalisten, deren Treue jetzt in Frage steht, sind geeignet, wütende Reaktionen auszulösen. Zum Absturz der Kandidatin werden zwei Er-

Wer nur von Journalisten umgeben ist, die einem das Beste wünschen, dessen Gefahrensinn erlahmt.

klärungen angeboten: Putin ist schuld. Und: Die Angriffe auf Baerbock resultieren aus einer tiefsitzenden Frauenfeindlichkeit.

Möglicherweise spielt bei den biografischen Klimmzügen auch ein Geschlechteraspekt eine Rolle. Ständig wird Frauen gesagt, sie sollten sich nicht unter Wert verkaufen. Weil Annalena Baerbock nie über das grüne Milieu hinausgekommen ist, das sie hervorbrachte, hat sie den Nachteil auszugleichen versucht, indem sie alles halt ein wenig glänzender und kosmopolitischer darstellte, als es ist.

Wie geht es weiter? Ich bin aus gutem Grund im politischen Beobachtungs- und nicht im Prognosegeschäft. Die einzigen Voraussagen, die ich ernst nehme, sind diejenigen, die mit Geld hinterlegt sind. Sobald Geld ins Spiel kommt, ist man geneigt, nicht mehr auf das zu setzen, was man sich selbst wünscht, sondern auf das, was voraussichtlich die Mehrheit präferiert.

Ich selbst hätte nichts gegen eine Kanzlerin Baerbock. Ich hätte als Kolumnist für vier Jahre ausgesorgt. Aber ich fürchte, es kommt anders. Nicht wegen Putin oder der latenten Misogynie der deutschen Gesellschaft, sondern weil die Deutschen ein vorsichtiges Volk sind, das nun einmal keiner Berufseinsteigerin den Schlüssel zum Kanzleramt anvertraut.

Bundesaussenministerin ist für den Anfang allerdings auch ganz schön, würde ich sagen. Damit findet auch der Kolumnist die nächsten vier Jahre sein Auskommen.

Jan Fleischhauer ist Autor und Kolumnist bei *Focus* und zählt zu den profiliertesten Journalisten Deutschlands.

Kürzlich erschien sein neues Buch: *How dare you! Vom Vorteil, eine eigene Meinung zu haben, wenn alle dasselbe denken.* Siedler. 304 S., Fr. 31.90.

Bürgerliche Scheidung

Eben noch waren die SVP und Finanzunternehmer Alfred Gantner ein Herz und eine Seele. Nun sind die Flitterwochen vorbei. Streitpunkt ist die Kohäsionsmilliarde.

Marcel Odermatt

Die SVP will am Samstag gross feiern. Einen Monat nach dem bundesrätlichen Nein zum institutionellen Abkommen feiert die Partei den «Erhalt der Unabhängigkeit», wie sie es selber ausdrückt. In allen Kantonen werden Höhenfeuer entfacht. In Morschach findet ein offizieller Festakt mit Christoph Blocher statt.

Während die Volkspartei ihren Erfolg nochmals richtig auskosten will, werden hinter den Kulissen Nägel mit Köpfen gemacht. Der Bundesrat werde – so heisst es im Bundeshaus – die sogenannte Kohäsionsmilliarde spätestens an der ersten Sitzung nach der Sommerpause, am 11. August, freigeben. Das heisst, er empfiehlt dem National- und dem Ständerat, die Gelder ohne Auflagen der Europäischen Union auszusahlen. Dafür nötig ist, dass eine Verpflichtung, die die Räte 2019 in das Osthilfegesetz einfügten, in der Herbstsession wieder gestrichen wird. Diese verlangt, dass die Schweiz die Zahlungen nur freigibt, wenn die EU sie nicht mit Strafmassnahmen wie bei der Börse diskriminiert.

SP will sogar mehr bezahlen

Die Absicht hinter der Offensive: Der Bundesrat möchte ein Signal setzen, dass die Schweiz an guten Beziehungen mit der EU interessiert ist. Man hofft in Bern, insbesondere bei den osteuropäischen Staaten wieder mehr Sympathien zu gewinnen.

Bei den Parteien sind die Fronten klar: Die Linke unterstützt die Pläne der obersten Leitung des Landes. Sie möchte den Blankoscheck an den Staatenbund sogar noch substantiell erhöhen, wie die SP-Leitung erklärte. Auf der anderen Seite steht die SVP. Sie will ohne Gegenleistung oder Garantien der EU gar kein Geld lockermachen. Die Mitteparteien dagegen sind sich – wie eigentlich immer in der Europapolitik – nicht einig, unter welchen Bedingungen das viele Steuergeld fliessen soll.

Eine wichtige Rolle im Kampf gegen den EU-Deal spielte – besonders in der medialen Auseinandersetzung – die Wirtschaftsallianz

Kompass/Europa. Die drei Gründer der Finanzgesellschaft Partners Group – allen voran Alfred Gantner, aber auch Urs Wietlisbach und Marcel Erni – investierten eigenes Geld, um mit der neuen Vereinigung mitzuhelfen, dem Vertrag den Garaus zu machen. Bei der Frage der Kohäsionsmilliarde geht die Vereinigung nun aber auf Distanz zur SVP.

Urs Wietlisbach: «Wir stehen hinter der Kohäsionsmilliarde, sie muss aber an strategische Interessen der Schweiz gekoppelt sein.» Die Europäische Union habe der Schweiz den Ball zugespielt und signalisiert, dass Ver-

Die Auffassung, dass alles seinen Preis hat, stösst in der Verwaltung auf immer stärkere Resonanz.

handlungen über «Horizon Europe» gestartet werden könnten, wenn die Kohäsionsmilliarde bezahlt sei. «Diese Vorlage müssen wir bewerten und unsere Interessen in der Forschung und Bildung sichern.»

Der Banker geht sogar noch einen Schritt weiter: Wie für die Linken ist für ihn eine Aufstockung der Gelder kein Tabu. «Wir müssen analysieren und eine Debatte darüber führen, was wir der EU bieten können, welche Interessen wir gegenüber der EU haben und welchen Preis wir dafür zahlen wollen.» Über die Aufstockung der Kohäsionsmilliarde «muss man nachdenken», so Wietlisbach. Dabei müsste die Eidgenossenschaft berücksichtigen, wofür und

wohin genau die Gelder fliessen würden und welche sektoriellen Interessen damit gesichert werden können.

Die Idee dahinter ist klar: Die Schweiz zückt das Portemonnaie und bekommt dafür einen Marktzugang, zum Beispiel beim Strom, beim Forschungsprogramm «Horizon Europe» oder beim Dossier Gesundheit. Diese Auffassung, wie das künftige Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU aussehen könnte und dass alles seinen Preis hat, stösst auch in der Verwaltung auf immer stärkere Resonanz. Das erinnert an die sogenannte Scheckbuchdiplomatie der Deutschen. Um nicht an Kriegseinsätzen teilnehmen zu müssen, überschüttete das Land andere Regierungen mit grosszügiger Wirtschafts- und Entwicklungshilfe.

SVP droht mit Referendum

Klar ist, dass die SVP gegen eine solche Entwicklung in die Fundamentalopposition gehen würde. Auf dieser Seite besteht überhaupt kein Verständnis dafür, dass die Schweiz etwas bezahlen muss, damit sie etwas verkaufen darf. Da das Osthilfegesetz angepasst werden müsste, wäre wohl garantiert, dass das Referendum und am Schluss das Stimmvolk über die Kohäsionsmilliarde(n) entscheiden würden.

In der SVP gibt man sich überzeugt, dass man eine solche Volksabstimmung gewinnen würde. Urs Wietlisbach, sagt dazu: «Es braucht in einem ersten Schritt Lösungen und danach eine innenpolitische Debatte und sicherlich auch Kompromisse in der politischen und wirtschaftlichen Echokammer. Mit diesem System bringt die Schweiz immer wieder tragfähige Lösungen zustande – mit oder ohne Referendum.»

Der kurze Honeymoon zwischen Kompass/Europa und der SVP ist auf jeden Fall schon wieder Geschichte. Bevor es zum Showdown kommt, ist jetzt zuerst einmal die SVP dran. Sie will am Wochenende nochmals demonstrieren, warum der Bundesrat vor einem Monat den richtigen Entscheid fällte.





«Stillleben mit Zuckermelone» von Aurèle Barraud (* 16.6.1903 La Chaux-de-Fonds, † 7.12.1969 Genève),
Öl auf Leinwand, signiert, 57 x 49 cm.

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

«Es ist ein schönes Land»

Oswald Grübel ist der erfolgreichste deutsche Banker seiner Generation. Hier spricht er über seinen Werdegang von der DDR an die Spitze der Finanzwelt.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Weltwoche: Herr Grübel, Sie waren erfolgreicher CEO von UBS und Credit Suisse. Dass ausgerechnet Sie als erster und bislang einziger Manager die beiden Schweizer Grossbanken führen würden, war keineswegs vorgezeichnet. Geboren wurden Sie 1943 in Thüringen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchsen Sie in der DDR auf, bevor sie 1952, mit neun Jahren, in die Bundesrepublik flüchteten. Wie kam es dazu?

Oswald Grübel: Meine Eltern waren in- nert eines Jahres nach meiner Geburt gestorben. Ich wuchs auf einem kleinen Bauernhof bei meiner Grossmutter väterlicherseits auf. Sie spürte schon früh, es würde mit dem Kommunismus in der jungen DDR kein gutes Ende nehmen. Wir lebten auf dem Land, in der Nähe der Goethestadt Ilmenau, etwa vierzig Kilometer von Erfurt und Weimar entfernt. Doch von Goethe war wenig zu spüren. Es war die Zeit der Enteignungen. Diejenigen, die gerade die Hitler-Diktatur überlebt hatten, mussten sich jetzt der Kommunisten-Diktatur beugen.

Weltwoche: Was sagte Ihre Grossmutter dazu?

Grübel: Sie erzählte mir oft aus ihrem Leben. Die beste Zeit sei nach dem Krieg gegen Frankreich gewesen, ab 1871. Damals wurde die Goldmark eingeführt. Später ging es bergab. Man sparte, es kam ein Weltkrieg, man sparte, es kam die Inflation, man sparte, es kam wieder ein Weltkrieg. Die Deutschen verloren jedes Mal ihre Ersparnisse. Als die Kommunisten mit ihren Enteignungen begannen, reichte es meiner Grossmutter. Sie sah für mich keine Zukunft in diesem Land. Also schickte sie mich zu Verwandten in den Westen.

Weltwoche: Sie sind allein gegangen, mit neun Jahren?

Grübel: Meine Grossmutter wollte bei ihrer Familie bleiben. Sie begleitete mich an die Grenze, die damals noch grün war. Die Anrainer verdienten sich etwas Geld, indem sie den Flüchtenden sagten, wann die Grenzwächter ihre Runden machten. Sie verkauften ihr Wissen. Wir lagen also in unserem Versteck im Wald und warteten, bis die Grenzwächter vorbeigegangen waren. Dann sind

wir in der Abenddämmerung übergerannt. Meine Grossmutter lieferte mich bei einem Verwandten ab und ging wieder nach Thüringen zurück. Das konnte man damals noch, ohne bestraft zu werden. Ich lebte zuerst in Marburg, später in Ludwigshafen, wo ich die Schule abschloss und auch Helmut Kohl kennenlernte. Er war damals lokalpolitisch aktiv. 1961 begann ich bei der Deutschen Bank in Mannheim als Lehrling.

Weltwoche: Warum gerade bei einer Bank?

Grübel: Meine Verwandten fanden, das sei der richtige Beruf für mich. Ich wollte lieber Ingenieur werden. Die Lehrzeit dauerte zwei Jahre. Das Bankgeschäft hat mir dann aber immer besser gefallen. Es war seinerzeit fast das einzige Geschäft, das echt international war. Man sass in Mannheim und machte Geschäfte in der ganzen Welt. Das war faszinierend. Nach der Lehre holte man mich in die Zentrale nach Frankfurt. Ich bemühte mich, in

«Ich dachte, die Schweizer machen das richtig. Die sind gründlich.»

den Börsenhandel zu kommen. Mir war klar: Dort lernt man, Geld zu verdienen. Durch ein Gesetz von Präsident Kennedy in den USA entstand der steuerfreie Eurobond-Markt. Weil ich etwas Englisch sprach, durfte ich in den Bondhandel.

Weltwoche: Wie kamen Sie in die Schweiz?

Grübel: Ein Manager, der für ein Tochterunternehmen der Credit Suisse arbeitete, rief an und fragte, ob ich nach Zürich wechseln wollte. Natürlich wollte ich das. Die Schweizer waren Weltmarktführer im Eurobond-Geschäft. Also kam ich hierher.

Weltwoche: Wann war das?

Grübel: Anfang Januar 1970, im Jahr der Schwarzenbach-Initiative. Die Ausländer waren das grosse Thema. Ich weiss noch, wie ich vom Flughafen gleich zur Fremdenpolizei musste. Diese schickte mich nach Schaffhausen. Dort wurde ich in einer Kaserne untersucht.

Weltwoche: Wie fanden Sie das?

Grübel: Ich dachte, die Schweizer machen das richtig. Die sind gründlich.

Weltwoche: Sie waren 27, ein aufstrebender Banker. Ihre Altersgenossen der 68er Generation versuchten sich unterdessen an der Revolution. Haben Sie das mitbekommen?

Grübel: Ja, aber es hat mich nicht interessiert. Ich wollte vorwärtskommen, musste meinen Lebensunterhalt verdienen. Der Handel ist ein hartes Geschäft. Man muss dort Geld für die Bank verdienen, und wer am erfolgreichsten ist, steigt am schnellsten auf.

Weltwoche: Sie müssen viel Geld verdient haben.

Grübel: Ja, es lief gut, auch wenn ich die Schweiz bald wieder verlassen musste.

Weltwoche: Was war passiert?

Grübel: Die Schweiz führte die Stempelsteuer ein, was ein grosser Fehler war. Unser Management warnte Finanzminister Nello Celio, man werde dadurch das Eurobond-Geschäft verlieren. Celio entgegnete, die Abgabe gelte nur für ein Jahr. Doch wenn eine Steuer einmal eingeführt ist, bleibt sie für immer. Das ist ein Grundgesetz der Politik. Die Credit Suisse verlagerte das Eurobond-Geschäft ab 1. Januar 1971 nach London, wo ich dann zwanzig Jahre blieb.

Weltwoche: Waren Sie in der Zeit mehr Händler oder Manager?

Grübel: Ab 1975 führte ich diese Tochterfirma der Credit Suisse in London, war also Manager. Doch damals waren Sie als Manager mittendrin. Heute ist das anders, die Bürokratie in den Banken ist gross. Die Manager müssen sich mehr mit Regeln und Gesetzen beschäftigen als früher. Dabei wäre es ganz einfach: Ein Bankchef muss die Märkte und die Bilanz der Bank im Blick haben. Die Märkte sind immer in Bewegung und beeinflussen dadurch die Bilanz. Wenn ein Chef nicht weiss, was in den Märkten passiert, kommt es oft zu grossen Verlusten. Das sieht man immer wieder.

Weltwoche: Die Credit Suisse verlor zuletzt mehrere Milliarden Franken, weil sie den Markt falsch einschätzte und auf Schrottpapieren sitzenblieb.



«Schnell verdreifachten wir den Gewinn»: Manager Grübel.

Grübel: Kein Kommentar.

Weltwoche: Sie sagten, Sie seien immer nah an den Märkten gewesen. Sind Ihnen ein Kunde oder ein Erlebnis besonders in Erinnerung geblieben?

Grübel: Ende der achtziger Jahre traf ich Donald Trump. Er kam zu uns und verlangte eine Million Dollar, damit wir mit ihm Geschäfte machen dürfen. Das war neu und völlig verrückt. Trotzdem bekam er von einigen Banken diese Million. Das erzählte er dann allen. Trump ist sicher ein cleverer Kerl. Als Präsident hat er eigentlich einen guten Job gemacht, vor allem in der Wirtschaftspolitik. Als Menschen fand ich ihn unausstehlich.

Weltwoche: Der Börsenhandel gilt als Testosteron-Welt. Einmal sollen Sie einen Händler auf der Stelle entlassen haben, weil er auf Ihre Frage, wie sich der Dollar entwickeln würde, keine begründete Antwort liefern konnte. Das erinnert an Trump und seinen Spruch «You're fired!» Wie würden Sie Ihren Führungsstil beschreiben?

Grübel: Also, von dieser Geschichte höre ich zum ersten Mal. Vielleicht sagte ich einmal zu einem Kollegen, mein Hund verstünde mehr von der Börse als er. Der Handel ist eine raue Welt, es geht dort um grosse Gewinne oder Verluste innert Minuten oder sogar Sekunden. Da bleibt keine Zeit für Nettigkeiten. Was meinen Führungsstil angeht: Ein Chef ist nur glaubwürdig, wenn er sein Geschäft versteht und Verantwortung übernimmt, auch vor Ort, eben zum Beispiel im Handel.

Weltwoche: Trotzdem sassen Sie am Ende im CEO-Büro am Zürcher Paradeplatz, weit weg vom Getümmel.

Grübel: 1991 holte mich die Bank zurück in die Schweiz. Ich führte zunächst den Handel in Zürich und legte als Erstes die verschiedenen Büros zusammen. Wenn man Mitarbeitern die Chance gibt, sich zu verstecken, tun das einige auch. Der Chef muss seine Mitarbeiter sehen können, und die Mitarbeiter müssen ihren Chef sehen können. Ich war mittendrin, und wir machten gute Geschäfte, verdienten sehr viel Geld. 1998 wurde ich dann Private-Banking-Chef.

Weltwoche: Hatten Sie als Händler aus der lauten, hektischen Investment-Banking-Welt keine Mühe, sich in der diskreten Schweizer Vermögensverwaltung zurechtzufinden?

Grübel: Nein. Ich fragte mich einfach, was ich selber von einer Bank als Kunde erwarten würde. Wir waren zum Beispiel die Ersten, die Fonds von anderen Banken verkauften und den Kunden auch Zugang zu Derivaten gaben. Da half mir meine Erfahrung aus dem Investment Banking. Schnell verdreifachten wir den Gewinn im Private Banking.

Weltwoche: Gleichzeitig schlitterte die Credit Suisse unter CEO Lukas Mühlemann in

eine existenzbedrohende Krise. Wie denken Sie heute über diese Zeit?

Grübel: Mühlemann war ein McKinsey-Berater, kein Banker. Bevor er zu uns kam, hatte er erfolgreich die Swiss Re geführt. Aber eine Bank ist keine Versicherung, das musste auch Mühlemann herausfinden. 2001 wollte er eine neue Strategie umsetzen. Ich war dagegen, also wurde ich entlassen. Nachdem die Verluste der Bank innert kürzester Zeit in die Milliarden gingen, rief man mich an und offerierte mir den Job als CEO.

Weltwoche: 2007 verliessen Sie dann die Credit Suisse, kurz vor der Finanzkrise.

Grübel: Der Verwaltungsrat und ich vereinbarten im Herbst 2006, dass ich 2007 pensioniert würde. Der Börsenwert der Bank lag nahe bei 100 Milliarden Franken, wir erarbeiteten Rekordergebnisse, hatten die Winterthur-Versicherung profitabel verkauft. Alle Pendenzen

«Angela Merkel hatte in ihrer Amtszeit keinen einzigen guten Wirtschaftsminister.»

waren erledigt. Deshalb kam die Bank dann verhältnismässig gut durch die Finanzkrise. Die Probleme begannen erst später.

Weltwoche: Was lief schief?

Grübel: Der Verwaltungsrat versäumte es, den CEO und das Management im richtigen Zeitpunkt auszuwechseln. Das ist die wichtigste Aufgabe der Verwaltungsräte, und gerade darin versagen die meisten von ihnen.

Weltwoche: Warum wechselten Sie nie in den Verwaltungsrat einer Grossbank?

Grübel: Ich bin kein Mensch für lange Sitzungen ohne grosse Resultate. Ich hätte mich auch zu viel in das Tagesgeschäft eingemischt, und das will kein Manager. Ich bin ja das beste Beispiel dafür. Wenn Sie als CEO Ihr Geschäft verstehen, können Sie keine Weisungen vom Verwaltungsrat akzeptieren. Als mich 2009 die UBS anstellte, bedingte ich mir aus, über alle geschäftsrelevanten Fragen allein entscheiden zu dürfen. Der Verwaltungsrat akzeptierte diese Forderung, weil er mich unbedingt als Sanierer wollte. Bald darauf trat Verwaltungsratspräsident Peter Kurer zurück. Man gab mir eine Liste mit den Namen möglicher Nachfolger. Ich entschied mich für Kaspar Villiger, den ich noch aus seiner Zeit als Finanzminister kannte.

Weltwoche: Wie würden Sie Ihre Zusammenarbeit beschreiben?

Grübel: Die Zusammenarbeit war zunächst sehr gut, weil wir uns an die Vereinbarung hielten. Schon 2010 verdienten wir 7,5 Milliarden Franken. Doch Mitte 2011 teilte mir der Verwaltungsrat mit, man wolle mich bei Gelegenheit ersetzen. Ich war wohl zu unbequem.

Weltwoche: 2011 gaben Sie Ihr Amt ab, nachdem ein betrügerischer Händler aufgefliegen war. Der Abschreiber betrug zwei Milliarden Franken. War Ihr Rücktritt unumgänglich?

Grübel: Ja, obwohl wir in dem Quartal noch eine Milliarde Franken Gewinn machten. Die UBS hatte nach der Finanzkrise ein miserables Image, weil ihre Verluste so hoch gewesen waren. Wir hatten die Reputation der Bank eben wieder aufgebaut, nun drohte dieser Betrugsfall die Arbeit der letzten Jahre zu zerstören. Jemand musste die Verantwortung mit



allen Konsequenzen übernehmen. Am Ende konnte das nur der CEO sein.

Weltwoche: Wie erfuhren Sie von dem Betrug?

Grübel: Ich war gerade von einer Auslandsreise in Zürich gelandet und hatte auf meinem Handy mehrere verpasste Anrufe von Investment-Bank-Chef Carsten Kengeter. Da wusste ich, wir haben ein Problem. Wenn mich die Investment Bank dringend suchte, ging es immer um Verluste. Ich rief zurück und fragte: «Wo brennt's?» Kengeter sagte: «Diesmal brennt's richtig.» Ich fragte: «Mehr als eine Milliarde?» Er sagte: «Ja, zwei.» Da war mir klar, wir mussten sofort handeln, um den Schaden zu begrenzen.

Weltwoche: Wie macht man so etwas?

Grübel: Kweku Adoboli, so hiess der Betrüger, führte ein Arbitrage-Buch der Bank und umging dabei geschickt die internen Kontrollen. Er hatte S&P- und DAX-Futures für etwa 10 Milliarden Franken verkauft, ohne einen Gegenwert in seinem Buch zu haben. Weil ich überzeugt war, die Kurse würden weiter steigen, gab ich sofort Anweisung, die Positionen zu decken. Für die DAX-Futures war es zeitlich zu spät, das konnten wir erst am nächsten Tag erledigen. So konzentrierten wir uns auf die S&P-Futures. Bald rief mich die New Yorker Börse an: «Herr Grübel, wissen Sie, dass Ihre Leute wie wild handeln?» Ich konnte das bestätigen. In kurzer Zeit gelang es uns, Futures im Wert von sechs Milliarden Franken zu kaufen. Diese schnelle Reaktion war entscheidend, um den Verlust zu begrenzen. Das Beispiel zeigt: Ein Bankchef muss wissen, was in den Märkten los ist.

Weltwoche: Herr Grübel, Sie verbrachten fünfzig Jahre im Bankgeschäft, die meiste Zeit davon in England und in der Schweiz. Wie verbunden sind Sie noch mit Deutschland?

Grübel: Sehr verbunden. Ich habe Verwandtschaft dort und gehe gern nach Deutschland. Es ist ein schönes Land. Auch die Politik verfolge ich, allerdings immer öfter mit Erstaunen.

Weltwoche: Was erstaunt Sie?

Grübel: Käme ich heute nach fünfzig Jahren erstmals wieder nach Deutschland zurück, ich würde glauben, das Land werde von ARD und ZDF geführt. In den fünfziger Jahren lehrte man uns in der Schule, was eine Demokratie ist. Heute hat man das Gefühl, diese Demokratie gelte nur für linke Politiker. Alles, was rechts der Mitte ist, muss verboten oder mindestens überwacht werden. Man sagt, man wolle verhindern, dass Deutschland die Fehler der Vergangenheit wiederhole. Wirklich?

Weltwoche: Vor allem die AfD stösst auf Widerstand. Wie deuten Sie den Aufstieg der Partei? Was sagt ihr Erfolg über das Land aus?

Grübel: CDU und FDP zogen nach links. Rechts entstand ein freier Raum. Es war nur eine Frage der Zeit, bis eine neue Partei entstehen würde. Viele AfD-Wähler stammen aus

der ehemaligen DDR. Ich bin hin und wieder in meiner alten Heimat Thüringen und stelle fest: Wir haben zwar die Infrastruktur hervorragend verbessert, doch mit der Wiedervereinigung im atmosphärischen Sinn hapert es. Deshalb suchen viele Menschen nach einer Alternative. Sie fühlen sich allein gelassen.

Weltwoche: Was sind die grossen Probleme Deutschlands?

Grübel: Die Deutschen sind laut Umfragen das zweitneidischste Volk Europas, gleich nach den Franzosen. Wer in Deutschland erfolgreich ist, wird hoch besteuert und erst noch

«Deutschland sei reich und müsse Standards setzen – als ob Wohlstand jeden Unsinn rechtfertigen würde!»

beschimpft. Warum soll man sich das antun? Ich kann jeden ehrgeizigen jungen Menschen verstehen, der Deutschland verlässt. Die Politik muss sich fragen: Wollen wir ein Land von Hausbesetzern werden?

Weltwoche: Fehlt Deutschland eine Margaret Thatcher, die kommt und sagt: «So, jetzt ist fertig, zu viel Staat, zu viel Steuern, zu viele Abgaben, wir müssen endlich die Freiheit wiederentdecken?» Ist Deutschland im Kern zu sozialdemokratisch für solche Reformen?

Grübel: Ja, das ist so. Wir sind zu staats- und beamtengläubig. Wer von aussen kommt und kompetent ist, hat in diesem System der Berufspolitiker keine Chance. Es scheint, als wäre Ahnungslosigkeit eine Voraussetzung, um Minister in Deutschland werden zu können. Frau Merkel hatte in ihrer ganzen Amtszeit keinen einzigen guten Wirtschaftsminister. Der deutsche Politiker, der in den letzten zwanzig Jahren noch am meisten von Wirtschaft verstand, war Kanzler Gerhard Schröder, ironischerweise ein Sozialdemokrat.

Weltwoche: Angela Merkel tritt nach sechzehn Jahren als Kanzlerin zurück. Wie beurteilen Sie ihre Leistung?

Grübel: Für mich ist der Job eines Kanzlers vergleichbar mit dem Job eines CEO. Man muss wissen, was man tut, und man muss die besten Leute um sich scharen. Daran ist Frau Merkel gescheitert. Ich glaube, sie wäre erstaunt über das Urteil der Geschichte.

Weltwoche: Trotzdem ist sie bis heute eine der populärsten Politikerinnen des Landes.

Grübel: Weil sie keine ernstzunehmende Konkurrenz hat.

Weltwoche: Es gibt doch viele brillante Köpfe in Deutschland.

Grübel: Das stimmt, aber die meisten guten Leute sind in der Wirtschaft. Und leider gibt es kaum einen Wirtschaftsführer, der Klartext redet. Am mutigsten ist noch Wolfgang Reitzle.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich dieses Schweigen?

Grübel: Wahrscheinlich hat die Politik die Unternehmen mit Subventionen gekauft.

Weltwoche: Was müsste in Deutschland endlich einer sagen?

Grübel: Das wichtigste Thema ist Europa. Die anderen EU-Länder schulden Deutschland via Europäische Zentralbank eine Billion Euro. Zwei Drittel davon entfallen auf Italien und Spanien. Der ganze Kreditmarkt in der EU ist auf der Bonität Deutschlands aufgebaut: Das erspart den grossen Schuldnerländern gewaltige Zinskosten. Wir sprechen hier von Hunderten Milliarden Euro. Fakt ist, ohne Deutschland gäbe es keine EU, wie wir sie heute kennen. Das ist eine Zeitbombe, aber das will niemand in Berlin hören. Dafür will man das Klima retten, was auch immer damit gemeint ist. Die Klimapläne sind unlogisch und höchstwahrscheinlich nutzlos. Immer wieder höre ich, Deutschland sei reich und müsse Standards setzen. Als ob Wohlstand jeden Unsinn rechtfertigen würde! Das Diskussionsniveau ist jämmerlich tief. Das Land der Dichter und Denker sollte mit besseren Lösungen aufwarten.

Weltwoche: Was halten Sie von den Grünen?

Grübel: Ihr Programm ist jenseits von Gut und Böse. Glauben die wirklich, die Menschen seien dumm? Alle wissen, dass man sich um die Umwelt kümmern muss. Aber die Rezepte der Grünen sind weltfremd. Nehmen wir die Energiewende: Wir steigen aus der Kernkraft aus, wollen aber Elektroautos fahren und überhaupt nur noch elektrische Energie verbrauchen. Ich sage nur: viel Glück!

Weltwoche: Wie schätzen Sie CDU-Kanzlerkandidat Armin Laschet ein?

Grübel: Er ist eine Merkel-Kopie. Inhaltlich gibt es zwischen den beiden keine Unterschiede. Da könnte Merkel genauso gut bleiben. Für die Berufspolitiker ist das natürlich praktisch. So geht alles weiter wie bisher. Die Pfründen bleiben gesichert.

Weltwoche: Sie klingen pessimistisch. Was stimmt Sie zuversichtlich für Deutschland?

Grübel: Die Deutschen haben die grösste Wirtschaftsmacht Europas aufgebaut. Die ganze EU ruht auf ihren Schultern. Sie sind bereit, aussergewöhnliche Opfer zu bringen. Es ist bewundernswert, wie sich die deutsche Wirtschaft trotz der Politik entwickelt hat.

Weltwoche: Sie lebten den grösseren Teil Ihres Lebens im Ausland. Warum waren Sie eigentlich nie Konzernchef in Deutschland?

Grübel: Mir hat es in der Schweiz und England besser gefallen.

Weltwoche: Wenn man Sie reden hört, hat man allerdings das Gefühl, Sie leiden immer noch mit Deutschland.

Grübel: Ich bin nun einmal Deutscher, wie Sie Schweizer sind. Ich habe mich nie um eine andere Staatsbürgerschaft beworben. Aber ich bin genauso patriotisch für die Schweiz wie für Deutschland.



«Chalet RoyAlp Hôtel & Spa»

Königlicher Genuss im Chablais

Auf einer Sonnenterrasse über dem Rhonetal, im Herzen der Waadtländer Alpen, verspricht das «Chalet RoyAlp» einen erholsamen Aufenthalt inmitten der Natur. Das Fünf-Sterne-Hotel lädt Sie ein zu Momenten der Entspannung mit atemberaubendem Blick auf die Alpen.

Elegant, gemütlich und authentisch: In den 63 geräumigen Zimmern und Suiten harmonisieren Design, Komfort und Luxus auf ungezwungene Weise. Wer Ruhe sucht, findet hier seine Oase. Die Region bietet ein breites Angebot an sportlichen und kulturellen Aktivitäten: Mountainbiken, Wandern, Schwimmen im Bergsee oder Golfen in Villars-sur-Ollon und Aigle.

Kulinarischer Genuss wird im «Chalet RoyAlp» grossgeschrieben. Im Fine-Dining-Restaurant «Le Jardin des Alpes» erleben Sie eine innovative und kreative Küche auf höchstem Niveau. Und in der Brasserie «Le Roche-grise» geniessen Sie beliebte Klassiker oder im Freien gegrillte Spezialitäten.

Alles für das Wohlbefinden von Körper und Geist bietet das grosszügige «Spa by RoyAlp». Auf 1200 Quadratmetern erwarten

Sie hochwertige Behandlungen und Massagen von Top-Profis. Ein Fitnessraum mit Nautilus-Trainingsgeräten, personalisierte Coaching-Sitzungen, Yoga-Kurse und Detox-Programme ergänzen das Angebot.

Noch ein Tipp: Entdecken Sie die rassigen Chablais-Weine anlässlich einer Degustation bei einem lokalen Winzer!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im «Chalet RoyAlp».

Leistungen:

- 2 Nächte inkl. Frühstück in einem Executive Park View Zimmer
- Upgrade nach Verfügbarkeit
- Willkommensdrink
- 1 Abendessen im Restaurant «Le Roche-grise» im Wert von Fr. 85.– pro Person (exkl. Getränke)
- Free Access Card
- Zutritt zum Spa und 10 Prozent Rabatt auf Behandlungen
- Parkplatz
- Kostenloser Transfer innerhalb von Villars

Spezialpreis für 2 Personen

im Doppelzimmer:

Fr. 829.– (statt Fr. 1069.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 024 495 90 09 oder per Mail an reservation@royalp.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig für Aufenthalte bis 2. Oktober 2021.

Veranstalter:

Chalet RoyAlp Hôtel & Spa, Villars-sur-Ollon
www.chaletroyalp.com

www.weltwoche.ch/platin-club

Windfarmen schaden dem Klima

Die Anlagen in der Nordsee sind ein Problem für die Umwelt, wie eine neue Studie zeigt. Obendrein können sie unwirtschaftlich sein.

Wolfgang Koydl

Drei Berufsstände sind auf den Wind angewiesen: Müller, Segler und die Betreiber von Windkraftanlagen. Doch derweil die beiden Ersteren immer darauf hoffen dürfen, dass jede Flaute früher oder später endet, könnte den Dritten der Wind dauerhaft abhandenkommen – aus eigenem Verschulden. Dies ist, leicht überspitzt, das Ergebnis einer umfassenden Studie über Windparks in der Nordsee, die das angesehene deutsche Helmholtz-Zentrum Hereon soeben vorgelegt hat. «Wind», so der leitende Wissenschaftler Naveed Akhtar, «ist eine begrenzte Ressource.»

Die Untersuchung dürfte für Aufregung sorgen, steht die Windenergie doch schon seit längerem heftig in der Kritik. Naturschützer beklagen den Tod unzähliger Vögel und Insekten, die von den Rotoren geschreddert werden. Andere verweisen darauf, wie viele Wälder gerodet und wie viele Landschaften durch die Dutzende Meter hohen Stahlkolosse verunstaltet werden.

Liste der Nachteile

Vor allem aber regt sich der Widerstand potenzieller Anrainer. Das einst von den Grünen initiierte Instrument der Bürgerbewegung wird mittlerweile immer öfter gegen windige grüne Energieprojekte angewendet: Schattenwurf, störende Geräusche, sinkende Immobilienpreise – die Liste der Nachteile ist lang, wenn man in der Nachbarschaft einer Windfarm lebt.

Daher richtete sich das Augenmerk der Planer immer stärker auf Offshore-Anlagen. Auf hoher See, so die Überlegung, würde man niemanden stören. Doch die Helmholtz-Studie zwingt auch diese Planungen erneut auf den Prüfstand.

Der grösste Nachteil besteht darin, dass einzelne Parks einander «ausbremsen», so Akhtar. «Wenn jemand eine neue Anlage vor eine bestehende baut, so stiehlt er deren Wind.» Die Folge: Die Windgeschwindigkeit wird reduziert, womit die kinetische Energie sinkt, die von den Turbinen in elektrische Energie um-



Problem Geisterstrom.

gewandelt wird. Die Leistung kann sich damit um 20 bis 25 Prozent verringern.

Besonders weit reicht diese Bremswirkung bei stabilen Wetterlagen, wenn der Wind relativ mässig bläst. Dann können Windfarmen in bis zu 100 Kilometer Entfernung betroffen sein. Bei Starkwind, wenn die Atmosphäre heftiger durchmischt ist, lässt der Effekt schon bei 35 bis 40 Kilometer Distanz nach.

Starker Wind hat allerdings einen anderen Nachteil: Es wird zu viel Strom produziert, der keine Abnehmer findet. Dennoch muss dieser «Geisterstrom» vom Verbraucher über seine Steuergelder als staatliche Ausgleichszahlung an die Produzenten bezahlt werden – mit mehreren hundert Millionen Euro im Jahr.

Die deutschen Windanlagen in Nord- und Ostsee produzieren derzeit 8000 Megawatt Strom, so viel wie acht Atomkraftwerke. Sie sind schon jetzt recht eng aneinandergelagert, da dies die Infrastrukturkosten senkt, namentlich den Anschluss der Turbinen an das Stromnetz. Weil der teuer ist, teilt man ihn sich lieber.

Doch nach Akhtars Daten wird man künftig grossräumiger planen und bauen müssen. Dessen Studie erlaubt einen Blick in die Zukunft, da das Computermodell auch den Einfluss bereits geplanter Windparks in der Deutschen Bucht berücksichtigt. Daraus ergebe sich ein «Zielkonflikt beim Clustern von Windfarmen» – geringere Investitionskosten oder weniger Ertrag.

Langfristig besteht sogar die Möglichkeit, dass es überhaupt nicht mehr genug Wind in der Nordsee geben wird, weil die Rotorblätter nicht nur die fliegende Fauna schreddern, sondern auch die Luftströmungen: Die Bö verkommt zur Brise. Damit erlischt allerdings der Traum vom unbegrenzt verfügbaren Energierohstoff Wind. Bereits mit den bestehenden Ausbauplänen sei lokal die Grenze der Ausbeutung dieser Ressource erreicht, konstatieren die Forscher. Sie fordern künftig eine bessere Planung für neue Windfarmen.

Berüchtigte Wetterküche

Gleichsam als Nebenprodukt hat die Helmholtz-Studie andere Nachteile von Offshore-Windparks identifiziert – deren negativer Einfluss auf das Mikroklima einerseits sowie auf die Wasserverhältnisse und damit auf die Meeresfauna und -flora andererseits.

«Schon heute üben Windparks einen substanzialen Einfluss auf die dortigen atmosphärischen Verhältnisse aus», heisst es in dem Bericht, der vom Fachmagazin *Scientific Reports* veröffentlicht wurde. Die Deutsche Bucht ist eine berüchtigte Wetterküche. Wenn Windkraftanlagen hier das Mikroklima beeinflussen, dann kann das Auswirkungen auf Grosswetterlagen bis hin zu Sturmfluten haben.

Dies aber wird Thema einer neuen Studie sein, an der Naveed Akhtar und sein Team bereits ebenso arbeiten wie an einer Untersuchung möglicher Auswirkungen von Windenergieparks auf die See und auf das Meeresleben. «Wind und Wellen durchmischen das Meer ständig», erklärt Akhtar. «Das beeinflusst zahlreiche Faktoren: die Temperatur des Wassers, seinen Salz-, Sauerstoff- und Nährstoffgehalt.»

Da jedoch der Wind von den Turbinen abgefangen wird und nicht mehr in vollem Ausmass die Meeresoberfläche erreicht, kann dies nicht ohne Folgen bleiben. «Wir möchten jetzt herausfinden, wie sich die reduzierte Durchmischung des Wassers auf das Verhalten der Tiere und ihre Vermehrung auswirkt.»

Welt ohne Lächeln

Das Gesicht ist Ausweis der Seele.
Höchste Zeit, die Masken abzulegen.

Maurus Federspiel

Das Menschengesicht – was gibt es Reicheres und Schöneres? Die ganze Fülle des Seins bildet sich darin als offenkundiges Geheimnis ab. Jedes einzelne stellt seine eigene Gattung dar. Das unermesslich weite Spektrum der Gefühle findet darauf seine Bühne – so dass sich in seiner Mimik durch den Stummfilmstar ganze Drehbücher aussprechen konnten. Es öffnet sich beim Kind als Ja zum Leben, und beim Alten kartografiert es den biografischen Gang. Es zeigt sich uns (ja, auch auf Facebook und auf Partnervermittlungsplattformen) als erster Eindruck, der bekanntlich nicht täuscht – auch wenn wir uns bisweilen gern täuschen lassen. Es ist Ausdruck der Person im tiefsten Sinn (nämlich, wie etwa der Philosoph John Locke es formulierte, als ein Wesen, das «sich selbst als sich selbst betrachten kann»). Es ist der Inbegriff des Du und der Grundeinsatz jeder Beziehung.

Eigentlich sollte keine theoretische Rechtfertigung vonnöten sein, um seine Bedeutung zu belegen; es ist uns doch näher als alles andere: Mit dem morgendlichen Blick in den Spiegel überprüfen wir nicht nur unser Äusseres, sondern rückversichern uns auch unserer selbst. Und doch ist das Gesicht, dieses nach aussen gekehrte Innerste, bedroht. Unter der Maske verborgen, verliert das Gesicht das, was es wesentlich ausmacht, nämlich, gesehen zu werden.

Herausgezogenes

Für die Geschichtsschreibung fällt in die Renaissance die Geburtsstunde des Individuums, so dass der Basler Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897) feststellen konnte: Es «erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches». Nikolaus von Kues (1401–1464) findet im Menschen den «Schöpfer des gedanklich Seienden und der künstlichen Formen», und Giovanni Pico della Mirandola (1463–1494) lässt Gottvater zu Adam sagen: «Du bist durch keinerlei unüberwindliche Schranken gehemmt. Ich habe dich zur Mitte der Welt gemacht.» Die aus der als starr empfundenen mittelalterlichen Hierarchie herausgebrochene

Einzelpersönlichkeit fordert Beachtung als Macher und erlebt sich als Entdecker, Kriegsherr oder Forscher. Künstler werden von nun an namentlich bekannt.

Diese Entwicklung findet beredten Ausdruck im Porträt. Dessen Name leitet sich her vom lateinischen *protrahere*, herausziehen; herausgezogen wird im Porträt das Wesenhafte, die Seele. Das Porträt, ebenfalls in der Renaissance aufgekommen, ist also weit mehr als eine nüchterne, formtreue Wiedergabe.

Das «Herausziehen» war dabei mit einiger Anstrengung verbunden: In Jan van Eycks «Arnolfini-Hochzeit» (1434) etwa oder im kürzlich zu einem Rekordpreis versteigerten «Jungen Mann mit Medaillon» (1480) von Sandro Bot-

*Man erfuhr sich als Einzelwesen
und fand diese innere Erfahrung
im Porträt widergespiegelt.*

ticelli ist noch das Ringen spürbar, das mit der Ablösung vom vorindividuellen, zur Gleichförmigkeit neigenden Idealtypus verbunden war (wie er in der vorangegangenen Stilepoche der Gotik vorherrschte); in Albrecht Dürers «Bildnis des Hieronymus Holzschuher» (1526) und in Lorenzo Lottos «Bildnis eines Jünglings vor weissem Vorhang» (1506) zeigt sich dem Betrachter dann ein vollendetes Gegenüber.

Man erfuhr sich als Einzelwesen und fand diese innere Erfahrung im Porträt widergespiegelt – womit sie auch von aussen als Realität bescheinigt war: Das Selbsterlebnis als Persönlichkeit ist historisch unmittelbar verknüpft mit der künstlerischen Würdigung ihres Gesichts. Dabei fand ausserdem, könnte man sagen, eine allmähliche Demokratisierung statt, wenn in den Genrebildern des Spätbarocks schliesslich auch Nebenfiguren unterscheidbare Charakteristika erhielten.

Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) unternimmt in «Das Spiegelbild» ein dichterisches Selbstporträt. Schon im ersten Vers stellt sie fest, dass hinter der Oberfläche der Ge-

sichtszüge mehr zu erkennen ist, Tieferes, Unheimliches sogar, ihrem eigenen Tagesbewusstsein Verborgenes: «Schaust du mich an aus dem Kristall / mit deiner Augen Nebelball / Kometen gleich, die im Verbleichen; / mit Zügen, worin wunderbarlich / zwei Seelen wie Spione sich / umschleichen, ja dann flüstere ich: / Phantom, du bist nicht meinesgleichen!»

Im gespiegelten Abbild ihres Gesichts macht sie mit einiger Bestürzung die eigenen seelischen Abgründe aus: Die Stirn erscheint ihr als «Herrscherthron, / wo die Gedanken leisten Fron / wie Knechte»; «des Auges kalter Glast» ist ihr «gespenstig»; den Mund findet sie einmal «weich und hülflos wie ein Kind», dann wieder erschrickt sie, «wenn er höhrend spielt»; und «wenn leis' es durch die Züge wühlt», möchte sie am liebsten fliehen «wie vor Schergen». In einer vorfrühen Psychoanalyse erkennt sie anderes, Unbewusstes in sich: «Es ist gewiss, du bist nicht Ich, / ein fremdes Dasein, dem ich mich / wie Moses nahe, unbeschuhet, / voll Kräfte, die mir nicht bewusst, / voll fremden Leides, fremder Lust», und trotz aller reflexhaften Abwehr will sie sich dem stellen, was sich ihr da aus dem Hintergrund zeigt: «Und dennoch fühl' ich, wie verwandt, / zu deinen Schauern mich gebannt, / und Liebe muss der Furcht sich einen.»

Sehnsucht nach Unverwechselbarkeit

Das (gemalte) Porträt der Dichterin zeigt uns weniger Beklemmendes, als ihr Gedicht es verkündigt: eine kluge, gefasste Frau mit langer Nase, wissendem Mund und einem leicht zur Seite schweifenden Silberblick, der vielleicht in jene andere Sphäre des Mondischen geht. Ein solcher Ausseneindruck kann den tiefen Ernst ihres Projekts aber nicht verharmlosen: Droste-Hülshoff gehört der Epoche der Romantik an, und ganz in deren Sinn macht sie sich mit grossem Forscherdrang und einiger Radikalität an die Erkundung des Dunklen, wie sie es in ihrem eigenen Gesicht wahrnimmt.

Als Neubegründer der Physiognomik ging der Zürcher Pfarrer Johann Kaspar Lavater (1741–1801) in die Geschichte ein: Er las den



Das Wesenhafte, die Seele: strahlende Michelle Hunziker.

Charakter des Menschen im Gesicht als Spiegel der Seele. Damit war er schon zu seiner Zeit europaweit gleichermassen umstritten und populär, auch wenn kein Geringerer als sein (zeitweiliger) Freund Johann Wolfgang von Goethe ihn ein Genie nannte.

Lavater versuchte sich in seinem «Geheimen Tagebuch» als literarischer Selbstbeobachter;

dabei aber widmet er sich der Untersuchung des menschlichen Antlitzes so gründlich, dass er die tradierten physiognomischen Anschauungen aus der Antike mit ihrer Überbetonung der Tiervergleiche rasch hinter sich lassen konnte: «Ich beobachte bloss und sage nichts, als was eigene Beobachtung ist.» So analysierte er Augen («Die Augenbrauen sind

oft, an sich allein betrachtet, für den Charakter des Menschen entscheidend»), Nase («Kleine Nasenlöcher beinahe ein sicheres Zeichen ununternehmender Furchtsamkeit»), Mund («Verbissener, lippenloser Mund, der bloss einer Linie gleicht – sicheres Zeichen von Kälte, Fleiss, Ordnungsliebe, Genauigkeit, Reinlichkeit, und wenn er an beiden Enden sich aufwärts zieht, von Affektation, Prätention, Eitelkeit»), aber auch die Silhouette, den Schädel als Ganzes, die Hände. Dabei interessierte ihn nicht der spontane emotionale Ausdruck in den Zügen, also das Vorübergehende, sondern das Wesenhafte des Einzelmenschen. Geleitet wurde er, wie er es ausdrückte, durch ein «Blitzgefühl der Wahrheit»: Das Ganze des Gesichts und seine Einzelheiten müssen zugleich gesehen werden.

Der Physiognomik haftet insgesamt etwas Rückwärtsgewandtes, Antimodernes an. Und man darf Lavaters Betrachtungsweise getrost pseudowissenschaftlich nennen – und wertet sie damit doch nicht ab: Sie ist ja mehr eine po-

Das Ganze des Gesichts und seine Einzelheiten müssen zugleich gesehen werden.

etische als eine systematische. Vielleicht deshalb nahmen besonders Kunst und Dichtung seine Lehre – «Semiotik» genannt – mit Begeisterung auf: Balzac, Baudelaire, George Sand etwa integrierten seine Denkweise in ihr Schaffen, Kunstakademien empfahlen das Studium seiner Schriften, Schattenrisse (die Lavater als wichtigstes Instrument der Physiognomik empfahl – «wenig Gold, aber das reinstel!») kamen als Kunstform zur Blüte.

Denken wir doch im Geiste der Künstler nachsichtig den «psychologischen» Anspruch und die Frage, was der eigenwillige Geistliche in einem Gesicht las oder nicht las, einmal weg, und berücksichtigen wir die geschichtliche Situation, in der Lavater antrat, dann können wir immerhin feststellen: Die Sehnsucht seiner Klienten danach, als einzigartiges Wesen mit unverwechselbarer Gestalt angeblickt zu werden und sich in diesem Blick selber zu finden, war eine Realität. Und zwar war sie eine Realität von solcher Anziehungskraft, dass die Menschen aus ganz Europa nach Zürich pilgerten; wie enorm der Pilgerstrom gewesen sein muss, lässt sich daran ablesen, dass Lavater eigens ein Brevier verfasste, welches die Modalitäten einer Audienz regulieren sollte: «Herzenerleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene» gab etwa Besuchszeiten an und grenzte mögliche Fragestellungen ein.

Physiognomik hin oder her, Lavater darf mit seiner praktischen Seelsorge als einer der grossen Beförderer des Bewusstseins von der Einzigartigkeit jedes Menschen gesehen wer-

den. Sein Unternehmen, dem Einzelnen ins Gesicht zu blicken, bedeutete einen direkten Schritt in unsere Zeit hinein.

Überleben gegen Leben

Ein Gesichtsverlust gehört zu den tiefsten Kränkungen, die ein Mensch erleiden kann. Das allein belegt den selbstverständlichen Wert des Gesichts, der für den religiös Gestimmten auch daher rührt, dass wir «im Bilde Gottes» geschaffen sind, für den Areligiösen mindestens sein Eingebettetsein in die familiäre Abstammung bezeugt, so weit die Ahnengalerie zurückreicht, macht es aber umso bestürzender, dass wir so bedenkenlos darauf verzichten; denn das tun wir doch: Seit einem Jahr ist es aus dem öffentlichen Raum verbannt.

Ach, sagt der müde Bürger, das ist doch eine Übertreibung. Das Maskenobligatorium gilt ja nur in Geschäften. Und in Friseursalons. Und in Bibliotheken und Arztpraxen (auch beim Zahnarzt. Und auch beim Hals-Nasen-Ohren-Arzt). Und beim Gang vom Büroplatz zur Toilette. Und in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Und in der Schlange vor dem Take-away-Stand (Gilt es da? Jedenfalls scheint man das zu glauben). Auf dem Trottoir gilt es nicht – ausser man möchte im Café Platz nehmen, dann verwandelt sich das gleiche Trottoir nämlich auf magische Weise in eine Terrasse, auf der wiederum Maskenpflicht herrscht.

Diese gilt in Schulen, Krippen und Altersheimen (und es ist nicht viel psychologischer Tiefsinn vonnöten, um zu erahnen, was es für eine fremdbetreute Kinderseele oder für einen Demenzkranken ausmacht, den ganzen Tag von Gesichtslosen umgeben zu sein). Sie gilt im Kreissaal (wirklich! Und auch für die gebärende Mutter!) und bei der Abdankungsfeier auf dem Friedhof; von der Wiege bis zu Bahre also. Sie gilt für politische Veranstaltungen, so dass auch unsere gewählten Volksvertreter ihr Gesicht, ihr wahres Gesicht, nicht mehr zeigen müssen – und das ist nicht nur eine hübsche Phrase: Politiker stehen mit einigem Grund im Generalverdacht, es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen; von der Maske geschützt, lügt es sich aber noch leichter ...

Doch ich vergesse bei dieser Polemik: Es geht ja ums Überleben! Zwar erklärten viele der heute vehementesten Befürworter der Maskierung (etwa der amerikanische Leiter des Nationalen Instituts für Allergien und Infektionskrankheiten, Anthony Fauci, der deutsche Staatsvirologe Christian Drosten oder unser Gesundheitsminister Alain Berset) noch zu Beginn der von oben ausgerufenen Pandemie ausdrücklich, die Maske sei nutzlos; aber sie können auf die Vergesslichkeit jener Herde zählen, die jetzt auf «Herdenimmunität» hofft und für die immer nur gerade die neuste Verlautbarung gilt. Und: Zwar kollabieren infizierte Männer und Frauen nicht

mehr auf offener Strasse wie in jenen bizarren Videoaufnahmen aus China, welche das Pandemiebewusstsein erst zum Kochen brachten (und die dankenswerterweise aus dem öffentlichen Gedächtnis völlig verschwunden sind), dafür aber erinnern uns Statistiken an – woran eigentlich? Dass wir sterblich sind? Dass über Achtzigjährige an einem Virus sterben können?

Man verzichtet aufs eigene Gesicht und gibt ebenso leicht seine Grundrechte preis.

Jedenfalls: Was ist schon Leben, sinnerfülltes, in menschlicher Gemeinschaft verbrachtes, von Würde getragenes Leben, wenn es dem Überleben gegenübergestellt ist? Nichts, offenbar.

Ersatzloses Geschenk

Auch wer sich von dem Für und Wider (wenig Für, viel Wider) rund um den Sinn der Maskenpflicht verständlicherweise hat verunsichern lassen und von einem – prinzipiell natürlich anrührenden – Vertrauen in die wissenschaftliche und politische Führungselite beseelt ist, wird sich gelegentlich vom bizarren und unheimlichen Umstand irritieren lassen, dass er ringsum von Maskierten umgeben ist.

In diesem alpträumhaften Phänomen allein liegt aber doch schon eine Aussage. Der Maskierte übernimmt ja nicht eine in sich ergebige Rolle wie etwa ein maskierter Mime in der Antike oder ein kostümierter Fasnachtsteilnehmer, sondern eine Negations-Rolle – er wird nämlich zur Verkörperung des gesichtslosen Massenmenschen. Das könnte uns zum einen ein politisches Warnsignal sein. Das republikanische Staatsverständnis ging doch vom mündigen Bürger aus, der sich (im Gegensatz etwa zum selbstbezogenen *idiotes*, wie ihn Aristoteles nannte) mit seiner ganzen

Persönlichkeit für das Gemeinwesen einsetzte. In der schweizerischen Landsgemeinde war es immer selbstverständlich, dass jeder Stimmbürger sich mit Gesicht zeigte und sich damit zu seiner Wahl bekannte; das bedeutete Zusammengehörigkeit gerade auch an der Basis. Heute aber erhebt sich ein Staat, für den seine Bürger nur noch Nummern sind, die bürokratisch verwaltet werden; Massenmenschen eben. Die Covid-Massnahmen haben diese Tendenz noch einmal heftig verstärkt; sie fügen sich mit der Anonymisierung durch die Masken zu zwei Hälften eines Ganzen: Man verzichtet aufs eigene Gesicht und gibt ebenso leicht seine Grundrechte preis.

Über dieses Warnsignal hinaus liegt in der Maskierung aber eine Absage an den Gefühlsausdruck, an den überschüssenden Reichtum des Seelenlebens, der uns als Grundbestimmung auf Ewigkeit unterscheidet von jeder künstlichen Intelligenz, die sich immer mehr in unseren Alltag schleichen will. Ich stelle hier die Emotion und die Computerwelt einander nicht nur zur Provokation gegenüber: Dass die Maske das Mienenspiel verbirgt, braucht nicht gesagt zu werden. Zudem wird jede verbale Aussage buchstäblich von allen Zwischentönen gefiltert, die doch so viele Frequenzen der Kommunikation ausmachen; übrig bleibt der reine Informationsgehalt des Gesagten. Dabei erschwert es sich für viele (wie mir Maskenträger klagen, ich selber habe noch nie eine getragen), die eigene Botschaft mit ihrem Empfindungsgehalt überhaupt ans Gegenüber zu bringen – eine Barriere hat sich aufgerichtet. Wenn wir aber unsere Gefühle aus dem öffentlichen Leben zurückziehen, werden wir hier ersetzbar durch Automaten; entsprechende Pläne, die ebenso infantil wie schauderhaft sind, bestehen ja bereits – man denke an die per Drohne gelieferte Pizza.

Schliesslich soll hier auch noch an den Gang der Religion erinnert werden: Man erklärte sie zur Privatsache und verbannte sie aus dem öffentlichen Raum – und mittlerweile ist sie verdunstet und bedeutungslos geworden (was man gut oder schlecht finden kann); wie also wird es mit den Emotionen sein, wenn man sie ins Private zurückdrängt? Die Kompensation der verlorengegangenen Intimität durch Impf-Selfies kann hier keinen valablen Ersatz bringen, oder?

Wir müssen die Maske ablegen. Das verlangen nicht nur die staatsbürgerliche Vernunft oder die Psychologie, sondern vor allem das ehrfürchtige Hochgefühl, mit dem wir für das Geschenk eines Gesichts zu danken haben.



Maurus Federspiel ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich. Zuletzt von ihm erschienen: «Die Vollendung» (Hollitzer).

Til Schweiger, der deutsche Tom Cruise

Der Star, den alle zu unterschätzen lieben.

Norbert Körzdörfer

Ein altes, romantisch renoviertes Polizeiboot legt an der Wannseeinsel Lindwerder an.

Sonnendurchflutet feiert der Szene-Geheimtipp die Wiederauferstehung nach dem Lockdown mit einer Aperol-Spritz-Party der *beautiful* Berliner. Eine Til-Schweiger-Szene.

Der Mann mit federndem Gang, der ein bisschen zu spät kommt, trägt Jeans, einen blauen Kaschmir-Pulli, Grinsen im gebräunten Gesicht, funkelnde Augen.

Plötzlich bremst die Fete auf Zeitlupe.

Die Frauen blicken verzaubert. Die Männer lächeln etwas neidisch. Ein Star ist ein Star. Wir umarmen uns, und er flüstert lächelnd: «Körzi, ich glaube, ich habe mein bestes Drehbuch geschrieben ...!»

Til Schweiger ist ein Mann, der nicht stoppt. Er ist 57 und einen Tag jünger als sein Freund Brad Pitt, aber sein innerliches Kind ist immer gefühlte und gelebte 29.

Er ist Deutschlands grösster Star. Millionen lieben ihn, Millionen lieben es, ihn nicht zu lieben. Millionen unterschätzen ihn.

Neunzig Millionen Deutsche haben einmal in ihrem Leben eine Kinokarte gekauft, um ihn zu sehen. Til ist eine Art Kinokanzler der Deutschen.

«Das hätte ich nie geglaubt!»

Warum? Weil er ein Phänomen ist. Er sieht zeitlos toll aus. Er ist hochsensibel und hochintelligent (Abi: 1,7). Er vibriert vor Energie. Er wirkt wie ein Macho, ist aber ein Frauenverstehender und sucht Glück in der Harmonie seiner Seele. Er liebt und lebt, was er tut.

Er ist der deutsche Tom Cruise. Er ist ein Mythos, ein Mysterium, ein Muster-Mann, ein Multitalent: 80-plus-mal Star, 20-mal Regisseur, 29-mal Produzent, 15-mal Drehbuchautor, Lifestyle-Unternehmer, Familienpatriarch (4 Kinder). Er spielt auch sehr gut Tischtennis.

Am glücklichsten ist er mit *family & friends*.

Sein Geheimnis? Wie wird ein Star geboren?

Vor zwölf Jahren sassen wir zusammen auf der Terrasse des «Carlton»-Hotels in Cannes bei den Filmfestspielen. Vor der Fassade hing ein Zehn-

Meter-Porträt von Brad Pitt – und daneben hing Til als Nazikiller Hugo Stiglitz – für den genialen Anti-Hitler-Thriller «Inglourious Basterds» von Quentin Tarantino. Til blickte auf das überlebensgrosse Bild von sich und seufzte glücklich: «Das hätte ich nie geglaubt!»

Til ist ein liberales Lehrerkind. Geboren am 19. Dezember 1963 in Freiburg (wie Jogi Löw), in Giessen (lieber Cowboy als Indianer) gespielt,



Ein Til stoppt nicht: Einmannwunder Schweiger.

Germanistik (Lehrer?) und Medizin (Arzt?) studiert. Aber unter den Sternen Griechenlands, allein im Schlafsack, entscheidet er sich für sein eigenes Schicksal: «Ich versuche es mit der Schauspielerei! Was habe ich zu verlieren?»

Seine Idole: Jean-Paul Belmondo, Steve McQueen, John Travolta. Der Anfang: «Manta, Manta» (1991). Kultproduzent Bernd Eichinger entdeckt Til in der «Lindenstrasse». *A star is born*. Der Durchbruch: «Knockin' on Heaven's Door» (1997, Story: Til und Jan Josef Liefers haben Krebs und träumen vom Meer). Der Erfolg: die romantische Komödie «Keinohrhasen» (2007). Der Til-

Schweiger-Lubitsch-Touch. Der Sensations-Hit: «Honig im Kopf» (2014).

Til wagt eine Tragikomödie mit Tabubruch: Didi Hallervorden (heute 85 und fit) als dementer Opi, der von Venedig träumt.

Sieben Millionen Fans stürmen die Kinos. Weltweite Kasse: 78 Mio. Dollar.

Der mutige Misserfolg: «Head Full of Honey» (2018) mit Kinolegende Nick Nolte (heute 80). Es war der Versuch, Hollywood zu erobern. Ich sass bei den Dreharbeiten neben dem ewigen Raubein Nolte, der von Til schwärmte, als sei er sein Sohn.

Ein Til Schweiger wächst auch im Schatten.

Finca, Pool, Esel

Seinen kreativen Lebensmittelpunkt hat er auf Mallorca gefunden – eine Traum-Finca, nur fünfzehn Taximinuten von Palma, mit blauem Pool, Orangenbäumen und Esel. Im verrückten Berlin hat er sein «Barefoot»-Office und seine Lebens-Loft. In der kühlen Hansestadt Hamburg hat er sein Familienhaus. Seine Ex-Frau Dana lebt in der Strandvilla in Malibu. Was für ein Leben.

Als die Kinos im Lockdown Trauer trugen, kurbelte Til «Gott, du kannst ein Arsch sein» (nur als Star). Im Mittelalter-Thriller «Medieval» spielte er neben Sir Michael Caine (88). Ein neuer Til-Schweiger-*all-in*-Film wird «Die Rettung der uns bekannten Welt» (Premiere: 11. 11.). Story: Ein verzweifelter Vater weist seinen siebzehnjährigen bipolaren Sohn nach einem Selbstmordversuch in die Klinik ein. Dann geschieht ein Wunder.

Aber Til ist selbst ein Einmannwunder. Er dreht schon den übernächsten Schweiger-Hit: «Kurt», nach dem Bestseller von Sarah Kuttner. Dafür hat er sogar unser Haus in Hamburg angemietet. Ein Til stoppt nicht.

Wir sassen mal vor neun Jahren zusammen unter dem Sternenhimmel von Afghanistan – und haben bei Büchsenbier Fussball gekuckt. Er hatte den deutschen Soldaten seinen Veteranen-Thriller «Schutzengel» gezeigt. Wer macht so was? Nur ein Til Schweiger. Darauf ein «Tils» (seine eigene Bier-Sorte).

Ganz schön anders

Die 22-jährige Studentin Jérôme Repond politisiert im ultralinken Basel – für die rechte SVP. Warum eigentlich?

Roman Zeller

Der Kanton Basel-Stadt machte seinem Ruf alle Ehre: Bei den Abstimmungen wurden beide Agrarinitiativen angenommen, das CO₂-Gesetz fand so viel Anklang wie sonst nirgendwo. Dass die Stadt am Rheinknie zusätzlich einen Mindestlohn einführte – notabene als erster Deutschschweizer Kanton –, unterstrich das Verdikt: «So links und so unschweizerisch» tücke kein Kanton, resümierte eine Zeitung.

Für Basel-Stadt liesse sich das Bild eines linken Biotops zeichnen: lauter homogene Blumen, die fast alle zur linken Seite neigen. Doch wer genauer hinschaut, erkennt eine Blüte, die ausschert: Jérôme Repond.

Die 22-Jährige wählt SVP. Soeben trat sie der Jungen SVP bei, wo sie im Vorstand die Website verantwortet und für die sie im Schulrat von St. Johann amtiert. Dass sie in ihrem Heimatkanton «anders» tickt, vor allem anders als ihre Altersgenossen, sei ihr bewusst, wie sie beim Treffen am Aeschenplatz erklärt. Corona hat für die Psychologiestudentin den Ausschlag gegeben, sich parteipolitisch zu engagieren. Die teils «willkürlich rausgeschmissenen Gelder», die «panischen Medien», gewisse «sinnlose und unbegründete Verbote» – sie wollte etwas tun, statt sich nur zu nerven.

Dass es eine bürgerliche Partei sein müsse, habe sich über die Jahre abgezeichnet, so Repond. Übrigens: «Ich habe mich bereits als Kind für Politik interessiert.»

Wunsch nach Erfolg

Aufgewachsen ist die Schweizerin mit französischen Wurzeln mit drei Schwestern im Kanton Basel-Stadt. Während der Schulzeit übersprang sie drei Klassen. Ging es am Familientisch um Politik, war es die zweitälteste Jérôme, die mit den Eltern diskutierte. «So lernte ich, zu meiner Meinung zu stehen und diese kundzutun.»

Damit eckte sie früh an: im Eiskunstenlaufen etwa, wo sie mit vier Jahren zu tanzen begann. «Sobald es um Meinungen ging oder es im Jugendalter politisch wurde, gingen alle verbal auf mich los», erinnert sie sich. «Ich habe mich aber nie beeinflussen lassen» – auch leistungs-



Etwas tun, statt sich nur zu nerven:
Jungpolitikerin Repond.

mässig nicht: Als Elfjährige stand sie in ihrer Alterskategorie erstmals zuoberst auf dem Treppchen der Schweizer Juniorinnen.

Fortan trainierte sie dreimal pro Tag, fast unerbittlich. «Wer Schmerzen hatte, müde oder sogar verletzt war, musste weitertrainieren», sagt sie. Das sei erwartet worden. «Eine Kollegin wurde täglich auf die Waage gestellt, weil sie angeblich zu dick war – aber sie war völlig okay.»

Es war «der Wunsch nach Erfolg», der Repond antrieb. Mit siebzehn Jahren brachte sie es an den Elite-Schweizer-Meisterschaften auf den dritten Platz. Der Traum von Olympia war greifbar, bis sie mit der Vespa verunfallte. Eine komplizierte Knieverletzung zwang sie, die Karriere vorzeitig zu beenden. Heute trainiert sie ihre vierzehnjährige Schwester Kimmy, die bereits viel besser sei, als sie es jemals war. «Ein solches Talent habe ich in der Schweiz noch nie gesehen», anerkennt sie.

Albanisch und Türkisch

Ihr politisches Weck-Moment hatte Repond, als über die Masseneinwanderungsinitiative diskutiert wurde. Im Gymnasium habe sie eine

Erörterung schreiben müssen, wie sie sich erinnert. Ihr Fazit: «Das macht Sinn.» Damit sei sie die Einzige gewesen; für ihren Aufsatz habe sie denn auch eine ungenügende Note erhalten. Begründung: «Die Argumente wären zu SVP-lastig.» Rückblickend amüsiert sie die Episode. «Nur weil bei uns etwa sechs von sieben Jungen links sind, musste ich nicht auch so denken», sagt Repond lachend.

Hauptsächlich ist es die Migrations- und Asylpolitik, die sie beunruhigt: Eine Zehn-Millionen-Schweiz sei undenkbar. Alle ungestoppt reinzulassen – das funktioniere nicht. «Das ist für die Sozialsysteme nicht nachhaltig.» In Basel sehe sie ein besonderes Problem mit rumänischen Bettlern, und wenn sie im *Drämmli* mehr Albanisch und Türkisch höre als Baseldeutsch, nerve sie das.

Repond mag die Mundart, wie sie auch sonst klassische Schweizer Tugenden begeistert: Ordnung, Sauberkeit, Abstimmen und Wählen. Dass sie keiner anderen bürgerlichen Partei beitrug, habe nicht nur mit der Corona-, sondern ebenso mit der Klimadiskussion zu tun: «Wie die FDP für das CO₂-Gesetz sein konnte, verstand ich überhaupt nicht.» Die Positionen der SVP haben am ehesten mit ihren Werten übereingestimmt.

Als streng konservativ würde Repond sich nicht bezeichnen. So befürwortet sie etwa die «Ehe für alle», nur mit dem ausgeweiteten Adoptionsrecht und der künstlichen Befruchtung habe sie Mühe – wegen des Kindeswohls. «Dem Kind sollte ein normales Leben ermöglicht werden», womit sie ein Leben mit Mutter und Vater meint.

Auch Jérôme Repond wünscht sich Kinder, doch geht die Ausbildung zur Psychotherapeutin vor. Sie werde aber keine Mutter sein, die Vollzeit arbeite. Die Frage, ob sie jemals im Gross- oder vielleicht sogar im Nationalrat politisieren möchte, lasse sie auf sich zukommen. Wenn es sie brauche, könnte sie es sich vorstellen, sagt sie. Schliesslich sei sie da, um ihre Meinung kundzutun, wie sie anfügt. «Das mache ich überzeugt, und es macht mir Spass.»

BRIEF AUS BUDAPEST

Ramon Vega



Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man in der Puskas-Arena in Budapest ein EM-Spiel verfolgt. Denn als einziger Austragungsort erlaubt die ungarische Hauptstadt die hundertprozentige Auslastung des Stadions. So fühlt man sich unter den über 60 000 Zuschauern wie in einem anderen Film – als wäre die Pandemie nie da gewesen.

Ich bin vor rund einem Jahr mit meiner ungarischen Verlobten Claudia Rogan, die ebenfalls seit zwanzig Jahren im Fussballgeschäft arbeitet, hierhergekommen – weil es sich in Budapest momentan viel besser leben lässt als in London. Unserem Geschäft, als Berater und Spezialist für Finanzierung, Strukturierung und Datamanagement für Fussballklubs und Föderationen, können wir ohnehin ortsunabhängig nachgehen.

Doch zurück ins Stadion. Dort sieht man eine ungarische Nationalmannschaft, die sich in der stärksten Gruppe des Turniers gegen Portugal, Frankreich und Deutschland Herz und Seele aus dem Leib rannte – getragen von euphorischen und emotionalen Fans. Es ist ein krasser Kontrast zur Leistung der Schweizer Nationalmannschaft in den ersten beiden Spielen.

Ich hatte vor dem Turnier hohe Erwartungen und war schwer enttäuscht. Nicht in erster Linie wegen der Resultate, sondern wegen der Einstellung der Spieler. Und das Coaching blieb ein grosses Rätsel: Wie Petkovic auf die Idee kommen konnte, dass Spieler, die in ihren Klubs praktisch nicht zum Einsatz kommen (Shaqiri, Rodríguez), an der Euro plötzlich eine (positive) Schlüsselrolle spielen können, war mir schleierhaft. Mit dem Sieg gegen die Türkei hat das Team

nun den Turnaround im letzten Moment geschafft. Und Petkovic wurde für seine Sturheit belohnt. Trotz harter Kritik hielt er an Shaqiri und Seferovic fest – und durfte über drei Treffer der beiden jubeln.

War dies aber mehr als nur das Aufbäumen einer Mannschaft, die in ihrem Stolz verletzt war und gegenüber der Öffentlichkeit ein Zeichen setzen wollte? Wir werden es sehen.

Grundsätzlich fehlen mir bei den Schweizern Mentalität, Persönlichkeit und Charakter. Auch ich war beim Rütlichswur nicht dabei. Ich bin zwar in Olten geboren, aber meine Eltern stammen aus Spanien. Den Schweizer Pass erhielt ich

Auch als gebürtiger Spanier war ich extrem stolz, für die Schweiz spielen zu können.

mit 18 Jahren – 1989. Obwohl ich mittlerweile seit 25 Jahren im Ausland lebe, fühle ich mich zu hundert Prozent als Schweizer. Denn dieses Land hat mir alles gegeben: das Tor zur Welt geöffnet, den sozialen Aufstieg ermöglicht.

Auch als gebürtiger Spanier war ich extrem stolz, für die Schweiz spielen zu können. Zwar beherrschte ich den Text der Nationalhymne nicht auswendig, aber mindestens den Refrain konnte ich mitsingen – und beim Rest bewegte ich immerhin den Mund. Übrigens sind die Spanier die Einzigen, die kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn sie nicht singen: Ihre Hymne hat nämlich keinen Text.

Es geht mir bei den Schweizern aber weniger um die Hymne als um die Haltung – oder besser gesagt: die fehlende Haltung. Ich habe das Gefühl, die Spieler sind nicht mehr bereit, mit

ganzem Herzblut für ihr Land einzustehen.

Schon beinahe absurd sind die Nebengeräusche. Die Coiffeur-Posse sagt für mich einiges über die Spieler aus. Wenn man an ein Turnier geht, schneidet man die Haare vorher. So jedenfalls pflegten wir es zu machen. Und hatte doch jemand während eines Turniers einen Haarschnitt nötig, griff ein Teamkollege zur Schere. Einen Figaro einzufliegen, wäre völlig undenkbar gewesen. Kommt dazu, dass sich die Spieler damit über alle Regeln und Massnahmen in der Covid-Prophylaxe hinwegsetzten.

Zur Diskussion um die Lamborghini und Maserati habe ich eine dezidierte Meinung: Dass Spieler teure Autos fahren, ist nicht verwerflich – in Italien oder in England gehört es schon fast zum guten Ton. Wer die Schweizer aber kennt, weiss, dass Protzerei und Luxus nicht gut ankommen. Hier fehlt den Spielern das Fingerspitzengefühl. Ausserdem hat der Verband einen Autosponsor. Genügen diese Wagen unseren Spielern nicht?

Unsere Trainings wurden jeweils zu kleinen Volksfesten. Hunderte von Zuschauern standen hinter den Zäunen, wenn wir uns auf der Sportanlage der Credit Suisse beim Zürcher Zoo auf die Spiele vorbereiteten. Diese Nähe war sehr wichtig für die Popularität der Mannschaft. Wenn ich höre, dass heute meistens unter Ausschluss der Öffentlichkeit trainiert wird, kann ich mich nur wundern.

Ramon Vega, 50, spielte als Verteidiger 23-mal für die Schweizer Nationalmannschaft und auf Klubebene für die Grasshoppers, Tottenham Hotspur und Celtic Glasgow. Nach seinem Rücktritt startete er eine Karriere als Banker in London.

So gut geht es Deutschlands Politikern

Am meisten verdient Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier:
Er bezieht 21 243,06 Euro pro Monat – bis an sein Lebensende.

Ralf Schuler

Die sogenannten Amtsbezüge von Politikern setzen sich aus verschiedenen Komponenten zusammen: Die Bundeskanzlerin bezieht derzeit rund 20 165 Euro monatliches Amtsgehalt. Hinzu kommt eine steuerfreie Dienstaufwandsentschädigung von rund 12 271 Euro im Jahr. Die Bundesminister verdienen etwas weniger, erhalten aber mit rund 16 426 Euro pro Monat immer noch ein stattliches Salär. Auch ihnen steht eine jährliche steuerfreie Pauschale zu in Höhe von etwa 3681 Euro.

So weit, so einfach und verständlich. Und so unvollständig. Denn zur finanziellen Ausstattung der Spitzenpolitiker gehören auch Ruhe- und Übergangsgelder, die im fairen Vergleich mit einfachen Arbeitnehmern berücksichtigt werden müssen.

Wer die Bundesregierung verlässt, fällt erst einmal weich. Bereits nach einem Tag Amtszeit stehen einem Bundesminister rund 73 917 Euro Übergangsgeld zu. Je nach Dauer der Amtszeit kann das Übergangsgeld, das maximal zwei Jahre nach Ausscheiden gewährt wird, auf knapp 221 751 Euro steigen. Auch wenn die Übergangsgelder ab dem zweiten Monat mit privaten Einkünften verrechnet werden, bleiben sie ein üppiges Polster, von dem viele in der Privatwirtschaft nur träumen können.

1500 Euro für normale Rentner

Der Bund der Steuerzahler kritisiert diese Praxis seit Jahren und schlägt eine Reduzierung auf maximal ein Jahr Übergangsgeld vor, wobei jeweils ein Amtsjahr zu einem Monat Übergangsgeld berechtigen würde. Die Betroffenen, die selbst über diese Verschlinkung beschliessen müssten, «zögern» in diesem Punkt wenig überraschend seit Jahren. Auch davon, dass Übergangsgelder im Falle eines Rücktritts komplett wegfallen sollen, will derzeit niemand etwas wissen.

Das gilt auch für die Abfederung im Alter. Wer mindestens vier Jahre lang Bundesminister war, kann sich über eine Pension von 4557 Euro pro Monat freuen. Mit jedem weiteren Jahr als Regierungsmitglied steigt die

Pension um weitere 392 Euro monatlich bis maximal 11 786 Euro. Für Bundesminister gilt die gleiche Regelaltersgrenze wie für Bundesbeamte, also die schrittweise Anhebung auf 67. Doch können ehemalige Bundesminister unter Umständen schon mit sechzig ihr Ruhegehalt in Anspruch nehmen. Die durchschnittliche Rente (des sogenannten Eckrentners) liegt bei rund 1500 Euro.

Beim Bundespräsidenten ist das etwas einfacher: Er bekommt seine Dienstbezüge (21 243,06 Euro pro Monat) beim Ausscheiden aus dem höchsten deutschen Staatsamt einfach als sogenannten Ehrensold weiter bis ans Lebensende. Dass Deutschland derzeit drei Ex-Präsidenten und einen amtierenden hat, macht die Sache finanziell anspruchsvoll.

Steuerfreie Kostenpauschale

Die Abgeordneten des Deutschen Bundestags haben in diesem Jahr eine neue Erfahrung machen müssen: sinkende Einkünfte. Hatten die Volksvertreter 2020 unter dem Eindruck der Corona-Krise nach etlichen öffentlichen Anstupfern auf die damals fällige «Anpassung» (Sie ahnen richtig: Es war eine Erhöhung) ihrer Diäten, nun ja, freiwillig verzichtet, so trug die Koppelung der Bezüge an die Reallohnentwicklung (-0,7 Prozent) in diesem Jahr Corona-bedingt erstmals negative Früchte.

Im April verkündete Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, 78, (CDU) offiziell, dass die Abgeordneten ab dem ersten Juli 2021 genau 70,58 Euro weniger pro Monat auf dem Konto haben würden. Arm werden die Abgeordneten trotzdem nicht: Knapp über 10 000 Euro bekommen sie weiterhin pro Monat an Bezügen. Und sie holen die 70 Euro anderswo fast wieder rein.

Denn: Die steuerfreie Kostenpauschale der Parlamentarier ist von der Diätensenkung nicht betroffen. Sie stieg zum Jahresbeginn von 4497,62 auf 4560,59 Euro.

Normale Beamte bekommen seit April eine Tarifierhöhung, die auch für die höchste Besoldungsgruppe B 11 (Staatssekretäre) hätte gelten sollen, in diesem Jahr aber für diese höchste

Einkommensgruppe ausdrücklich nicht angewendet wird. Das betrifft automatisch auch Kanzlerin Angela Merkel, 66 (CDU), ihre Minister und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, 65. Die Erhöhung im April 2022 um 1,8 Prozent bekommen sie aber wieder.

Und um die Sache rund zu machen, sei hier noch erwähnt, dass Ministerpräsidenten in Deutschland zwischen 13 022 Euro im Stadtstaat Bremen und 17 658 Euro in Nordrhein-Westfalen verdienen. Eigentlich. Jedes Bundesland hat seine eigenen Besoldungsgesetze und -tabellen und ein komplexes Geflecht an Zuschlägen und Pauschalen. Hinzu kommt die unterschiedliche Anrechnung möglicher Landtagsmandate und Nebeneinkünfte.

Bayerns Ministerpräsident Markus Söder, 54 (CSU), so versucht es die *Münchner Abendzeitung* nachzurechnen, komme am Ende tatsächlich auf 21 102 Euro monatlich. Ganz sicher können das nur er und die Buchhaltung der Staatskanzlei wissen.

Zuletzt ein Blick auf jene, die am dichtesten am Bürger dran sind und deren ganz alltägliche Probleme zu lösen haben: die Bürgermeister.

Wer dieses System der Alimentierung nicht will, muss ein besseres vorschlagen.

Ein hauptamtlich tätiger Bürgermeister einer Gemeinde mit bis zu 10 000 Einwohnern in Nordrhein-Westfalen bekommt derzeit monatlich 7956,91 Euro brutto (Besoldungsgruppe B 2).

Ab einer Gemeindegröße von mehr als 250 000 Einwohnern steigt das Gehalt auf 13 771,22 Euro (Besoldungsgruppe B 10). Das geht dann schrittweise je nach Einwohnerzahl aufwärts bis zu einer Grossstadt mit über 500 000 Einwohnern, wo der Rathauschef 14 302,88 Euro monatlich verdienen kann (B 11).

Selbstbediener-Kaste?

Und welches finanzpolitische Sittengemälde des deutschen Staatswesens lässt sich aus all



Ehrensold: Steinmeier mit Gattin auf Lateinamerikareise.

dem nun malen? Das einer abgehobenen Selbstbediener-Kaste oder jenes von angemessen ausgestatteten Verantwortungsträgern? Als eher neidfreier und langjähriger Beobachter der politischen Szene neige ich zu Letzterem. Demokratie hat ihren Preis. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Dass der Deutsche Bundestag den Etat-Ansatz von einer Milliarde Euro inzwischen überschritten hat, liegt am vertrackten Wahlrecht, es bläht das Parlament auf und beeinträchtigt eher die Arbeitsfähigkeit. Demokratien werden nicht besser, je teurer sie daherkommen.

Dennoch ist in Zeiten der gesellschaftlichen Fragmentierung, der Internetblasen und vielfältigen Milieus der Zusammenhalt der Gesellschaft nur mit einem engen Geflecht an politischen Sinnesorganen möglich. Abgeordnete vor Ort, Bürgermeister und Stadträte, die Debatten nicht aus dem Weg gehen, Sorgen, Ängste und auch krude Theorien erst einmal anhören, ernst nehmen und in die politische Maschinerie hineinragen. Straffer, kostensparender Zentralismus scheint mir die falsche Antwort zu sein.

Eine Bundestagsabgeordnete hat mir unlängst vorgerechnet, dass sie am Ende etwa 4800 Euro netto im Monat für den Lebensunterhalt ihrer Familie übrig hat. Als Richterin waren es eintausend Euro weniger. Vom Rest muss sie im Wahlkreis ein Büro unterhalten, Mitarbeiter und in Berlin eine Zweitwohnung bezahlen, ihre Sozialabgaben komplett selbst tragen, die Pflichtspenden an die Partei entrichten (was per Spendenquittung womöglich

zur Minderung der Steuerlast führt) und Beiträge für die jeweiligen Vorfeldorganisationen (bei den Grünen etwa NGOs, bei der SPD Gewerkschaften, bei der Union Kirche, Caritas etc.) überweisen.

Wenn keine Sitzungswoche in Berlin ist, sind im Wahlkreis Feuerwehr- und Schützenfeste an der Tagesordnung, und es kommt nicht gut an, wenn sich Abgeordnete da an der Spendenbüchse kleinlich zeigen. Jetzt im Wahljahr laufen Kosten für Plakate, Flyer und Wahlkampfstände auf, und natürlich wollen auch Helfer, die nachts plakatieren, eine kleine Anerkennung. Nicht wenige Abgeordnete verschulden sich deswegen.

Erkleckliche Alterspolster

All das ist selbstverständlich freiwillig gewählter Stress, zeigt aber, wie relativ die vermeintlich üppige Bezahlung bei aktivem Einsatz für die Sache ist. Dass es in der Politik, wie in allen Bereichen der Gesellschaft, emsige und eher bequeme Veranlagungen gibt, versteht sich von selbst.

Wer dieses System der Alimentierung nicht will, muss ein besseres vorschlagen. Die amerikanische Variante, bei der beträchtliche private Vermögen und massive Spenden Voraussetzung für den politischen Volljob sind, finde ich wenig überzeugend. Dass eine verordnete Ärmlichkeit und Askese eine gute Grundlage für die Vertretung des Volkes sind, überzeugt mich ebenfalls nicht. Der selbstlose Mensch wird seit der Geburt Jesu Christi nur in sehr kleinen Serien zur Welt gebracht und scheint

mir auch nur begrenzt lebensnah. Dass derjenige, der die Gesetze für alle macht, als armer Schlucker bessere Entscheidungen trifft, leuchtet mir nicht ein.

Vor allem die Ruhe- und Übergangsgelder sind in den letzten Jahren in Deutschland mehrfach reduziert worden. Der unerwünschte Nebeneffekt: Politiker auf nahezu allen Ebenen kleben mehr oder weniger unauffällig an ihren Sesseln, um durch lange Amtszeiten doch noch in den Genuss der erklecklichen Alterspolster zu kommen. Dem standhaften Vertreten eigener, auch mal unbequemer Meinungen ist das eher abträglich. Stromlinienform und karrieristischer Leisetreterei kommt man freilich auch mit üppigen Apanagen nicht bei. Unabhängigkeit im Geiste muss im Idealfall mit materieller Hand in Hand gehen. Persönlichkeit und Statur lassen sich nicht per Gesetz beschliessen und mit Besoldung herbeiführen.

In der falschen Branche

Kurz: Die derzeitige Politikerbezahlung in Deutschland ist aus meiner Sicht solide. Es kann hier und da reformiert werden. Aber im Kern sichert sie für den hauptberuflichen Dienst am Gemeinwesen einen vertretbaren Wohlstand, ohne Steuerzahlergeld in privaten Luxus der Politiker umzumünzen.

Eine andere Beobachtung macht mir mehr Sorgen: Die jüngsten Skandale um Nebentätigkeiten von Abgeordneten oder das dauerhafte Ärgernis um die Tätigkeit von Altkanzler Gerhard Schröder, 77, (SPD) für russische Staatskonzerne offenbaren aus meiner Sicht eine un-gute Verschiebung im Selbstverständnis von (einigen?) Politikern. Aus dem durchaus zeitintensiven Einsatz in Wahlkreisen, in Ausschüssen und Vorfeldverbänden, aus dem anstrengenden Umgang mit Bürgern und der dauerhaften Erreichbarkeit und nicht zuletzt aus der Tatsache, der gesetzgebende Souverän oder die anordnende Exekutivgewalt zu sein, leiten Abgeordnete, aber auch andere Politiker mehr und mehr den Anspruch ab, zu einer materiellen Wohlstandselite zu gehören. Das ist mit Hilfe der legalen Politikerfinanzierung nicht zu leisten und kann auch nicht deren Aufgabe sein.

Wer sich als Politiker an DAX-Vorständen, erfolgreichen Anwälten oder Ärzten misst und deren Lebenswandel zu kopieren versucht, ist in der falschen Branche. Parteien sollten das ihren Mandatsträgern noch intensiver einbläuen. Nebeneinkünfte sind kein Teufelszeug und können die Lebensnähe von Politikern durchaus befruchten. Dass dabei der politische und moralische Anstand zu wahren ist, versteht sich eigentlich von selbst. Eigentlich.

Ralf Schuler ist Leiter der Parlamentsredaktion von *Bild* und Autor des Buches «Lasst uns Populisten sein» (Herder-Verlag). Er berichtet schwerpunktmässig über die Unionsparteien und die Kanzlerin.



INSIDE WASHINGTON

Fauci rutscht die Maske runter

Sieben Präsidenten hat er beraten. 42,6 Milliarden Dollar beträgt sein Budget. Und während eine globale Katastrophe wütet, hält er den Kopf permanent ins Rampenlicht und vergrössert ganz nebenbei sein privates Millionenvermögen. Doch jetzt gerät die überragende Selbstsicherheit des Dr. Anthony Fauci ins Wanken.

In einem Podcast beschuldigte der Arzt der Nation den wachsenden Chor von Kritikern, ihn mit Adolf Hitler zu vergleichen. Kürzlich veröffentlichte E-Mails deuten darauf hin, dass Fauci die Öffentlichkeit absichtlich in die Irre geführt hat, was die Möglichkeit betrifft, dass das Covid-19-Virus aus dem Labor in Wuhan in China entwichen ist. Anfang Juni beklagte sich «Amerikas zuverlässigster Vertrauensarzt», wie ihn ein Late-Night-Talkshow-Moderator ehrfurchtsvoll nannte, dass «Angriffe auf mich, ganz offen gesagt, Angriffe auf die Wissenschaft sind».

Ärzten wird oft vorgeworfen, Gott zu spielen. Doch nur wenige haben sich im nationalen Fernsehen so explizit in diese Rolle hineingeworfen wie Dr. Fauci. Aber Ruhm ist ein flüchtig' Ding. Der Achtzigjährige, der im März vom Promi-Wochenmagazin *People* für den Titel «Sexiest Man Alive» nominiert wurde, sträubt sich gegen prüfende Blicke.

Das Magazin *Forbes* berichtet, dass Fauci in den letzten achtzehn Monaten in «354 Fernseh-, Radio-, Podcast- und Online-Interviews erschienen ist, Vorträge und Reden hielt und an Podiumsdiskussionen und Pressekonferenzen teilnahm». Fauci, der wesentlich mehr verdient als sein Chef, der US-Präsident, hat ausserdem einen Buchvertrag und eine Dokumentation in Arbeit. *Forbes* fragt: «Wie findet der Doktor bloss Zeit, der Wissenschaft zu folgen?» Die Antwort: auf seinem Smartphone, während er auf dem Rücksitz seiner Limousine zwischen den Studios pendelt.

Amy Holmes

Madame Rotstift

Das Schweizer Fernsehen streicht das Wirtschaftsmagazin «Eco». Nicht der einzige Fehlentscheid von Nathalie Wappler.

René Hildbrand

Moderator Reto Lipp holte am Montag für die *Dernière* nach eigenen Angaben den besten Anzug aus der SRF-Garderobe. Nach vierzehn Jahren ging die letzte Ausgabe von «Eco» über den Sender.

TV-Direktorin Nathalie Wappler hat das Wirtschaftsmagazin ohne Not gekillt.

Unternehmer Peter Spuhler sagte es in einem Einspieler am deutlichsten: «Ich finde es einen Skandal, dass das Schweizer Fernsehen seine letzte Wirtschaftssendung absetzt!»

SP-Nationalrätin Jacqueline Badran doppelte nach: «Ich bin traurig und enttäuscht!» Auch der ehemalige Migros-Boss und Swisscom-Präsident Anton Scherrer hielt sich nicht zurück: «Für mich gehörte «Eco» zum Besten, was man in den letzten Jahren beim Schweizer Fernsehen überhaupt sehen konnte.»

Stecker raus

Die Wirtschaftsberichterstattung fristete im SRF-Programm lange ein Mauerblümchendasein. Dies sogar unter dem kürzlich verstorbenen Peter Schellenberg, dem fachlich besten TV-Direktor, seit in der Schweiz Fernsehen gemacht wird.

«Schällis» Nachfolgerin Ingrid Deltenre brachte 2007 «Eco» mit Reto Lipp ins Programm. Die Sendung fand rasch ein Stammespublikum. Die Schwestersendung «Eco Talk» wurde von Wappler schon letztes Jahr abgesetzt. Begründung: Sparmassnahmen. *Verzoll du das em Fährimaa.*

Ab Mitte August kommt wieder ein Wirtschaftstalk ins SRF-Programm. So ganz will man es sich mit der Schweizer Wirtschaft halt doch nicht verderben. Und offenbar hat man in Zürich Nord doch noch Kohle gefunden.

Doch einmal mehr waren die Privaten schneller. Seit diesem Frühling moderiert Martin Spieler auf Tele Züri und Co. jede Woche den «CEO Talk» mit Topshots aus der Schweizer Wirtschaft.

Wenn wir schon bei den Fehlentscheiden von Nathalie Wappler, der Frau mit Bundesratsgehalt, sind:

1 — Aus «Glanz und Gloria» machte sie das «seriösere» Kleinformat «Gesichter und Geschichten». Die Sendung ist so unterhaltend wie die Verödung von Hämorrhoiden. Resultat: «G & G» hat an Zuspruch verloren und liegt bei Zuschauerzahlen und Marktanteilen inzwischen hinter der davor laufenden Reihe «Mini Schwiiz, dini Schwiiz». Auch diesem Format wird demnächst der Stecker gezogen.

2 — Roger Schawinski war bekanntlich ein weiteres Opfer der TV-Direktorin. Er konnte seine Talkshow jeweils erst um 23 Uhr starten. «Schawis» Nachfolger Urs Gredig bekam den

Wundert sich noch jemand, dass SRF am laufenden Band Aushängeschilder davonlaufen?

viel besseren Sendeplatz direkt nach «10 vor 10». Resultat: Die Zuschauerzahlen und Einschaltquoten sind dennoch nicht gestiegen. Was Wunder: Gredig interviewt seine Gäste wie ein Sekundarschüler. Lieblingsfrage: «Was macht das mit Ine?»

3 — Trotz täglich sinkenden Corona-Zahlen sieht es in den mit Glaswänden verstellten Studios von «Club», «Arena» und so weiter immer noch aus wie in Besuchsräumen einer renovierungsbedürftigen Strafanstalt. Noch während der Abspann der «Arena» lief, zog Sandro Brotz bis am letzten Freitag hektisch eine Maske aus seinem Stehpültchen. So, dass es die Zuschauer noch mitbekommen konnten. Heuchlerisch.

Frage: Haben Sie in den Studios von Anne Will, Sandra Maischberger oder Maybrit Illner jemals Glaswände oder Masken entdeckt? Selbstverständlich nein. Abstand halten ja.

Wundert sich überhaupt noch jemand, dass SRF am laufenden Band Aushängeschilder aus allen Bereichen davonlaufen?

René Hildbrand ist Journalist und Buchautor. Er war 27 Jahre lang beim *Blick* und danach Chefredaktor der Zeitschrift *TV-Star*.

Trau, schau, wem

Pünktlich zum längsten Tag des Jahres sind auch die Wahlprogramme fertig geworden.



Alle Programme der politischen Parteien in Deutschland – bis auf das der AfD – übertreffen sich darin, die negativen Folgen des menschengemachten Klimawandels zu beschwören und sich in starken Worten zum 1,5-Grad-Ziel des Pariser Klimaabkommens zu bekennen. Kein Programm äussert sich konkret dazu, wie man die Umgestaltung zu einer CO₂-freien Wirtschaft in nur wenigen Jahrzehnten hinbekommen will und was das in Deutschland für den Konsumenten, die Industrie, für den Lebensstandard und die Arbeitsplätze bedeutet. Kein Programm äussert sich dazu, was es bedeutet, wenn grosse Teile der Welt dem deutschen Beispiel nicht folgen. Das ist ja die überwiegend wahrscheinliche Entwicklung. Dann wäre die deutsche Industriebasis durch die deutsche Politik zerstört oder stark beschädigt worden, und die befürchtete Erderwärmung gäbe es trotzdem.

Hilflos wirken fast alle Aussagen zur künftigen Lastenteilung. Union, SPD und Linke wissen immerhin genau, dass der deutsche Konsument und Verbraucher die Zeche nicht zahlen soll. Linke und SPD wissen darüber hinaus, dass vor allem die Reichen zahlen sollen. Darum wollen sie höhere Einkommen- und Vermögensteuern. Die Linke geht dabei aufs Ganze: Mit fünf Prozent jährlicher Vermögensteuer ab einem Vermögen von 50 Millionen Euro plant sie nicht weniger als die stufenweise Enteignung der deutschen Familienunternehmen. So sieht Politik aus, wenn man sich auf eine Existenz unterhalb der Fünf-Prozent-Grenze einrichtet. Ganz so radikal ist die SPD nicht, dafür fordert sie für die Zukunft mög-

lichst viele Schulden um nahezu jeden Preis. Sie scheint sich des Umstandes zu schämen, dass sie mal erfolgreiche und solide Finanzminister in ihren Reihen hatte.

Weitgehend verdrängt wird die Tatsache, dass die demografisch bedingte finanzielle Schieflage in der deutschen Renten- und Pflegeversicherung dramatisch wächst. Jetzt schon fliessen 35 Prozent des Bundeshaushalts als Zuschuss in die Sozialversicherung und für andere soziale Leistungen. Gleichzeitig bröckeln Strassen und sonstige Infrastruktur, die Bundeswehr ist kaum noch verteidigungsfähig. Auf die Kritik von Experten am fehlenden Rentenkonzept der SPD antwortete Finanzminister

Die grossen Tabuthemen Asyl, Zuwanderung und Integration werden in den Programmen nicht angerührt.

Olaf Scholz kürzlich mit Beleidigungen, während sich CDU und CSU öffentlich über die Ausdehnung der sowieso unfinanzierbaren Mütterrente stritten.

Die grossen Tabuthemen Asyl, Zuwanderung und Integration werden in den Programmen nicht angerührt. Grüne, Linke und SPD wollen im Ergebnis die Grenzen für alle öffnen und so die Zahl derer maximieren, die sich am Tisch des deutschen Sozialstaats versammeln. Alle Programme – ausser jenem der AfD – legen intensive Bekenntnisse zu Europa ab, aber es fehlen konkrete Reformperspektiven.

Die FDP trifft in ihrem Programm die weittragende Festlegung, dass sie in keine Regierung eintreten wird, die Steuern und Abgaben erhöhen will. Daran wird sie sich messen lassen müssen, wenn sie nicht als Umfaller gelten will. Auch die Union hat in ihrem Programm den Verzicht auf höhere Steuern und Abgaben gelobt. Solche Festlegungen werden sich am Wahltag auszahlen. Der Union und der FDP kann man schon heute ein gutes Ergebnis prognostizieren. Die Grünen werden sich fügen müssen, wenn sie mitregieren wollen.

Das Problem ist nur: Die Einhaltung der Schuldenbremse, der Verzicht auf höhere Steuern und Abgaben und die absehbaren Lasten der gesetzlichen Rentenversicherung zehren zusammen jeden Spielraum in den öffentlichen Finanzen auf. Gänzlich unklar ist, wie da noch der Umstieg auf CO₂-freies Wirtschaften finanziert werden soll.

Ich habe allerdings den Eindruck, dass das die Wahlkämpfer überhaupt nicht stört. Sie wollen erst einmal die Wahl gewinnen, und sie können sich jederzeit ein Beispiel an Angela Merkel nehmen: In der Atompolitik, in der Steuerpolitik, bei der Einwanderung und bei allen grossen wichtigen Themen legte sie das eigene Wahlprogramm aus dem Jahr 2005 ungelesen beiseite und tat sechzehn Jahre lang das genaue Gegenteil.

Merke: Politische Programme sind dazu da, die Bürger zu betören. Mit der gelebten Wirklichkeit von Politik haben sie wenig bis nichts zu tun. Darum gilt stets das Wort des ehemaligen Bundespräsidenten Heinrich Lübke: Trau, schau, wem.



Monarchische Vergangenheit: Kantonshauptort Neuenburg.

Preussenkönigs schönes Stück Schweiz

Neuenburg war einst Schweizer Kanton und preussisches Fürstentum zugleich. Dann wurde das Band zerschnitten. Einige Neuenburger wollen es reparieren.

Christophe Büchi

Es gehört zur barocken Vielfalt der Schweiz, dass sie einen französischsprachigen Kanton umfasst, der bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl Teil der Eidgenossenschaft als auch preussisches Fürstentum war. Wie dieser Zwitter zustande kam – und vor allem wie er endete und was heute von ihm übrig geblieben ist –, davon soll hier die Rede sein.

Unter den 26 Schweizer Kantonen – notabene: Der Begriff «Halbkantone» ist aus der Bundesverfassung verschwunden – ist Neuenburg einer der faszinierendsten. Obwohl klein an Einwohnerzahl und an Fläche (176 000 Einwohner, 803 km²), vereint dieser Kanton, dessen französischer Name Neuchâtel lautet (ausgesprochen als «Nö-schatel») und der in Deutschland meist hybrid als «Neu-Châtel» bezeichnet wird, auf kleinem Raum eine Reihe von topografischen, politischen und kulturellen Gegensätzen, wie sie sonst nur selten zu finden sind.

Schon die Landschaft besteht aus Kontrasten. Hier das milde Ufer des Neuenburgersees, wo der Betrachter in südlicher Richtung ein weites

und liebliches Panorama erblickt, das aus wellenförmig aufsteigenden Hügeln, aus Voralpen und Alpen besteht. Gleich hinter dem Seegestade beginnt aber eine düstere und auf den ersten Blick abweisende Landschaft aus Tannenwäldern und Weiden, über der sich ein zumeist bewölkter Himmel wie ein drückender Deckel wölbt. Es ist eine karge Welt, kalkreich und wasserarm, mit stürmischen Höhen und windigen Tälern, in der aber erstaunlich weltoffene Menschen leben, die in einer der internationalsten Wirtschaftsbranchen überhaupt, der Uhrenindustrie, weltweit zu den Besten gehören.

Hochburg der Arbeiterbewegung

Auch politisch ist Neuenburg ein Kanton der Widersprüche und überraschenden Wendungen. Ein aktuelles Beispiel: Bei den letzten Kantonalwahlen haben sich die Neuenburger den Spass geleistet, den Freisinnigen die Regierungsmehrheit anzuvertrauen (drei von fünf Sitzen) – und dies zu einer Zeit, da die Liberalen allenthalben in der Defensive sind.

Doch gleichzeitig wählte der kantonale Souverän ein Parlament, in dem die Frauen eine satte Mehrheit stellen (58 von 100 Sitzen) – womit Neuenburgs Reputation als neuerungsfreundlicher Pionierkanton wieder poliert wurde.

Erst recht in der Vergangenheit war Neuenburg von scharfen politischen Gegensätzen geprägt. Der Kanton galt lange Zeit als Hochburg der Schweizer Arbeiterbewegung und belieferte die Eidgenossenschaft regelmässig mit Mittel-links-Bundesräten. Der Freisinnige Numa Droz aus La Chaux-de-Fonds, der 1875 mit 31 Jahren in die Landesregierung gewählt wurde, ist nicht nur bis heute der jüngste Bundesrat, sondern auch der erste Arbeiter in der Schweizer Exekutive. Von 1970 bis 1993 war die SP Neuenburg mit Pierre Graber, Pierre Aubert und René Felber nonstop im Bundesrat vertreten. Die schöne Tradition nahm ein abruptes Ende. 1993 wurde Francis Matthey, erneut ein Neuenburger SP-Mann, in den Bundesrat gewählt. Doch musste er seine Wahl auf Geheiss der Partei refüsieren, um einer Frau Platz zu machen.

Dies ist aber nur ein Gesicht dieses janusköpfigen Kantons. Lange Zeit deckte sich der geografische Gegensatz hier mit einem politischen. Vereinfacht gesagt (aber die Dinge liegen nicht ganz so einfach): Unten war man eher rechts. Hier gab es – und gibt es teilweise noch – eine Oberschicht, deren Vertreter preussische Adelstitel trugen – de Chambrier, de Pourtalès, de Pury, de Rougemont und de Meuron sind einige der Namen – und die mehrheitlich konservativ tickten. Oben dagegen war man mehrheitlich links und fortschrittlich, zelebrierte die antimonarchistische Revolution von 1848 und die Befreiung vom preussischen Joch: «Denk' ich an Preussen in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht.»

Königstreu bis tief ins 19. Jahrhundert

Ja, Preussen – Traum oder Trauma? An den anderthalb Jahrhunderten der preussischen Herrschaft über «Neu-Châtel» scheiden sich auch heute noch die Geister, sofern sie über geschichtliches Bewusstsein verfügen. Viel Preussen scheint allerdings in Neuenburg nicht überlebt zu haben. Wer heute den Kanton bereist, stösst kaum auf Spuren seiner preussischen Vergangenheit, während die weit fernere Reformationszeit noch sehr präsent ist. Kein öffentlicher Platz, keine Strasse erinnert an die immerhin anderthalb Jahrhunderte umspannende preussische Epoche, keine Statue und kein öffentliches Gebäude verweist auf einen der sechs Könige von Preussen, die von 1707 bis 1848 (oder in preussischer Lesart: 1857) Landesherrn waren. Ein Mantel des Vergessens ist über diese Vergangenheit gebreitet.

Immerhin: Ein Hotel in der Kantonshauptstadt, das sich «La Maison du Prussien» nennt, und im Juraweiler Les Bayards das Restaurant «Au Grand Frédéric», dessen Wirtshausschild Friedrich den Grossen hoch zu Ross zeigt, zeugen von einer Epoche, die den Kanton mehr geprägt hat, als es vielen lieb ist. In Privathäusern

und Museen findet man einige weitere Zeugnisse der alten Zeit.

Im Neuenburger Kantonsmuseum hängt ein grosses Gemälde von Friedrich I., König in Preussen, Grossvater des «Grossen Fritz». Im Ortsmuseum von La Sagne sind weitere Gemälde, unter anderem von Friedrich Wilhelm III., zu sehen, wie auch der mit dem preussischen Adler versehene Stab des letzten Richters, der vor Ort im Namen des Königs von Preussen Recht gesprochen hatte. «Als die Freisinnigen 1848 an die Macht kamen, forderten sie das Justizszepter zurück», erklärt Laurent Huguenin, der das Museum betreut. «Aber La Sagne vergass, den Stab zurückzugeben, und die Kantonsregierung vergass, ihn zurückzufordern, denn sie hatte anderes zu tun.» Das Hochtal von La Sagne südlich von Le Locle war bis tief ins 19. Jahrhundert königstreu, was zeigt, dass die ideologischen Trennlinien nicht genau entlang den geografischen verliefen.

Trotz diesen musealen Spuren hat der Besucher das Gefühl, den meisten Neuenburgern sei ihre deutsche und monarchische Vergangenheit kaum bewusst – oder etwas peinlich. Wie eine ehrbare Dame, welche die Sünden der Jugendzeit aus ihrem Lebenslauf tilgt, scheint die Republik Neuenburg bemüht, ihren preussischen Seitensprung im Strom des Vergessens zu versenken. Dabei ist diese Ära eine komplexe Angelegenheit, die man besser nicht in Schwarz und Weiss malt, sondern in vielen Abstufungen von Grau.

Freiwillig untertan

Wie ist das eidgenössische Neuenburg zu Preussen gekommen oder Preussen zu Neuenburg? Dies ist eine lange Geschichte, die bis in die Reformationszeit zurückreicht. Eines aber muss gleich zu Beginn gesagt werden: Neuenburg wurde nicht etwa von den Preussen erobert. Es hat sich selbst dem König von Preussen an die Brust geworfen.

Gehen wir zurück. Im Hochmittelalter gehörte die Stadt Neuenburg mitsamt Umgebung einem örtlichen Adelsgeschlecht. Das Geschlecht starb im 14. Jahrhundert aus. Sein berühmtester Spross war Graf Rudolf von Neuenburg, ein bedeutender Minnesänger, der im 12. Jahrhundert in deutscher Sprache dichtete. Danach ging die Grafschaft an das süddeutsche

Wie eine ehrbare Dame, welche die Sünden der Jugendzeit aus ihrem Lebenslauf tilgt.

Haus von Hochberg, später an die von Freiburg, noch später an das französische Geschlecht der Orléans-Longuevilles.

Im 16. Jahrhundert verschmolz die Grafschaft mit der Herrschaft Valangin, die den heutigen oberen Kantonsteil umfasste. Der Neuenburger Jura war bis ins Hochmittelalter ein unbewohntes, waldiges Land, in dem sich Wolf und Füchse gute Nacht sagten. Doch nach und nach wurde die Gegend von Kolonisten besiedelt, die von der Tiefsteuerpolitik der örtlichen Herren angelockt wurden. In der gleichen Periode geschah noch etwas anderes, was für die Neuenburger Geschichte tiefreichende und dauerhafte Folgen haben sollte: Neuenburg wurde reformiert. Dies war vor allem dem Einfluss der benachbarten Stadtrepublik Bern zuzuschreiben, die nach Westen und in den Jura expandierte und sich chronisch in die Neuenburger Politik einmischte.

Konfession war entscheidend

1707 starb die Neuenburger Landesfürstin, Marie de Nemours, ohne einen unbestrittenen Erben zu hinterlassen. Das Gericht der Neuenburger Drei Stände, das das Privileg besass, den neuen Landesfürsten zu wählen, eröffnete ein Nachlassverfahren, zu dem nicht weniger als neunzehn Bewerber aus europäischen Adelshäusern antraten. Nach einem langwierigen Verfahren, in dem reichlich Bestechungsgelder flossen, entschied sich das Gericht für Preussens König Friedrich I. als neuen Landesherrn. Er durfte sich künftig, neben allen anderen Titeln, «Fürst von Neufchâtel und Graf von Valangin» nennen.

Weshalb diese überraschende Wahl, wo sich doch Ludwig XIV. für einen französischen Nachfolger einsetzte? Der Einfluss von Bern und die Konfession spielten eine entscheidende Rolle. Die reformierten Neuenburger wollten keinen französischen Fürsten und schon gar keinen, der vom französischen König protegiert wurde: Die Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes 1685 durch den Sonnenkönig und die Vertreibung der Hugenotten hallten nach. Der preussische König war calvinistisch – und vor allem war er weit weg. Zudem verpflichtete er sich, die Freiheitsrechte der Neuenburger zu respektieren. >>>



Überraschende Wahl:
König Friedrich I.



Hinweis auf frühere Zeiten:
«Maison du Prussien» in Neuenburg.

Und so kam Neuenburg zu Preussen – oder genauer gesagt: zur preussischen Krone. Denn das französischsprachige Fürstentum gehörte nie eigentlich zum preussischen Territorium, und preussische Gesetze galten hier nicht. Mit anderen Worten: Neuenburg war nur locker durch Personalunion mit Preussen verbunden. Dessen König begnügte sich damit, einen Gouverneur einzusetzen und die nicht unerheblichen Steuererträge einzukassieren.

Win-win-Situation

Das Fürstentum Neuenburg florierte im 18. Jahrhundert. Eine reiche Oberschicht, die zu einem guten Teil von eingewanderten Hugenottenfamilien abstammte, wurde im Handel mit Spitzen und Indiennes (bedruckte Baumwollstoffe), teilweise auch im transatlantischen Dreiecks- und Sklavenhandel sowie in der Produktion von Zucker, Kaffee und anderen Kolonialwaren wohlhabend. Dabei profitierte sie von ihrer Integration in das, was Wirtschaftshistoriker als «calvinistische Internationale» bezeichnen, und von guten Kontakten zu Handelsstädten wie Frankfurt, Amsterdam und London.

Gleichzeitig pflegte diese vor allem nach dem Atlantik ausgerichtete Oberschicht ihre Beziehungen zum preussischen Königshof. Ein Beispiel hierfür ist David de Pury, der in London das Finanz- und Handelsgeschäft erlernt und die britische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Er machte im transatlantischen Handel ein Riesenvermögen, besass Plantagen und war Teilhaber einer portugiesischen Handelsfirma, die auch Sklaven besass. Er wurde 1785 vom preussischen König geadelt und durfte sich fortan «Baron» nennen. Er vermachte einen Grossteil seines immensen Vermögens seiner Heimatstadt. Seine

Im oberen Kantonsteil wollte man den preussischen Zopf endgültig abschneiden.

Statue steht im Neuenburger Stadtzentrum. Antikolonialistische Petitionäre fordern jetzt die Entfernung der Statue, bisher allerdings erfolglos.

Die enge Verbindung zum preussischen Königshof öffnete den Neuenburger Frühkapitalisten, aber auch der sich entwickelnden Uhrenindustrie im Oberland den preussischen und zeitweise den russischen Markt. Die Nähe zu Preussen war für Neuenburg lange Zeit das, was man neudeutsch als Win-win-Situation bezeichnet. Doch nach der Französischen Revolution ertönte vor allem im oberen Kantonsteil der Ruf nach Liberté und Egalité sowie nationaler Souveränität. Die Oberhoheit des fernen Königs von Preussen wirkte anachronistisch. 1804 vergab König Friedrich Wilhelm III. das

Fürstentum an Napoleon, im Austausch gegen Hannover. Nach Napoleons Sturz 1814 wurde Neuenburg als 21. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen, doch gleichzeitig verlangte der König von Preussen sein Fürstentum zurück. Der Wiener Kongress sprach hierauf ein salomonisches Urteil: Neuenburg war künftig eidgenössischer Kanton und preussisches Fürstentum zugleich.

Fisch und Vogel: Diese transgenetische Kreation war nicht überlebensfähig. Im oberen Kantonsteil wollte man den preussischen Zopf endgültig abschneiden. 1831 kam es zu einem ersten Putsch, der aber abgewehrt wurde. Im Revolutionsjahr 1848 war es dann so weit: Am 1. März marschierte ein radikaler Trupp aufs Neuenburger Regierungsschloss und setzte die königstreue Regierung ab. Der König von Preussen protestierte. Aber weil er mit seiner eigenen Revolution beschäftigt war, blieb es bei den Protesten.

Rückkehr der Vergangenheit

Bei den Königstreuen wurde komplottiert und eine Restauration der alten Verhältnisse angestrebt. 1856 kam es zum royalistischen Gegenputsch, der aber blutig niedergeschlagen wurde. Der König von Preussen machte hierauf mobil, was wiederum die Eidgenossenschaft bewog, einen General zu wählen. Die europäische Politik mischte sich ein. Und in einer internationalen Konferenz in Paris wurde unter Vermittlung von Napoleon III., der einen Teil seiner Jugend im Thurgau gelebt hatte und dem die Schweizer Verhältnisse eine Herzensangelegenheit waren, der Neuenburgerhandel abgeschlossen. Die Eidgenossenschaft verzichtete darauf, den Putschisten den Prozess zu machen. Im Gegenzug verzichtete

der König auf seine Souveränität, durfte sich aber weiterhin «Prince de Neuchâtel et Comte de Valangin» nennen.

Nach und nach wurde die preussische Epoche in Neuenburg aus dem kollektiven Bewusstsein verdrängt. Erst 2013 machte eine grosse Ausstellung im Neuenburger Kunstmuseum die Epoche wieder zum öffentlichen Thema. Eine der beiden Kuratorinnen, die Kunsthistorikerin Elisabeth Crettaz-Stürzel,

Viele Neuenburger Aristokratenöhne dienten Preussen als Offiziere.

ist seither bemüht, das Interesse am Thema wachzuhalten. Denn die Verbindungen zwischen Berlin und Neuenburg, erklärt sie im Gespräch, waren viel enger, als dies gemeinhin angenommen wird: «Der preussische Neuenburger Adel, der mit dem bernischen Patriziat verbandelt war, war am Berliner Königshof sehr präsent.» Viele Neuenburger Aristokratenöhne dienten Preussen als Offiziere.

Auch kulturell liess man sich von Berlin inspirieren. Ein überraschendes Beispiel: Die Schlösser Schadau, Oberhofen und Hünegg am Thunersee, die von Neuenburger «Preussen» in den 1840er Jahren erbaut wurden, waren vom romantischen Burgenstil, der am preussischen Königshof gepflegt wurde, stark beeinflusst. Zudem wurden familiäre Bande zwischen Berlin, Neuenburg und Bern geknüpft. Prominentes Beispiel: Die Mutter von Theobald von Bethmann Hollweg, der von 1909 bis 1917 als deutscher Reichskanzler amtierte, war eine Neuenburger Aristokratin, Isabelle de Rougemont-de Pourtalès. Die Hochzeit seiner Eltern hatte 1853 auf Schloss Oberhofen am Thunersee stattgefunden.

Die Kunsthistorikerin Crettaz-Stürzel möchte die alten Bande zwischen Neuenburg und Berlin wieder enger knüpfen. Die Vereinigung «Association Neuchâtel-Berlin» ist zurzeit an einer Fundraising-Kampagne. Ziel ist es, das Dossier Neuchâtel, das im Berliner GStA PK (Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz) schlummert, wissenschaftlich aufzuarbeiten. Die deutschen Partner haben bereits zugestimmt. Die Initianten hoffen, dass bald zwei zweisprachige Bearbeiter mit der Arbeit beginnen können.

Mittelfristig wollen sie auch mit einem Künstlertausch zur Restaurierung der alten Achse Berlin–Neuenburg beitragen. Zu einer Zeit, da die kulturellen Beziehungen zwischen dem deutschen und dem französischen Sprachraum schwächeln, bietet sich den Neuenburgern vielleicht eine neue Profilierungsmöglichkeit.

Ist die Vergangenheit demnach doch nicht ganz vergangen? Die Zukunft wird es weisen.



WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Deutschlands letzte Liberale

Alice Weidel ist die Oppositionsführerin in Berlin.

Das Establishment tut alles, um eine inhaltliche Debatte mit ihr zu vermeiden.

Alex Baur

Das Urteil des Berliner Verwaltungsgerichts vom 16. Juni hätte viel Stoff für Kontroversen geboten. Wenige Wochen nach der Ernennung von Alice Weidel zur Spitzenkandidatin der Alternative für Deutschland (AfD) bestätigte das Berliner Verwaltungsgericht eine Busse des Bundestages über 396 016 Euro gegen die AfD. Im Zentrum der Affäre, die auf den Wahlkampf 2017 zurückgeht: Alice Weidel. Sie nahm damals eine persönlich an sie gerichtete Spende über 132 000 Euro aus der Schweiz vorerst entgegen und liess diese auf ihrem Konto stehen. Offenbar befürchtete man rechtliche Probleme. Sieben Monate später schickte sie das Geld an den Absender zurück.

Inkarnation der Widersprüche

Als die Geschichte 2019 bekannt wurde, war die Spende längst retourniert. Der Bundestag verknurrte die AfD trotzdem zur Höchstbusse im dreifachen Betrag. Man hätte sich nun fragen können, warum man die seit Jahren gärende Affäre just im derzeit herrschenden Wahlkampf platzen liess. Juristisch steht das Verdikt auf wackeligem Fundament. Die zuständige Staatsanwaltschaft in Konstanz hat bislang kein Strafverfahren eröffnet. Denn persönliche Spenden an Kandidaten unterstehen nicht denselben scharfen Regelungen wie Parteispenden.

Weil das persönlich an Alice Weidel adressierte Geld über die Parteikasse einbezahlt wurde, geht der Bundestag trotzdem von einer deklarationspflichtigen «Parteispende» aus. Diese Auslegung mutet formalistisch an. In analogen Fällen war der Bundesgerichtshof schon zum gegenteiligen Schluss gekommen. Man hätte auf jeden Fall auch darüber streiten können, ob die Höchstbusse wirklich angemessen war. Wie hätte man die AfD bestraft, wenn sie das Geld behalten hätte?

Doch solche Fragen werden in den deutschen Medien gar nicht erst diskutiert. Wenn es um die Alternative für Deutschland geht, gibt es keine Widerrede. AfD-Gedankengut wird behandelt wie ein hochansteckendes, gefährliches Virus, mit dem der anständige Bürger gar nicht erst in Berührung kommen darf. Wer nicht auf Distanz geht, landet in Quarantäne bei den ewigen Nazis.

Die herrschende Mehrheit lässt die Oppositionspartei mittlerweile sogar offiziell vom Nachrichtendienst bespitzeln. Und wer einmal für AfD-positiv befunden wurde, der muss schon tätige Reue leisten, bevor er aus der sozialen Verbannung entlassen wird. Frauke Petry, einstiges AfD-Aushängeschild, hat das soeben getan, in Form eines Buches, einer gnadenlosen Abrechnung mit ihren ehemaligen Weggefährten.

Auch der Spendenwirbel um Weidel geht auf eine interne Ranküne zurück. Eine «verprellte Funktionärin», welche die Transaktionen veranlasst hatte, ging nach ihrem unfreundlichen Abgang mit den Kontoauszügen an die Medien. So steht es zumindest in den Akten, welche die *Weltwoche* einsehen konnte (Nr. 27/20, «Jositsch hilft Weidel»). Das ist nicht untypisch für die AfD. Die internen Animositäten sind mindestens so aufreibend wie der Druck von aussen.

Im Zentrum dieses Orkans steht Alice Weidel: Vorsitzende der Bundestagsfraktion, Oppositionsführerin und Sprecherin des AfD-Landesverbandes Baden-Württemberg, ehemalige Managerin, Mutter von zwei Kindern, die sie in Lebensgemeinschaft mit der in Sri Lanka geborenen Schweizer Filmemacherin Sarah Bossard grosszieht. Journalistisch betrachtet, gibt es keine spannendere Politikerin in Deutschland. Im wahrsten Sinne des Wortes. Alice Weidel ist gleichsam die Inkarnation der Widersprüche und Brüche, welche die Bundesrepublik in ihrem Innersten erschüttern. Und doch wird Weidel von den meisten Medien nach Möglichkeit gemieden. Lieber befasst man sich

mit den Grünen, die gerade mal 9 Prozent der Stimmen hinter sich vereinen.

Alle schwärmen von Homo-Gleichberechtigung – Weidel lebt diese und spottet über den «Genderwahn». Alle verdammen den Rassismus – Weidel lebt mit einer dunkelhäutigen Partnerin zusammen und plädiert für eine strikte Begrenzung der Zuwanderung. Alle loben offene Grenzen – Weidel lebt im angrenzenden Ausland und fordert mehr Grenzkontrollen. Das sind Widersprüche, die einer erst ertragen muss. Vor allem wenn man der AfD angehört.

Die 42-Jährige geht zielsicher ran, wo es richtig weh tut, wo jeder normale Politiker auf Abstand geht. Viele Deutsche ahnen längst, dass Energiepreise, Klimapanik, Massenzuwanderung und Euro-Verschuldung in eine wirtschaftliche Katastrophe führen. Weidel und ihre AfD wagen als Einzige eine fundamentale Kritik in diesen Tabuzonen. Und natürlich war es die AfD, die als einzige Partei in Deutschland scharf gegen die Vermummungs- und Lockdown-Politik der Regierung Merkel opponierte. Die AfD mag eine Minderheit vertreten, doch sie sprach damit sicher mehr als jenen 12,6 Prozent Bundesbürgern aus dem Herzen, die ihr 2017 ihre Stimme gaben.

Doppelmoral im linken Milieu

Alice Weidel wurde Ende Mai neben Tino Chrupalla in einer Urabstimmung von der AfD-Basis zur Spitzenkandidatin erkoren. Der Wahl ging ein erbitterter Showdown zwischen Weidel und dem ebenfalls in Baden-Württemberg beheimateten Parteivorsitzenden Jörg Meuthen voraus. Es war eine Richtungswahl. Meuthen steht für eine Einmischung der AfD und eine scharfe Abgrenzung gegen alles, was nach «rechts» oder «Volk» riechen könnte; Weidel steht für den rechten Flügel, der inzwischen auch den Austritt Deutschlands aus der EU (Dexit) ins Parteiprogramm gedrückt hat. Sie gewann die Ausmarchung mit 71 Prozent Zustimmung.

Ich traf Alice Weidel im letzten August zufällig an einem privaten Anlass in Zürich, zusammen mit ihrer Lebenspartnerin Sarah Bossard. Ich wusste, dass die beiden ihre gemeinsamen Kinder in Biel BE grossgezogen





Die Tabuthemen sollen endlich auf den Tisch: AfD-Chefin Weidel.

hatten, in einem linksalternativen Milieu. Nachdem Weidel 2017 ihre Spitzenkandidatur bei der AfD bekanntgegeben hatte, wurde die kleine Familie in diesem Umfeld völlig isoliert. Die beiden zogen darauf mit den Kindern in die Innerschweiz. Wie mir Weidel an jenem Abend eindrücklich schilderte, war es damals noch viel übler. Die Angriffe im Bieler Justemilieu waren nicht gegen sie gerichtet, sondern vor allem gegen ihre Kinder und gegen ihre

Man kann es auch positiv sehen: Wer so gefürchtet wird, muss etwas auf dem Kasten haben.

Partnerin. Die arrivierte Filmerin, die unter anderem Erfolgsprojekte wie «Sennentunt-schi», «Traumland» oder «Die göttliche Ordnung» produziert hatte, bekam in der Folge auch keine Aufträge mehr.

Ich hätte diese verstörende Geschichte um die bornierte Doppelmoral im linksalternativen Milieu gerne recherchiert und niedergeschrieben. Doch Weidel und Bossard wollten ihr Privatleben schützen. Das ist verständlich. Zumal sich eine Frage aufdrängte, die mich noch mehr interessierte als die Intoleranz der Supertoleranten: Darf ein gleichgeschlechtliches Paar den Kindern den andersgeschlechtlichen Elternteil vor-

enthalten? Weidel und Bossard haben das nicht getan. Sie bestehen sogar darauf, dass ihre Söhne den Kontakt zu ihren biologischen Vätern pflegen. Doch mehr wollen sie dazu nicht sagen.

Bemerkenswert auch: Es war Bossard, die Weidel dazu motivierte, in die Politik zu gehen. Es muss um das Jahr 2013 gewesen sein. Die beiden hielten sich in der Frankfurter City auf, wo Weidel als Finanzmanagerin arbeitete. Die gebürtige Sri Lankerin regte sich über die Verslumung der Innenstadt und den Zerfall deutscher Werte wie Respekt, Sauberkeit und Ordnung auf. Und sie fand, man müsse etwas dagegen unternehmen. Es war die Zeit, als die AfD von ordoliberalen Wirtschaftsprofessoren gegründet wurde. Im Zentrum standen der Euro und die Staatsverschuldung. Das war Weidels Terrain. Doch Bossard beharrte darauf, dass man Themen wie Migration, Kriminalität, Religion und nationale Identität nicht ignorieren dürfe.

Mit flinker Hand

Bei unserem spontanen Treffen zeigte sich Alice Weidel von einer herzlichen und gewinnenden Seite. Welch ein Kontrast zu der knallharten, stets misstrauisch lauenden Kämpferin, die ich einige Wochen später in Berlin zwei Tage lang durch den Bundestag begleitete. Der Machtkampf mit Parteichef Meuthen lief auf Hochtouren. Weidel verbrachte die meiste Zeit

am Handy, tippte mit flinker Hand eine Nachricht nach der anderen auf den Touchscreen. Es war völlig aussichtslos, ihr ein brauchbares persönliches Statement zu entlocken. Ich legte die grosse Weidel-Repo auf Eis.

Alice Weidel wuchs im ostwestfälischen Harsewinkel mit zwei Geschwistern in einer gutbürgerlichen Familie auf. In Bayreuth schloss sie 2004 ein Studium in Volks- und Betriebswirtschaft als Jahrgangsbeste ab. Bestnoten (summa cum laude) gab es später auch für ihre Doktorarbeit über das chinesische Rentensystem. Neben ihrer Karriere als Finanzanalystin bei Goldman Sachs und Allianz Global Investors lernte die Hochbegabte en passant Chinesisch.

Das ideologische Fundament von Alice Weidel ist nachzulesen in ihrem Buch «Widerworte – Gedanken über Deutschland». Es ist das klassische republikanisch-liberale Programm – das Gegenteil von populistisch und erst recht von totalitär. Im Zentrum steht der eigenverantwortliche und mündige Bürger, der Schutz des Eigentums wird hochgehalten, die Staatsmacht hat eine subsidiäre Funktion und ist im Zweifel zurückzubinden. Aus Schweizer Sicht ist es in etwa das freisinnige Programm, das den Bundesstaat nach 1848 hundert Jahre lang prägte. Für Deutschland, wo der bürgerliche Liberalismus stets ein Schattendasein fristete, käme diese Politik allerdings einer Revolution gleich.

Liberalismus als Tarnkappe?

Die politische Selbstdeklaration von Alice Weidel steht in einem eklatanten Widerspruch zum braunen Image, welches die deutschen Medien ihr und vor allem ihrer Partei verpasst haben. Ist der gepredigte Liberalismus etwa nichts mehr als eine Tarnkappe, die vom wahren Inhalt ablenken soll? Oder ist es einfach eine billige Masche, um die Opposition auszuschalten?

Der inquisitorische Röntgenblick in die geheimen Abgründe der Seele gehört nicht zu meinen Stärken. Doch ich konnte in den Stunden, die ich mit Weidel verbrachte, aber auch in zahlreichen Reden, die ich mir angehört habe, nicht einmal den Hauch eines totalitären Ansatzes erkennen. Weidels Tiraden gegen die merkelsche Alternativlosigkeit sind ätzend. Doch sie bewegen sich innerhalb der im deutschen Polit-Betrieb üblichen Schärfeskala.

Anlässlich meines Berlin-Besuchs begleitete ich Weidel zu einer Ortsparteiversammlung in Brandenburg. Unter den zahlreichen Wortmeldungen konnte ich keine einzige ausmachen, die mich nur im Entferntesten an Rechts-extremismus erinnert hätte. Zu denken gaben mir indes der Antifa-Aufmarsch und der Polizeischutz, der bei AfD-Veranstaltungen im Raum Berlin offenbar zum Standard gehört. Alice Weidel selbst kann sich ohne Bodyguards keinen Meter im öffentlichen Raum bewegen. Man kann es auch positiv sehen: Wer so gefürchtet wird, muss etwas auf dem Kasten haben.

Inszenierte Aufregung

Das ungarische Parlament hat ein Pädophilengesetz verabschiedet, das Kinder besser vor Missbrauch schützen soll. Orbáns Regierung steht zu Unrecht in der Kritik.

Boris Kálnoky

Es vergehe buchstäblich kein Tag, sagte kürzlich Ungarns Justizministerin Judit Varga, an dem nicht Kinder Opfer sexuellen Missbrauchs würden. In Ungarn wie anderswo auch. Das Gesetzbuch sah bislang dafür Strafen vor, die viele Bürger als lächerlich empfinden. Als sich im vergangenen Jahr herausstellte, dass der Botschafter Ungarns in Peru, Gábor Kaleta, Tausende Kinderporno-Bilder auf seinem Computer gespeichert hatte, wurde er lediglich zu einer Bewährungsstrafe und einer Geldbusse von umgerechnet 1500 Euro verurteilt. Das entsprach geltendem Recht und richterlicher Praxis. In der Bevölkerung löste die Affäre allgemeine Empörung aus.

Als wenig später der Europaabgeordnete József Szájer, ein prominenter Politiker der Regierungspartei Fidesz, in Brüssel bei einer Schwulenparty erwischt wurde, verlor die Opposition keine Zeit, um das auszunutzen und Fidesz – vom Selbstverständnis her konservativ, christlich, familienfreundlich – als eine Partei von Lüstlingen zu verhöhnen.

Wahlkampfaktischer Schachzug

Die Skandale um Kaleta und Szájer waren nicht die einzigen. Zsolt Borkai, Bürgermeister der Stadt Győr und ebenfalls eine prominente Fidesz-Figur, wurde 2019 heimlich bei einer Sexorgie gefilmt und musste zurücktreten. Und der Botschafter in Thailand wurde kürzlich abberufen, weil er, wie es in den Medien hiess, einen «unvertretbaren» Lebensstil gepflegt hatte – es gebe da Parallelen zum Fall Szájer. Mehr wurde nicht bekannt, Straftaten hatte er aber offenbar nicht begangen.

All das ergab ein Imageproblem vor den Parlamentswahlen 2022. Anhänger der Opposition schilderten Fidesz genüsslich als Partei der Kinderschänder, Orgiengänger und Homosexuellen. Die Regierung von Ministerpräsident Viktor Orbán reagierte nun mit einer scharfen Gesetzesnovelle zum Schutz von Jugendlichen vor sexuellem Missbrauch.

Die Strafen für die Herstellung, Verbreitung und den Besitz von Kinderpornografie werden verschärft, Haftstrafen müssen voll abgessen

werden. Eltern und Erziehungsberechtigte erhalten Zugang zu einem Register verurteilter Pädophiler. Es funktioniert als Suchmaschine, nicht als offene Liste: Wer zum Beispiel Kinder an einer Schule hat und fürchtet, dass ein bestimmter Lehrer diese belästigt, kann dessen Namen eingeben und prüfen, ob der Pädagoge wegen Pädophilie vorbestraft ist. Aktenkundige Pädophile dürfen keine Arbeit verrichten, die sie in Kontakt mit Kindern bringt.

Dennoch geht ein Aufschrei der Empörung durch Europas Medien und Politik: Das Gesetz sei gegen Homosexuelle gerichtet. Tatsächlich

Kein Homosexueller wird wegen dieses Gesetzes ins Gefängnis kommen.

lich verbietet ein Absatz Aufklärungsunterricht beziehungsweise jeglichen Unterricht über Homosexualität für Jugendliche unter achtzehn Jahren. Kritiker bemängeln, dass damit ein unterschwelliger Zusammenhang zwischen

Homosexualität und Pädophilie suggeriert wird. Orbán und Fidesz nutzen die Empörung, um ihre liberalen Gegner – und ihre Kritiker in Brüssel – als lax im Umgang mit Kinderschändern darzustellen. Denn das Gesetz ist vor allem ein wahlkampfaktischer Schachzug, um das konservative Image der Regierungspartei nach den diversen Sexskandalen zu schützen und die Opposition zu spalten. Das ist spektakulär gelungen.

Weitgehende, aber begrenzte Rechte

Zwar sind die Oppositionsparteien nominell «vereint» und wollen bei den Parlamentswahlen mit gemeinsamen Kandidaten antreten. Aber zu diesem Gesetz hatten sie keinen gemeinsamen Standpunkt. Jobbik, die rechte und wohl grösste Oppositionspartei, die sich neuerdings als «christdemokratisch» bezeichnet, stimmte dafür. Die linken und liberalen Parteien «boycottierten» es. In Wahrheit trauten sie sich wahrscheinlich nicht, nein zu sagen zu einem Gesetz, zu dem die meisten ihrer Wähler vermutlich ja sagen würden.

Homosexuelle geniessen in Ungarn weitgehende, aber begrenzte Rechte. Sie können ihre sexuelle Orientierung frei ausleben, können eine «eingetragene Lebensgemeinschaft» eingehen, aber keine Kinder adoptieren und auch nicht heiraten. Ressentiments gegen Homosexuelle gibt es in Ungarn natürlich wie in jeder anderen Gesellschaft, aber auch nicht mehr als anderswo.

Das Pädophilie-Gesetz ist jedenfalls nicht primär gegen sie gerichtet. Kein Homosexueller wird wegen dieses Gesetzes ins Gefängnis kommen (es sei denn, er oder sie vergehe sich an Kindern). Sollte es europäischen Grundwerten zuwiderlaufen, wird der Europäische Gerichtshof ein entsprechendes Urteil fällen. Ungarn hat Urteile bisher immer umgesetzt. Sollte es aber EU-konform sein, kann das Gesetz nicht ganz so schlimm sein, wie die Medien nun behaupten.

Boris Kálnoky ist seit 2020 Leiter der Medienschule am Mathias-Corvinus-Collegium in Budapest und war davor langjähriger Ungarn-Korrespondent für mehrere deutschsprachige Medien.



HERODOT



Die Eidgenossen sind schon jetzt ein europäisches Musterland in Sachen Klimaschutz. Nirgendwo sonst sind [...] die Treibhausgasemissionen pro Kopf so niedrig. [...] Österreich produziert fast doppelt so viel [...], Deutschland mehr als das Doppelte.» Sie haben nicht ihre Klimaziele verworfen, sondern «Steuererhöhungen mit zweifelhafter Lenkungswirkung». Solche Wahrheiten vernimmt man von der SRG und unserer Tagespresse nicht; ich las sie in der österreichischen Qualitätszeitung *Die Presse*. Nicht nur Österreicher und Deutsche, sondern auch 1,4 Milliarden Chinesen produzieren (mit wachsender Tendenz) pro Kopf doppelt so viel CO₂ wie unsereins, die 330 Millionen Amerikaner gar das Dreifache. In den USA werden Häuser immer noch praktisch ohne Isolation gebaut und das ganze Jahr über verschwenderisch geheizt oder gekühlt.

Das von Volk und mehr als 80 Prozent der Kantone am 13. Juni abgelehnte Gesetz wollte uns dagegen zwingen, beim Ausstieg einer Heizung nicht nur viel teurere Wärmepumpen zu installieren, sondern alte Häuser für Zigtausende Franken zu isolieren, selbst wenn diese nach dem Ableben der betagten Besitzer vielleicht abgerissen werden. Schweizer Flugpassagiere hätten rund zehn Mal höhere CO₂-Abgaben bezahlen müssen als die Franzosen, mit denen wir zwei unserer drei Flughäfen teilen. Gutmenschlicher Übereifer mit «Swiss Finish» à la CO₂-Gesetz ist reiner Masochismus und verpufft wirkungslos. Selbst wenn wir unser ein Promille der weltweiten Emissionen auf null reduzierten, würde dies gar nichts gegen den Klimawandel und den Gletscherschwund ausrichten. Was immer wir unternehmen, ist lediglich ein so-

lidarischer Beitrag an weltweite Anstrengungen und sollte sich an diesen orientieren.

Aber Gutmenschen handeln eben häufig in naiver und kurzsichtiger Weise, ohne die komplexen Zusammenhänge und Konsequenzen zu bedenken; und da sie oft ein Monopol auf das «Gute» beanspruchen, verteufeln sie Andersdenkende, statt deren Meinungen ernst zu nehmen, was ihnen letztlich vielleicht zu besserer Einsicht verhälfe. Bei der nun abtretenden FDP-Präsidentin brachte diese Verteufelung den erwünschten Erfolg. Nachdem ein Satiriker mit grossem Echo in den Medien das Kürzel der Partei in «Fuck De Planet» umgedeutet hatte, mach-

Eine Gössi-FDP wählte man höchstens noch aus Tradition.

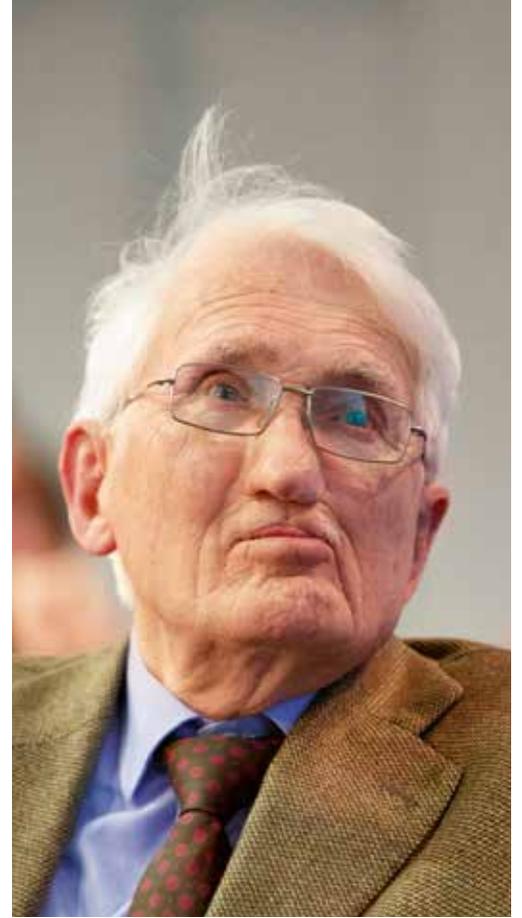
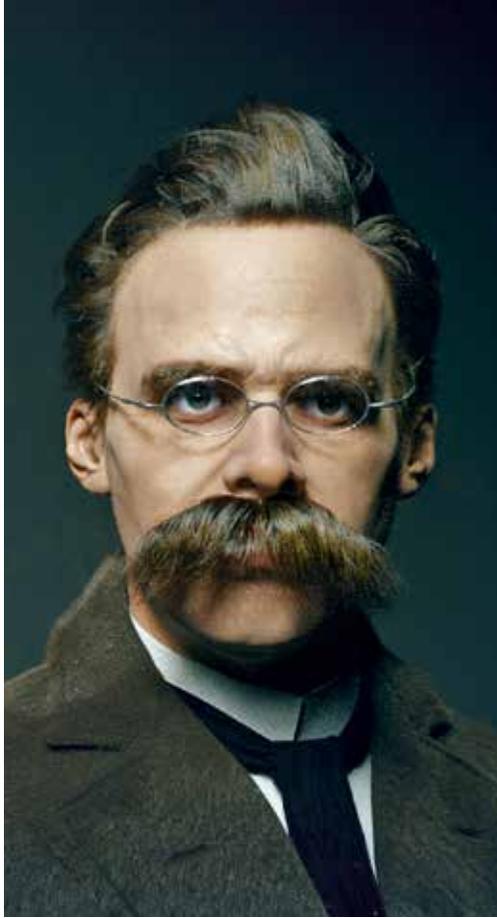
te diese verzagt eine 180-Grad-Kehrtwende beim etatistischen CO₂-Gesetz, statt beherzt liberale Werte hochzuhalten. Unter Petra Gössi hatte die Partei zuvor schon andere unglaubliche Pirouetten vorgeführt, vergleichbar nur mit den Kehrtwendungen von Angela Merkel. Es begann mit dem eklatanten Verfassungsbruch der Nichtumsetzung einer von Volk (darunter 40 Prozent der FDP-Wähler) und zwei Dritteln der Kantone angenommenen Volksinitiative (gegen Masseneinwanderung). Der nächste Akt war die überstürzte und bedingungslose Unterstützung des Rahmenabkommens auf Geheiss von Economie-suisse, obwohl dieses zuvor feierlich verkündete rote Linien der FDP verletzte.

Als FDP-Mitglied oder -Anhänger konnte man sich jeweils nur verwundert die Augen reiben. Nach der CVP (neu treffend «Die Mitte») wurde auch die FDP zur Wundertüte, bei deren Wahl

man keine Ahnung haben kann, welche Politik man damit unterstützt. Die Quittungen an der Urne blieben nicht aus. «EU-phoriker» und Klimabewegte finden bei den Grünliberalen klarere Positionen. Wer diese nicht teilt, macht die Faust im Sack oder wählt naserümpfend die SVP. Eine Gössi-FDP wählte man höchstens noch aus Tradition. Es wäre schön, wenn die neue Parteiführung den Wählenden wieder ein echt liberales und verfassungstreu Angebot zwischen den Polen machte.

Unser Verhältnis zur EU, für welches zwei FDP-Bundesräte besondere Verantwortung tragen, bietet sich dafür an. Statt die ausgetretenen Bittsteller-Pfade des (nicht) autonomen Nachvollzugs weiter zu begehen, sollten wir zurückkehren zu unseren Tugenden einer schlanken Gesetzgebung und Bürokratie, auf denen unsere Konkurrenzfähigkeit weitgehend beruht. Schweizer Exporteure können in einem Nachbarland in ihrer Muttersprache ihre Produkte mit EU-weiter Wirkung zertifizieren lassen, und KMU kann man dabei unterstützen. Wenn wir diese Zertifizierungen als gleichwertig anerkennen und unserer Wirtschaft damit eine Doppelzertifizierung ersparen, lösen sich die «technischen Handelshemmnisse» auch ohne Satellisierungsvertrag weitgehend in Luft auf. Die übrigen «Bilateralen» sind mindestens ebenso im Interesse der EU und sollten auf Augenhöhe weitergeführt werden können. Diese Erkenntnis bricht sich auch in unseren Nachbarländern bereits Bahn.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



Anstoss zu einem neuen Menschenbild: Kant, Nietzsche, Habermas (v.l.).

Der deutsche Genius

Deutsche Denker haben der Menschheit einen Kontinent erschlossen: die «Innerlichkeit». Seither blicken wir anders auf die Welt.

Peter Watson

Die schönste Eigenschaft des deutschen Menschen, auch seine berühmteste, mit der er sich selbst wohl am liebsten schmeichelt, ist seine Innerlichkeit.» Das sagte Thomas Mann (1875–1955), zweifellos der grösste deutsche Schriftsteller des 20. Jahrhunderts.

Woher rührt dieser sehr deutsche Hang zur Innerlichkeit? Er entwickelte sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Aufkommen des Pietismus, dessen Anhänger zu der Auffassung gelangt waren, dass die Kirche Martin Luthers genau jene Verwerfungen aufweise, gegen die sie ursprünglich angetreten war. In Abgrenzung zur lutherischen Orthodoxie wollte man wieder zu Frömmigkeit, zur «Reinheit des inneren Lichts» zurückfinden. Die Bewegung

stützte sich auf Männer wie den Theologen August Hermann Francke (1663–1727) mit seiner Idee der «Herzensbildung», den deistischen Philosophen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768), der die Aufgabe des Menschen im Streben nach Vollkommenheit angelegt sah, und den Pädagogen Friedrich Gabriel Resewitz (1729–1806), laut dem sich das Genie durch «anschauende Erkenntnis» auszeichnet. Unter dem Einfluss solcher Männer räumte König Friedrich Wilhelm I. dem Pietismus eine zentrale Rolle im preussischen Staatswesen ein.

Gewissen auf der Landkarte

Immer wieder haben sich deutsche Denker mit dem Thema Innerlichkeit auseinandergesetzt, zuletzt angesichts technologischer Fortschritte,

die für eine grundlegende Transformation unseres Menschenbilds gesorgt haben.

Immanuel Kant (1724–1804), der das Gewissen zwar nicht erfunden, aber doch auf der Landkarte des Geisteslebens verortet hat, holte die Innerlichkeit aus dem rein Religiösen heraus. Sein berühmter kategorischer Imperativ – Folge deinem Gewissen, handle nur nach der Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde – gab den Anstoss zu einem neuen Menschenbild, das die moderne Psychologie begründete und von der Philosophie löste. In einer religiösen Gesellschaft war Selbstbeobachtung eine absolut radikale Vorstellung. Auch der Begriff der Pflicht – gegenüber dem Staat und sich selbst – war eine sehr preussische Vorstellung.

Sigmund Freud (1856–1939) hat die Psychologie entscheidend vorangebracht. In einem Aufsatz zu Freuds 100. Geburtstag wies der amerikanische Kritiker Alfred Kazin darauf hin, dass Literatur und Kunst durch die freudsche Erkenntnis, dass die Leidenschaft eine weitaus stärkere Macht im Leben der Menschen sei als allgemein akzeptierte Moralvorstellungen, völlig neue Impulse erhalten hätten. Das Streben nach persönlichem Glück – Ziel jeder psychoanalytischen Therapie – sei die revolutionärste Errungenschaft der Moderne, eine neue Form von Selbstverwirklichung.

Ein anderer Aspekt von Freuds Vermächtnis ist der Umstand, dass wir heutzutage in einer «therapeutischen Gesellschaft» leben, in der, wie ein Historiker schreibt, «sich alle mit ihrem Ich beschäftigen. [...] Das Bemühen um Selbsterkenntnis durch Selbstreflexion gehört zum Vermächtnis der Moderne [...] Durch die Bewusstmachung des eigenen Gefühlslebens findet das Ich seinen Sinn.»

Unbehagen in der Moderne

Freud muss auch im Kontext seiner Zeitgenossen Friedrich Nietzsche (1844–1900) und Max Weber (1864–1920) verstanden werden. Nietzsche hat uns bekanntlich die Folgen der Moderne erklärt, einer Welt mit bevölkerungsreichen Städten, Massenverkehr und Massenkommunikation, in der die alten Gewissheiten sich aufgelöst haben und die seelischen Tröstungen der Religion nicht mehr zur Verfügung stehen. Laut Nietzsche ist es unmöglich, nach absoluter Wahrheit, universalen Werten und vollständiger Befreiung zu streben. Angesichts der psychologischen/philosophischen Daseinsbedingungen in der modernen Welt sehnen wir uns – vergeblich – nach den traditionellen Gewissheiten.

Nietzsche bezeichnete diese Abwesenheit von moralischer Ordnung und Orientierung als «Nihilismus»: Ereignisse haben keinen Sinn, die Geschichte folgt keinem vernünftigen Muster, es gibt nichts, worauf wir alle uns einigen können. Unsere Welt wird angetrieben von unseren inneren Bedürfnissen, nicht vom Streben nach Wahrheit. Unser zentrales Bedürfnis ist laut Nietzsche der berühmte «Wille zur Macht», und die einzige Grundlage für jedes Urteil, da alle anderen Grundlagen verschwunden sind, ist die Ästhetik – eine ganz und gar subjektive Angelegenheit.

Wenn Nietzsche vor allem für seinen Aphorismus «Gott ist tot» berühmt wurde, so ist Max Weber vor allem für sein Wort von der «entzauberten» Welt bekannt. Das Unbehagen in der Moderne ist das Produkt von Kapitalismus, Technik und rationalem Wirtschaften – mit anderen Worten, das vorrangigste Ziel ist nun, die Welt mit ästheti-

schen Mitteln zu gestalten, statt sich nur an ihr zu erfreuen.

Für Weber verlangte die Moderne auch, sich in zunehmendem Masse mit dem inneren Ich auseinanderzusetzen, was dazu führt, dass wir unsere Ideale und Werte aus uns selbst heraus schaffen müssen. «Den Sinn, der in der Welt steckt, muss der Mensch selbst finden.» Die höchsten uns leitenden Ideale können nur im Kampf mit anderen Idealen herausgebildet werden – mit anderen Worten: Alles ist in Bewegung.

Auch Martin Heidegger (1889–1976) sah Wissenschaft und Technik als Ausdruck dieses Strebens, die Natur zu beherrschen. Allerdings glaubte er, dass es in der Psyche des Men-

Wir stehen an der Schwelle eines völlig neuen Verständnisses der menschlichen Psyche.

schen noch eine andere Seite gebe, die sich in der Dichtung offenbare. Das Gedicht entzieht sich den Forderungen unseres Wollens. Der Dichter kann sich nicht vornehmen, ein Gedicht zu schreiben. Es komme ihm einfach zu. Gleiches gilt für die Leser: Sie müssen den Zauber des Gedichts auf sich wirken lassen. Weltkenntnis erwächst nicht so sehr aus Denken, sondern aus Hingabe.

Angesichts allgegenwärtiger Technik ist die Urerfahrung des Seins nicht mehr gegeben. Die poetisch-ästhetische Erfahrung der Welt wird durch Technik überwältigt.

Sache der Natur

Der letzte Vertreter auf dieser Liste namhafter deutscher Denker ist Jürgen Habermas (geb. 1929). Er macht darauf aufmerksam,

dass die neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Biotechnologie bald pränatale Genmanipulationen ermöglichen werden, so dass Eltern nicht nur im Sinne einer negativen Eugenik unerwünschte Eigenschaften (schwerwiegende Behinderungen) für das Kind ausschließen können, sondern im Sinne einer positiven Eugenik vor allem erwünschte Eigenschaften festlegen (Augenfarbe, Geschlecht, hohe Intelligenz, Musikalität). Habermas befürchtet, dass wir bereits im Begriff sind, eine Grenze zu überschreiten.

Künftig könnten Angehörige einer Generation irreversibel mit Eigenschaften einer anderen Generation (ihrer Eltern?) ausgestattet werden. Was bedeutet das für das Selbstverständnis des Menschen, für seine Sicht auf die Welt? Nach Habermas verwischt die fortgeschrittene Gentechnologie die Grenze zwischen dem Gewachsenen und dem Konstruierten, und künftige Generationen laufen Gefahr, eher Dinge als Menschen zu werden.

Dies bedroht unsere Fähigkeit, uns als autonome Individuen zu sehen, die Vorstellung einer «anthropologischen Universalität», dass also alle Menschen gleich sind. Für Habermas ist die Entwicklung der Gattung Mensch eine Sache der Natur. In diesen Prozess einzugreifen, markiert eine neue Epoche in der Menschheitsgeschichte.

Scham und Stolz

Seine Sorge ist, dass sich das Bild des Menschen von dem Ich und dem «wir» fundamental verändern wird, mit unabsehbaren Folgen für die moralischen Werte einer Gesellschaft. Es könnte dazu kommen, dass die Menschen sich nicht mehr genügen, sich nicht mehr in ihrem Körper zu Hause fühlen, ein ganz anderes Verhältnis zu Empfindungen wie Scham oder Stolz entwickeln.

Wir haben keine Körper, folgert er, wir sind Körper, und das ist ein grosser Unterschied. Wir stehen an der Schwelle eines völlig neuen Verständnisses der menschlichen Psyche, und so geblendet wir vom Fortschrittsgedanken auch sein mögen – es ist ein philosophisches und kein wissenschaftlich-technisches Dilemma.

Kant brachte die Philosophie zur Psychologie, Habermas führt die Psychologie wieder zurück zur Philosophie. Die Deutschen können eigentlich stolz darauf sein, dass sich ihre Denker immer wieder mit dem Thema Innerlichkeit beschäftigt haben. Anderswo hat man nur Augen für die glanzvollen Versprechungen der Technologie, weshalb man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht.

Peter Watson ist ein britischer Kulturhistoriker, Psychologe und Autor, unter anderem von Kriminalromanen. 2010 erschien sein Bestseller «Der deutsche Genius».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Was ist das Grundgesetz noch wert?

Eine Verfassung lebt nur in der Masse, wie sie auch mit Leben gefüllt wird.
Das Bundesverfassungsgericht entpuppt sich in der Bewährungsprobe als Totalausfall.

Milosz Matuschek

Wer mal nachzählt, wie oft in Politikervorträgen oder Sonntagsreden von Kanzlerin und Bundespräsident die Verteidigung von Demokratie, Rechtsstaat und der freiheitlich demokratischen Grundordnung gefordert, beschworen oder gelobt wird, muss sich verwundert die Augen reiben. Überall glühende Fans des Grundgesetzes, Verfassungspatrioten und Menschenrechtsaktivisten. Alle sind sie über die Parteigrenzen hinaus scheinbar selig vereint im ewigen Grundgesetz-Gottesdienst. Es ist kein Wunder: Wer mit der Verfassung argumentiert, spricht über die DNA des Verhältnisses zwischen Staat und Bürger und nimmt für sich Überparteilichkeit, Neutralität und die Verteidigung eines basalen Grundkonsenses in Anspruch. Nur: Wer meint es wirklich ernst?

Platzhalter für Alltagsmoralisten

Es gibt gerade niemanden, der das Grundgesetz der Bundesrepublik nicht lobt oder für sich in Anspruch nimmt. Und genau das ist gefährlich. Die Lobhudelei auf die Verfassung ist ein Dekadenzphänomen, eine PR-Aktion aller, die den breitesten Schulterchluss suchen, aber keine sonstige Beschwörungsformel finden, ausser immer wieder zum Beispiel Artikel 1 und die unantastbare Menschenwürde zu bemühen – und diese gerade dadurch abzunutzen und zu banalisieren. Das Grundgesetz der Bundesrepublik hat ausschliesslich Freunde und darunter eben auch viele falsche. Anstatt den Grundrechtskatalog und die mit Ewigkeitsklausel «für immer» verbürgten Staatsorganisationsgrundsätze wie Demokratie, Rechtsstaat und Föderalismus mit Leben zu füllen, werden diese Begriffe zu leer dröhnenden Platzhaltern für Alltagsmoralisten, die glauben, ihre Predigten mit etwas Verfassungsliturgie auf staatstragend polieren zu können.

Papier ist geduldig. Man kann viele schöne Sätze in Verfassungstexte schreiben. Was am Ende zählt, ist die Verfassungswirklichkeit,

also der gelebte Geist einer Verfassung. Insofern ist eine Verfassung oder das Grundgesetz (so heisst das Provisorium in Deutschland seit 1949) auch ein kulturelles Symbol. Die Verfassung ist erst dann in guter Verfassung, wenn ihr Text mit Geist gefüllt und der Wortlaut durch Gerichte immer wieder bestätigt und grosszügig interpretiert wird.

Gelebtes Verfassungsrecht ist eine kulturelle Übung, eine Art von Ritual, durch welches sich säkulare Gesellschaften selbst bestätigen; viel mehr haben moderne Gesellschaften auch kaum zur Verfügung. Solche Gesellschaften setzen denkende Bürger voraus, sich selbst entfaltende Persönlichkeiten und Rechtssubjekte, die verstanden haben, dass es bei Grundrechten nicht um Privilegien geht, die man mit dankendem Hofknicks von oben entgegennimmt. Sondern um Werkzeuge, welche die Freiheitsphäre des Einzelnen gegen einen immer wieder übergriffigen Staatsapparat verteidigen. Insofern ist der Satz des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde immer noch gültig: «Der liberale Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.»

Blanke Willkür

Papier ist allerdings auch ungeduldig. In diesem Fall ist die Rede von Hans-Jürgen Papier, dem ehemaligen Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts. Der Spitzenjurist befürchtet nicht erst seit Corona einen Niedergang des Rechtsstaates und warnt in einem Buch vor dessen Aushöhlung. Papier kritisierte mit für Verfassungsrichter überdeutlichen Worten die Aushebelung von Grundrechten und Rechtsstaat in der Corona-Pandemie und das verkehrte Verständnis des Verhältnismässigkeitsgrundsatzes sowie die fehlende Transparenz staatlicher Akteure bei der Offen-

Viele falsche Freunde.

legung der Massstäbe ihres Handelns. Überhaupt gibt es immer mehr kritische Juristen, Rechtsanwälte, Staatsanwälte und Richter, die mit Essays und Sachbüchern auf die immer desolater werdende Situation im Justizwesen hinweisen. Deutschland baut ab: als Industrienation, als Infrastrukturstandort und als Refugium von Rechtsstaatsprinzip und effektiver Verwaltung. Noch weiter ging der Staatsrechtslehrer und ehemalige Bundesverteidigungsminister Rupert Scholz, der zum Beispiel die Inzidenzwerte als blanke Willkür bezeichnete. Im Verfassungsjargon ist Willkür das genaue Gegenteil von rechtsstaatlichem Verhalten.

Sternstunden

So gross die Reputation des Grundgesetzes lange Zeit war, so gross war immer auch die Reputation des Bundesverfassungsgerichts. Keinem Verfassungsorgan vertrauen die Deutschen mehr als den sechzehn Richtern im Karlsruher Schlossbezirk, die jeden staatlichen Akt auf Betreiben eines Antragstellers auf die Verletzung spezifischen Verfassungsrechts untersuchen und verwerfen dürfen. Wenn der Staat ein entfesseltes Monster ist, ein Leviathan, dann ist das Verfassungsrecht die ihn bindende Leine, und die Verfassungsrichter sind die virtuosen Dompoteure mit eigener, gegengewichtiger Autorität. Letztlich gilt die Verfassung so, wie die Richter des Bundesverfassungsgerichts sie interpretieren. Ihre Interpretation hat allein durch ihr Wort Gewicht und Gültigkeit. Es gibt keinen eigenen Verwaltungs- und Polizeiapparat, der irgendwen zur Befolgung der Urteile zwingen könnte. Ihr Wort ist Gesetz, und zwar Grundgesetz.

Die Urteile, die in Karlsruhe gefällt wurden, kann man ohne Übertreibung als legendär bezeichnen. Urteile, so dick wie ein Buch, zu Verboten von nationalsozialistischen und kommunistischen Parteien; das Lüth-Urteil von 1958 zur Meinungsfreiheit, in welchem diese als

Die Lobhudelei auf die Verfassung ist eine PR-Aktion aller, die den breitesten Schulterchluss suchen.

schlechthin konstitutiv für die demokratische Ordnung geadelt und als Teil einer objektiven Wertordnung eingeordnet wurde; oder ein Urteil zum «Reiten im Walde», in welchem die allgemeine Handlungsfreiheit grosszügig in die Formel mündete: Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Seit Corona wünscht man sich Sternstunden des Verfassungsrechts. Es wäre dies die Zeit für neue, richtungsweisende Urteile. Diese könnten heissen: «Einsames Lesen eines Buchs auf einer Parkbank in Zeiten von Pandemien» oder «Ausgangssperren bei nicht besonders nachtaktiven Viren» oder «Zensur des virtuellen Diskurses durch Internetmonopolisten unter

staatlicher Beihilfe» oder «Geringe Aerosolverbreitung im Freien bei regierungskritischen Demonstrationen». In Karlsruhe herrscht stattdessen «Schweigen im Walde».

Das deutsche Bundesverfassungsgericht ist das mächtigste Gericht der Welt. Viele Länder beneiden Deutschland um dieses Gericht, einige eiferten ihm nach. Doch ein starkes Bundesverfassungsgericht ist auch ein Klumpenrisiko. Denn was, wenn aus einem Tiger in Zeiten der Bewährung ein Bettvorleger wird? «Recht haben und recht bekommen sind zwei Paar Schuhe», weiss der Volksmund. Der Verfassungsrechtler kennt seit je die Unterscheidung zwischen Verfassung und Verfassungswirklichkeit.

In Zeiten von Corona ist das Bundesverfassungsgericht eine einzige herbe Enttäuschung, ein Totalausfall. Spätestens seitdem der ehemalige Wirtschaftsanwalt, CDU-Abgeordnete und Merkel-Vertraute Stephan Harbarth Gerichtspräsident ist, liegt merkelscher Mehltau über dem Schlossbezirk und quarzt der Sand im Getriebe. Bisher wartet man zum Beispiel vergeblich auf Urteile in der Hauptsache zu den Corona-Massnahmen. In Karlsruhe stapeln sich die Verfassungsbeschwerden. Anders als in Eilverfahren genügt dann keine summarische Prüfung und grobe Abwägung zwischen Massnahme und Nachteilen mehr. Dann geht es ans Eingemachte. Kläger gegen die Corona-Massnahmen wie der Rechtsprofessor Dietrich Murswiek und der Medizinrechtler Carlos A. Gebauer werfen dem Gericht eine Verschleppungstaktik vor. In drei Monaten ist Bundestagswahl. Schonzeit für die Regierung und Winterschlaf für das Grundgesetz?

Schlafmützen in roten Roben

Institutionen sind keine Schönwettergewächse, Verfassungen erst recht nicht. Sie werden verdächtig, wenn sie sich nicht bewähren. Sie beschleunigen die Erosion des Vertrauens des Bürgers in den Staat, wenn sie von der Ferne wie eine Oase der Sicherheit und ein Bollwerk wirken und sich in der Stunde der Gefahr als Papiertiger oder Fata Morgana entpuppen. Die Institutionen der Wahrheitsvermittlung, allen voran Journalismus und Wissenschaft, wirken gerade dysfunktional bis asynchron, und das Bundesverfassungsgericht droht ein Schlafmützenverein in roten Roben zu werden.

Krisen müssen nicht aussehen wie ein Vulkanausbruch, sie können sich ebenso in einem langgezogenen, gummiartig wabernden Brei aus Vertröstung, Verschleppung und Ver Stolperung äussern. Ein Verfassungsgericht im Schnecken-tempo beschleunigt den Vertrauensverlust in die Verfassung direkt proportional. Oberste Richter können von Hütern der Verfassung zu ihrem Totengräber mutieren.

Nein, die Lehre aus dieser Krise muss eine andere sein. In Krisenzeiten kann und sollt man sich auf nichts und niemanden ver-

lassen. «Wenn alle Institutionen zweifelhaft oder anrühlich werden», schrieb einmal Ernst Jünger in seinem Essay «Der Waldgang», «dann geht die sittliche Verantwortung auf den Einzelnen oder, besser gesagt, auf den noch ungebrochenen Einzelnen über.» Wenn ein «Verfassungsschutz» alternative Medienportale beobachtet, weil der Verdacht besteht, sie förderten die Entfremdung zum Staat, an-

In drei Monaten ist Bundestagswahl. Schonzeit für die Regierung und Winterschlaf für das Grundgesetz?

statt sich autoritäre Politiker vorzunehmen, die ebendies tun; wenn ein «Verfassungsgericht» die Auseinandersetzung mit evidenzbasierter Wissenschaft und frei drehenden Regierungen scheut und verschleppt und Politiker verfassungsrechtliche Worthülsen verfeuern, statt den Geist des Grundgesetzes beispielhaft vorzuleben, dann muss auch dem Letzten klarwerden, dass es nur einen Hüter der Verfassung gibt. Und das ist der Souverän selbst.

Eine Verfassung ist letztlich so viel wert, wie der Einzelne bereit ist, für sie zu riskieren. In Deutschland muss dem Souverän deshalb erst noch gelingen, was Bürger anderer Länder bereits geschafft haben: die Verabschiedung einer echten Verfassung nämlich, die man sich selbst verdient und erkämpft hat.

Milosz Matuschek ist promovierter Jurist und Publizist. Er war langjähriger NZZ-Kolumnist und hat über fünf Jahre Deutsches Recht und Rechtsvergleichung an der Pariser Sorbonne unterrichtet. Zusammen mit Gunnar Kaiser initiierte er einen Appell für freie Debattenräume und publiziert den Newsletter «Freischwebende Intelligenz» (miloszmatuschek.substack.com).

20
AUSGEWÄHLTE
SPANIERINNEN
www.arthursfinest.com
ARTHUR'S FINEST
EST. 2020

Die Erzieher – (Pause) – innen

Die deutschen Funkhäuser ARD und ZDF wandeln sich zunehmend zu Anstalten der Volkserziehung.

Kurt W. Zimmermann

Vor dem Spiel Ungarn gegen Portugal schaltete das «Sportstudio» des ZDF nach Budapest. An den Reporter vor dem Stadion ging die Frage, wie das sei, «in diesen Zeiten» eine vollbesetzte Arena mit 55 000 Fussballfans anzutreffen.

Es lohnt sich, den Kommentar des ZDF-Reporters wörtlich wiederzugeben. Er ging so: «Viktor Orbán, der rechtsnationale Politiker, hat ja nicht nur etwas gegen Homosexuelle und Migranten einzuwenden. Als Fussballnarr will Orbán nun der Welt beweisen, dass er die Corona-Lage im Griff hat.»

Dass die Ungarn nur ins Stadion durften, wenn sie geimpft waren, und sich mit einem Impfstoff am Tag vor dem Spiel vor Ort registrieren mussten, wurde vom Belehrungs-TV natürlich verschwiegen. Es hätte das Framing untergraben, wonach hier ein Populist mit Menschenleben spielt.

Wetterprognose ist Nebensache

Es ist ein gutes Beispiel für den aktuellen Trend im ÖRR, wie man den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland kürzelt. ARD und ZDF entwickeln sich rasant weg von der Beschreibung der bestehenden Welt hin zur Propagierung der richtigen Welt. Journalismus ist ersetzt durch Moral. Man ist, natürlich immer möglichst *woke*, gegen den Klimawandel, für Multikulti, gegen Rassismus, gegen Unternehmer, für Identitätspolitik.

Der Vizepräsident des Deutschen Bundestags, der FDP-Abgeordnete Wolfgang Kubicki, benennt ARD und ZDF inzwischen mit einer eindeutigen Formel: Es handle sich um «Erziehungsfernsehen».

ZDF und ARD, gefüttert mit jährlichen acht Milliarden an Volksvermögen, sind heute tatsächlich weniger öffentliche Rundfunkanstalten als vielmehr öffentliche Volkserziehungsanstalten.

Zur Illustration ein paar Beispiele aus der jüngsten Zeit (wobei wir uns das beste Beispiel für die Schlusspointe dieses Artikels aufheben).

Nach gewalttätigen Mai-Demonstrationen von Linksextremisten, mit brennenden Autos und Baumaschinen, weiss das ZDF: «Ange-

sichts der Tricks von Wohnungsbesitzern platzt manchen Mietenden der Kragen.»

Dann jubelt die ARD über Mao Zedong, den mit 45 Millionen Opfern grössten Massenmörder der Geschichte. Wörtlich: «Mao hatte echten Weitblick.» Die Moderatorin streckt dazu beglückt eine Mao-Bibel in die Kamera.

ZDF-Wetterfrosch Özden Terli lässt dann die Zugspitze, den höchsten Berg im Land, in einer Animation zusammenbrechen, weil die globale Klimaerwärmung den deutschen Fels ruiniere. Die normale Wetterprognose ist nur noch Nebensache.

Logischerweise wollte auch der Greenpeace-Aktivist, der mit seinem Motorflieger vor dem EM-Spiel Deutschland gegen Frankreich zwei Personen verletzte, in Wirklichkeit nicht im Stadion protestieren. Aus Sicht des ZDF musste der Ärmste «notlanden».

Zu den tagelangen antisemitischen Demonstrationen durch islamistische Immigranten wiederum – «Scheiss-Juden!», «Juden, Kindermörder!» – wies die ARD den sogenannten impartierten Judenhass weit von sich. Das Ganze sei eine «rechte Kampagne».

Und natürlich wird gegendert auf Teufel*in komm raus. In der «Tagesschau» der ARD und besonders im «Heute-Journal» des ZDF ist die Ansage mit Lücke, dort wo der Genderstern sitzt, inzwischen zum Alltag geworden. Bei den Moderator*innen Claus Kleber und Petra Gerster jagen sich die Expert(Pause)innen, die



„Er liebt diese amerikanische Krimiserie.“

Rechtspopulist(Pause)innen und die Gäste und Gästinnen. Auch bei der G-7 treffen sich nicht mehr wie früher die Regierungschefs, sondern, wie der öffentliche Funk formuliert: «Es treffen sich die Regierenden.»

Die Pädagogik des Erziehungsfernsehens, von Klimapanik bis Antisemitismus, führt regelmässig zu Zuschauerprotesten und zu Shitstorms im Internet. Die Sender können die Kritik allerdings ziemlich ungerührt abprallen lassen, denn die Klagen kommen jeweils aus dem konservativen Lager. Oft treten AfD-Politiker wie Alexander Gauland gegen die TV-Sender an. Das ist besonders bequem. Beim Stichwort AfD ist in Deutschland auch ein gutes Argument, weil als rechtsradikal qualifiziert, gleich ruck, zuck erledigt.

«Kommandeurinnen der Hamas»

Mit ihrer links-grünen und moralisierenden Attitüde sind ARD und ZDF im politischen Mainstream dadurch ganz gut eingebunden. Sie agieren in einer Parteienlandschaft, in der sich die regierende grosse Koalition und die aufstrebenden Grünen inhaltlich immer näher kommen. Kritik aus dem Regierungslager an den zwei Funkhäusern ist selten, bei den Grünen gibt es das aus naheliegenden Gründen erst recht nicht.

Die einzige ernstgenommene Instanz, die den zwei Redaktionen regelmässig auf die Finger klopft, ist die Springer-Presse. «So machen ARD und ZDF Stimmung für die Grünen», titelte eben erst die *Bild*-Zeitung. Oder: «Wie ARD und ZDF den Impf-Fehlstart beklatschen».

So gehen den zwei Landessendern auch ihre ärgsten Fehlleistungen eher locker durch. Ein besonders einschlägiges Beispiel lieferte die ARD bei der letzten Gewalteskalation im Nahen Osten. Die israelische Armee «töte gezielt Kommandeurinnen und Kommandeure der Hamas», kommentierte gendermässig der Sender.

Nur, die Terrororganisation Hamas hat gar keine Kommandeurinnen, wie die ARD dann kleinlaut korrigieren musste. Frauen als Chefs gibt es bei den Palästinensern nicht. Zugelassen sind Frauen bei der Hamas nur als Selbstmord-attentäterinnen.

Verdrängung der Frau

Wenn Frauen in Deutschland nachts spazieren, ist es für sie normal, belästigt zu werden. Wer sind die Täter?

Anabel Schunke

Vor einiger Zeit fragte eine junge Frau auf Instagram: «Was würdet ihr tun, wenn es das jeweils andere Geschlecht für 24 Stunden nicht gäbe?» Anschließend veröffentlichte sie die Antworten, sowohl jene von Männern als auch von Frauen. Während die überwiegend jungen Männer Freizeitaktivitäten wie «Shisha-Rauchen» oder «Mit den Jungs chillen» angaben, erhielt sie von den Frauen fast nur zwei Antworten: «Nachts draussen spazieren gehen» und «Anziehen, was ich will, ohne Angst haben zu müssen, belästigt zu werden» – und das in Deutschland.

Auffällig: Während es für Männer im Prinzip keine Rolle spielt, ob Frauen existieren oder nicht, bezieht sich jede Antwort der weiblichen Leser ganz direkt auf die Abwesenheit des männlichen Geschlechts. Einen Abend mit Kumpels kann man auch verbringen, wenn es Frauen gibt; ein simpler Spaziergang in der Nacht scheint für Frauen nur ohne Männer drinzuliegen. Als ich die Antworten anschliessend auch auf meinem Account teilte, wunderten sich vor allem Männer, Frauen gaben sich wenig beeindruckt. Für uns Frauen ist es selbstverständlich, wir kennen es nicht anders.

Exorbitante Zunahme

Im Rahmen der Flüchtlingskrise 2015 hat sich das Problem in Deutschland verschärft: Allein 2016 betrug die Gesamtzahl ausländischer Staatsbürger unter den Tatverdächtigen 40,4 Prozent, obgleich ihr Anteil an der deutschen Bevölkerung nur 11,2 Prozent ausmachte. Innerhalb eines Jahres stieg der Anteil der ermittelten Tatverdächtigen ohne deutschen Pass um 53 Prozent.

Der Anstieg speist sich zum Teil aus ausländerrechtlichen Verstössen wie der illegalen Einreise, aber vor allem auch aus Rohheitsdelikten wie etwa Mord und Totschlag, Körperverletzung und sexuellen Übergriffen – also jenen Taten, die in besonderem Masse das Sicherheitsempfinden der Menschen tangieren. Dieser Trend setzte sich in den Folgejahren fort. Während die Gesamtkriminalität seit Jahren rückläufig ist, steigen die



Es kann dich, als Frau, immer und überall treffen: Autorin Schunke.

Zahlen der durch Zuwanderer verübten Delikte stetig. Allein 2018 verzeichnete die Statistik des Bundeskriminalamtes einen Anstieg der sexuellen Übergriffe durch Zuwanderer um 21 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Aktuelle Daten der Bundespolizei ergeben, dass mehr als jede zweite Sexualstraftat in einer Bahn oder an Bahnhöfen durch Migrant*innen verübt wird.

Argumentiert man mit diesen Zahlen, kommt häufig der Einwand, dass die meisten Sexualstraftäter aus dem privaten oder familiären Umfeld stammten – als würde die exorbitante Zunahme der sexuellen Übergriffe im öffentlichen Raum dadurch besser werden, dass ebenso eine Gefahr für Frauen im privaten Umfeld besteht. Leider kommen solche Argumente oft von anderen Frauen.

Ein sexueller Übergriff wird sicherlich nicht «besser» oder «schlechter», ob der Täter nun ein fremder Zuwanderer ist oder eben jemand

aus dem eigenen Umfeld. Allerdings verkennt diese Art der Argumentation, welche unterschiedlichen Auswirkungen Taten im öffentlichen Raum gegenüber solchen haben, bei denen der Täter aus dem privaten Umfeld der Frauen stammt.

Frauenfeindlichste Länder

Ein Übergriff innerhalb des privaten Umfelds einer Frau hat – bei aller Tragik für die Betroffene – nicht dieselbe Auswirkung auf das Sicherheitsempfinden aller Frauen. Ein fremder Täter, der sich willkürlich an öffentlichen Plätzen am helllichten Tag über seine Opfer hermacht, vermittelt einen absoluten Kontrollverlust und die Message: Es kann dich, als Frau, immer und überall treffen – selbst dort, wo die Tageszeit oder die Anwesenheit anderer Menschen dich gefühlt eigentlich schützen müssten. Dass sich die Ermittlung des Täters darüber hinaus oftmals schwerer gestaltet, ist dabei fast eine Randnotiz. Fakt ist: Mein privates Umfeld bestimme ich selbst; meine Mitbürger, die besonders seit 2015/16 zu Hunderttausenden aus den frauenfeindlichsten Ländern der Erde nach Deutschland strömen, bestimmt die Regierung.

Was folgt, ist die sukzessive Verdrängung der Frau aus dem öffentlichen Raum, still und unbemerkt, weil wir Frauen sie als viel zu selbstverständlich wahrnehmen. Die Verdrängung äussert sich in einer zunehmenden Anzahl von Vermeidungstaktiken: nicht alleine durch den Park gehen, nicht mehr mit der Bahn fahren, nicht mehr ins Freibad gehen, knappe Kleidung vermeiden und so weiter.

Eine Debatte darüber gibt es nicht. Wer diese Situation beklagt, wird der Fremdenfeindlichkeit verdächtigt. Und dieser Vorwurf wiegt in Deutschland bekanntlich schwerer als der Verlust individueller Freiheit.

Anabel Schunke ist Politikwissenschaftlerin und freischaffende Journalistin, unter anderem für die Blogs «Tichys Einblick» und «Die Achse des Guten». Sie lebt in Braunschweig.

Das achte Weltwunder

Deutschlands Wirtschaft trotz allen Widrigkeiten, schon ist sie wieder exportstark in Schwung. Der Erfolg hat jedoch seinen Preis.

Beat Gygi

Ein gewaltiges Schwungrad mit enormem Beharrungsvermögen scheint da eingebaut zu sein. Die deutsche Wirtschaft hat die Corona-Krise mit einer Energie bewältigt, wie es anfangs nur wenige Konjunktur-Experten erwartet hatten: klar, zuerst scharfer Rückgang der Wirtschaftsleistung im Lockdown 2020, aber dann – zack, die Rakete nach oben gezündet. Die Kurve des Bruttoinlandprodukts (BIP) zeigt jetzt die berühmte V-Form, nichts von Erschöpfung im Stil eines L, nein, man hat sich sofort wieder nach oben gearbeitet, auch wenn die zweite Corona-Welle eine Delle brachte. Nach einem BIP-Einbruch von 4,9 Prozent 2020 rechnen die Prognose-Institute mit einem Plus von 3,7 Prozent 2021 und 3,9 Prozent 2022.

All dies gelang bei weiterhin niedriger Arbeitslosigkeit. Die Massenunterbeschäftigung aus der Zeit vor 2005 mit Arbeitslosenquoten von 11 Prozent ist längst verschwunden, vor kurzem war Deutschland mit 3 Prozent besser als die Schweiz, Corona hat die Quote leicht erhöht. Und jetzt drehen die Exporteure voll auf. Die jüngste Stärke wirkt umso eindrucklicher, als 2019, im Jahr vor Corona, eine Rezession im Anzug und die Industrie bereits am Tauchen war und sich auf breiter Front Müdigkeit zeigte. Aber offenbar kann es die deutsche Wirtschaft einfach, sie steckt Schläge weg, überwindet Hindernisse, ist nicht unterzukriegen, ist immer wieder oben.

Leistungsschau vom Jahr 2000

Und das seit Jahrzehnten. Wie hatten sich doch in den achtziger Jahren die Franzosen immer wieder geärgert über die Deutschen, weil der Franc gegenüber der D-Mark wiederholt abzuwerten war und an Prestige verlor. Dahinter stand die harte Geldpolitik der Deutschen Bundesbank, und diese wiederum beruhte auf der Stärke der deutschen Wirtschaft. Der Koalition der Neidischen gelang es schliesslich, diesen unangenehmen Währungswettbewerb auszuschalten und den Euro einzuführen. Fast nebenher bewältigten die deutschen Unternehmen die Wiedervereinigung von 1989/90, bei der die ostdeutsche Wirtschaft mit einem viel zu hohen Wechselkurs in die D-Mark-Welt eingebracht

worden war, wodurch ein grosser Kostenschub verdaut werden musste.

Nach der Einführung des Euro ging die Leistungsschau weiter. Die deutsche Exportindustrie gewann dank günstigem Euro-Wechselkurs durch grossenteils lockere Geldpolitik bald enorm an Dynamik, man pumpte mit Hochdruck Autos, Anlagen und Maschinen ins Ausland, Deutschland wurde zum Exportweltmeister, oder Vize neben China, und mit seinen Ausfuhrüberschüssen zog es zunehmend den Neid und Ärger der Franzosen, des Währungsfonds und gar der Amerikaner auf sich: Die Deutschen arbeiten, produzieren und exportieren zu viel – lauter und lauter wurde der Vorwurf.

Der jüngste Schlag gegen die deutsche Wirtschaft kam aus Brüssel. Die EU schraubte die CO₂-Abgasgrenzwerte für Autos unter dem Vorwand der Umweltpolitik massiv nach unten, um den Verbrennungsmotor abzuwürgen und das Elektroauto mit allen Tricks zu fördern. Was auf den Märkten nicht gelungen war, wurde durch koordinierte Politik möglich: die starke deutsche Autoindustrie zurückbinden, deren Vormachtstellung in Motor- und Getriebetechnologie entwerten. Aber auch diesen Angriff scheint man zu verdauen, die Offensive der deutschen E-Autos ist angelaufen, staatlich forciert. Unwillkürlich kommt der Gedanke: Die deutsche Wirtschaft muss so etwas wie das achte Weltwunder sein.

Ist das so? «Wir müssen aufpassen, dass man sich nicht von bestimmten Leistungen blenden lässt und dass nicht der Eindruck entsteht, Deutschlands Wirtschaft sei so etwas wie eine Teflon-Ökonomie, an der alles einfach abperlt, die alles verträgt und die man fast beliebig belasten kann», sagt Stefan Kooths, Direktor des Forschungszentrums Konjunktur und Wachstum am Institut für Weltwirtschaft in Kiel und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Berliner Business and Law School (BSP). Gerade in der Zeit von Niedrigzinsen können sich unter der Oberfläche Fehlentwicklungen aufbauen.

Und Gunther Schnabl, Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Leipzig, weist ebenfalls auf aussergewöhnliche Rahmenbedingungen hin: «Es gibt viel billiges Geld in

den Märkten und auch viele staatliche Massnahmen, die den Exportsektor begünstigen», sagt er. Ja, die Exportindustrie sei gut durch die Corona-Krise gekommen, auch dank günstiger Finanzierungsbedingungen. Dass im Corona-Schock beispielsweise die Zinsen von Unternehmenspapieren kaum nervöse Ausschläge gezeigt hätten, deute auf eine frühe und starke Absicherung durch die Politik hin.

Königsdisziplin Exportstärke

Die Stützung der Industrie, gerade auch der Autobranche, habe die Exportindustrie stabilisiert. Durch die Lockdown-Massnahmen sei Kaufkraft vom Dienstleistungssektor hin zu grossen Industrieunternehmen verschoben worden. Die ultralockere Geldpolitik der EZB und EU-Rettungsgelder hätten die Kaufkraft im südlichen Euroraum und damit die Nachfrage nach deutschen Exportgütern stabilisiert. Am Ende kommen aber die Kosten dieser Massnahmen bei den Bürgern in Form höherer Steuern, geringerer Lohnabschlüsse oder Inflation an. Durch die gesunkene Kaufkraft leide am Ende der deutsche Dienstleistungssektor.

Wie bitte? Exportstärke gilt doch als Tugend, ja als Königsdisziplin, positiv für die ganze Gesellschaft: Exporte gut, Importe schlecht – warum

Bis zur Jahrtausendwende sei die Wirtschaft stärker gewesen: «Der Euro hat Deutschland träge gemacht.»

nicht diese Stärken fördern? Kooths bekräftigt: «Exportüberschüsse dämpfen das Wachstum.» Klar, eine Stimulierung der Exporte könne das Bruttoinlandprodukt nach oben treiben, aber die keynesianische Auffassung, daraus ergebe sich ein Wachstumsschub, sei falsch. Eine Schwächung des Wachstums sei die Folge, denn ein Leistungsbilanzüberschuss bedeute ja, dass Kapital ins Ausland abflüsse und dann in der Fremde arbeite, statt im Inland produktiv zu sein.

Tatsächlich wirkt der Titel «Exportweltmeister» gar nicht mehr so glanzvoll, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die deutsche In-



Deutschland verschleudert die Früchte seiner Arbeit zum Niedrigtarif.

dustrie bei einem niedrigen Euro-Wechselkurs zwar beste Absatzchancen hat für tolle Autos und Industrieanlagen, dass sie aber so von Kunden im Ausland letztlich viel weniger Geld erhält, als wenn der Euro stärker wäre. Deutschland verschleudert auf diese Weise die Früchte seiner Arbeit zum Niedrigtarif, liefert seit über zwei Jahrzehnten zu Discount-Preisen an Kunden, die dann eventuell nicht einmal bezahlen, sondern das Geschuldete in Form der sogenannten Target-Salden des Euro-Systems vorerst mal anschreiben lassen. Anders gesagt: Die Wirtschaft rackert sich ab für einen mageren Lohn. Und nach Schnabls Einschätzung wurde der Kaufkraftverlust zu einem guten Teil durch eine zurückhaltende Lohnpolitik an die Leute weitergegeben.

Besonders brisant: Ein billiger Euro-Kurs macht die Importgüter teurer, die deutsche Bevölkerung kann sich weniger davon leisten als bei einem höheren Kurs, hat weniger Kaufkraft. Ganz ähnliche Mechanismen spielen ja in der Schweiz: Die Nationalbank betreibt mit ihrer Geldpolitik gezielt eine Schwächung des Franken und hilft damit den Exporteuren, nimmt aber den Bürgern Kaufkraft weg.

Aber der andere Glanzpunkt bleibt doch! Deutschland beeindruckt mit einem der bestfunktionierenden Arbeitsmärkte in Europa und mit ansehnlicher Produktivität, es herrscht praktisch Vollbeschäftigung, erreicht aus eigener Initiative. Die Regierung Schröder hat mit den Hartz-IV-Reformen 2005 die Massenarbeitslosigkeit erfolgreich bekämpft, die unpopulären Massnahmen haben sie aber die Regierungsmehrheit gekostet. Kooths bestätigt, ja, diese Arbeitsmarktreformen hätten einen spürbaren Schub gebracht, aber – so viel zum Glanzpunkt – das sei über fünfzehn Jahre her, und seither sei

wenig unternommen worden, um Marktkräfte und Arbeitsanreize weiter zu stärken.

«Ich sehe das Hauptproblem darin, dass man jetzt auf die vergangenen zehn Jahre schaut und die Erfolge der Vergangenheit wie selbstverständlich fortschreibt in die Zukunft», sagt Kooths. Reformen würden nun vielerorts sogar zurückgedreht, weil dies populär sei, etwa durch «Rente mit 63» und andere Anreize zum verfrühten Ausstieg aus dem Erwerbsleben. Die laufende Debatte zur Rentenpolitik ergebe ein desaströses Bild grosser Teile der Politik: «Da wollen viele einfach nicht wahrhaben, dass zwei und zwei vier ergeben», meint er. In den vergangenen Jahren habe Deutschland vorübergehend eine wachstumsfördernde Konstellation von Zuwanderung in den Arbeitsmarkt und in die Demografie erlebt. «Aber das ist jetzt vorbei», sagt Kooths, die Babyboomer gingen alsbald in Rente, in den nächsten zehn Jahren werde aus dem Rückenwind ein Gegenwind, ohne dass man darauf vorbereitet sei.

Künstliche Ernährung

Auch mit Blick auf die Staatsverschuldung klammere man sich an die Vergangenheit, an die Hoffnung auf ewig niedrige Zinsen, man verschleppe die Stabilisierung der Finanzen. Selbst die Vergemeinschaftung der Staatsausgaben in der EU sehe man vom bisherigen EU-Engagement her positiv. «Als Beifahrer in einem Auto, dessen Fahrer nur mit dem Blick in den Rückspiegel navigiert, wäre mir sehr unwohl», sagt Kooths. «Und das grösste Experiment steht uns ja gerade noch bevor: Wir schalten die Atomenergie sowie die Kohlekraft ab und wollen so in kürzester Zeit eine 180-Grad-Energiewende durchdrücken.» Typisch sei in diesen Debatten, Marktmechanis-

men einzuschränken und zunehmend auf Kommandowirtschaft und Staatsinterventionen zu setzen – mit dem entlarvenden Argument, dass ja enorme Kosten auftauchen würden, wenn man die Energietransformation den Marktkräften überliesse. Die in Marktpreisen abgebildeten Kosten seien aber bereits die geringstmöglichen, alles andere würde noch teurer. Die Verschleierungstaktik via Subventionen zahle sich somit allenfalls politisch aus, auf dem Rücken der Steuerzahler.

Ist denn die Stärke der deutschen Wirtschaft mehr und mehr nur eine scheinbare, weil staatsgestützte? Schnabls Ansicht nach führt die Tiefzinspolitik tatsächlich zu einer Art künstlicher Ernährung des Unternehmenssektors. Vor allem die Grosskonzerne, die an den Kapitalmärkten verkehrten, profitierten von günstigen Finanzierungsbedingungen und seien offen für Kooperationen bei der Regulierung, neuerdings etwa mit Blick auf die Klimapolitik. Im Dienstleistungssektor sei Flaute, weil den Menschen die Kaufkraft fehlt. Es breite sich der Staat aus, der anstelle der Privaten neue Stellen schaffe.

Nun einmal ganz grob beurteilt: Wie hat sich die Kraft der deutschen Wirtschaft über die Jahrzehnte entwickelt? Bis zur Jahrtausendwende sei die deutsche Wirtschaft stärker gewesen als nachher, sagt Schnabl: «Der Euro hat Deutschland träge gemacht.» Der Übergang zur gemeinsamen Währung habe der deutschen Industrie das Leben erleichtert. Vorher habe der Aufwertungsdruck gewirkt, die Firmen hätten täglich negative Wechselkursbewegungen gewärtigen, immer am Ball bleiben, die Produktivität erhöhen und neue Produkte entwickeln müssen, die Firmen hätten die Peitsche gefühlt wie heute die Schweizer.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo Digital:
8 Ausgaben nur Fr. 19.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Sie ist ihr eigenes brillantes Experiment

Weibliche Teenage-Popstars geraten oft in die Fänge älterer Männer. Ihre Karrieren enden in Tränen und Tragödien. Billie Piper trotz dem traurigen Trend.

Julie Burchill

Popmusik wurde für weibliche Teenager erfunden – aber weibliche Teenage-Stars wurden oft misshandelt durch die Unterhaltungsindustrie, die sich in den Händen älterer Männer befindet. Auch wenn der Strippenzieher nur wenig älter ist als das von ihm manipulierte Mädchen, endet die Sache in Tränen, man denke nur an Phil und Ronnie Spector.

Sogar wenn man keinen psychotischen Killer geheiratet hat, ist es nie einfach, in der Öffentlichkeit aufzuwachsen. Schauen wir uns die Disney-Girls an: Selena Gomez, berühmt mit 16, landete mit 22 wegen Depressionen in einer Klinik. Dann der Inbegriff des Teenager-Traums, der zum Albtraum wurde: Britney Spears, der man die Kinder weggenommen hat und die von ihrem Vater überwacht wird. Es ist, als hätten sich Marilyn Monroe und Mickey Mouse zu gemeinsamem Selbstmord verabredet. Ja, nicht einmal Genies schaffen es. Erinnern wir uns an Amy Winehouse: mit 19 unter Vertrag, mit 27 tot.

Verwegenheit und Stehvermögen

Billie Piper ist die Ausnahme im traurigen Trend. Sie ist das wilde Kind, das zum Shooting-Star des britischen Entertainments wurde. Sie war 15, als «Because We Want To» sie zur jüngsten Musikerin an der Spitze der UK-Singles-Charts machte. Und sie war 18, hatte Platinschallplatten und Essstörungen, als sie der Musikindustrie den Rücken kehrte und sich der Schauspielerei zuwandte. Sylvia Young, deren Schule für darstellende Kunst Billie Piper besuchte, sagte: «Sie hatte klar das Zeug für eine Karriere am National Theatre. Als sie mit zwölf zum ersten Mal bei uns vorsprach, wusste ich, dass sie etwas Besonderes war.»

Billie Piper ist die einzige Schauspielerin, die für ein und dieselbe Rolle, Yerma, von möglichen sechs Auszeichnungen für die beste Schauspielerin alle sechs gewann, und in *The Stage* stand, das sei die «grossartigste Darbietung einer ganzen Generation». Sie schreibt aber auch, war Co-Autorin und Hauptdarstellerin der brandheissen Fernsehserie von 2020, «I Hate Suzie», die sich um einen ehemaligen Kinderfilmstar dreht, dessen Leben durch einen Skandal auf den Kopf gestellt wird.



Das wilde Kind: Multitalent Piper.

Sie schien immer der provinziellste aller Popstars zu sein, da sie aus der Stadt Swindon im West Country stammt. Umso überraschender ist es, dass sie in Blättern wie *Vanity Fair* folgendermassen bejubelt wird: «Meisterhafter Umgang mit Tonalitäten [. . .], ein Porträt der Verletzlichkeit, das einen dadurch, dass die Hauptfigur weder aufgehübscht noch hässlich gemacht, sondern mit schlichter, ungefilterter Ehrlichkeit gezeigt wird, in den Bann zieht.»

Als Billie Piper vor ein paar Wochen bei der Bafta-Verleihung in einem Moschino-Kleid über den roten Teppich ging, sah sie von Kopf bis Fuss wie ein Filmstar aus. 2019 führte sie zum ersten Mal Regie, war Drehbuchautorin und Hauptdarstellerin des Films «Rare Beasts», und zurzeit arbeitet sie am neuen Film von Lena Dunham, «Catherine, Called Birdy», ihrem ersten internationalen Projekt.

Die von ihr dargestellten Figuren sind vielfältig, doch was sie verbindet, ist Wut darüber, von einer Welt beurteilt zu werden, an deren Schöpfung sie kein bisschen beteiligt waren; es sind Menschen, die am Boden sind, aber nie aufgeben, sondern geradezu begierig darauf sind, zurück in den Ring zu klettern.

Auch privat hat Piper Verwegenheit und Stehvermögen bewiesen. Ihr erster Mann war der Teufelskerl Chris Evans, ein DJ, Fernsehmoderator und Geschäftsmann. Als sie 2001 in Las Vegas heimlich heirateten, war sie 18, er 35. Sie erinnert sich an diese Ehe als lange und lustige Safttour. Ein Freund erzählt, er habe die beiden im Londoner West End auf einem Strassenfestival gesehen, wo sie Obdachlose aus der Gegend einluden, sich zu ihnen zu setzen, und ihnen für Unsummen Essen und Getränke spendierten. Nach drei Jahren liessen sie sich scheiden, und 2007 heiratete Piper den aus einer vornehmen Familie stammenden Schauspieler Laurence Fox, mit dem sie zwei Kinder hat, bevor sie sich 2016 scheiden liessen. Bald darauf lernte sie den Musiker Johnny Lloyd kennen, der Vater ihrer Tochter Tallulah wurde. Er sagt über Piper: «Ich kann nicht laut genug sagen, wie begabt sie ist. [. . .] Sie wartet nicht ab, ob sich etwas ergibt, sie geht los und tut es. Deshalb ist sie so erfolgreich.»

Schönheit unserer Nationalblume

In einer Zeit, in der jeder Zweite aufstrebende Showbiz-Star von Bono oder Sting abstammen scheint, fällt Piper nicht nur durch ihr riesiges Talent auf, sondern auch dadurch, dass sie es ohne fremde Hilfe geschafft hat, sich immer wieder neu erfindet und ihr eigenes brillantes Experiment ist. Die Versuchung ist immer gross, in schöne Schauspielerinnen zu viel hineinzudeuteln, aber für mich sagt der Name ihrer ersten richtigen Rolle als Schauspielerin, Rose Tyler, sehr viel, denn er verbindet die Schönheit unserer Nationalblume mit der Widerständigkeit unseres ersten Revolutionärs [gemeint ist Wat Tyler, der 1381 den englischen Bauernaufstand anführte]. Heute, da die Schauspielkunst von langweiligen Dynastien beherrscht wird, ist Billie Piper deshalb nicht nur eine grosse Schauspielerin, sondern auch ein Hoffnungsstrahl für alle aus bescheidenen Verhältnissen stammenden jungen Mädchen, die um Erfolg kämpfen in einer Welt, die noch immer eine Welt der reichen Männer ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer.

Moorhuhns faule Eier

Der Fall Wirecard: Was mit einem kultigen Computerspiel begann, wurde zum Plot für einen internationalen Thriller.

Claude Cueni



Es gibt für Kriminelle nichts Verlockenderes, als geraubtes Geld zu stehlen: Fahndung nach Wirecard-Drahtzieher Marsalek.

Was da passiert ist, hatte mit normalen Welten nichts zu tun. Es war völlig verrückt», gestand Markus Scheer, der Gründer der «Moorhuhn»-Schmiede Phenomedia, «wir haben «Monopoly» gespielt. Aber mit richtigem Geld.» Fünf Jahre nach dem Börsengang stand er 2004 vor den Richtern der 6. Strafkammer des Bochumer Landgerichts. Sie warfen dem damals 35-jährigen Bilanzschwindel, Insiderhandel, Steuerhinterziehung und Erpressung vor. Er soll mit fünf Kumpels den Umsatz mit einem «raffinierten System aus Luftbuchungen» frisiert haben, um den Aktienkurs in die Höhe zu treiben. Beim Börsengang im Herbst 1999 war seine Phenomedia-Aktie mit 22,90 Euro am Neuen Markt gestartet. Zwischenzeitlich hatte sie 90 Euro erreicht und war schliesslich auf 86 Cent gecrasht. Erst nach vier Jahren Prozessdauer gestand Scheer, er habe «Fehler gemacht, schlimme Fehler». Nach 120 Prozesstagen landeten er und sein Finanzvor-

stand für drei Jahre hinter Gittern.

Markus Scheer war wie viele erfolgreiche Firmengründer ein Schulabbrecher, der den Schulstoff für weitgehend unnützlich hielt, weil er von Anfang an genau wusste, was er wollte: Scheer wollte Spiele programmieren. Das Handwerk hatte er sich als Kind am legendären Spielcomputer C64 beigebracht.

Durchbruch mit Fake News

Bereits als Teenager wurde er Cheftwickler bei der 1988 gegründeten Firma Starbyte, die mit ihren Wirtschaftssimulationen den entstehenden Computerspielmärkte aufmischte und Kultstatus erreichte. 1992 teilte Starbyte das Schicksal vieler Pioniere, denn nicht selten bestraft das Leben auch jene, die zu früh kommen. Starbyte schlitterte in die Insolvenz. Scheer gründete eine neue Firma und fokussierte auf kleine Werbespiele, die im Auftrag von Firmen produziert wurden. Eines dieser *advertising games*

war ein Shooter für Johnnie Walker. Attraktive Hostessen forderten abends Barbesucher zum Spielen auf dem Notebook auf. Wer genügend virtuelle Moorhühner abschoß, erhielt einen Drink spendiert. Der Erfolg war überschaubar.

Wesentlich interessanter schien Scheer, was sich an der Deutschen Börse abspielte. 1997 wurde nach dem Vorbild der amerikanischen Technologiebörse Nasdaq ein Aktienindex für neue Technologien ins Leben gerufen: der Nemax. Viele junge Firmen nutzten den Neuen

Wie gut musste ein Spiel sein, wenn Game-süchtige Angestellte die Kündigung in Kauf nahmen?

Markt zur Beschaffung von frischem Kapital für eine schnellere Expansion. Nur brauchte es für einen erfolgreichen Börsengang Fleisch am Knochen, Content, ein prall gefülltes Portfolio. Scheer vereinigte kleinere Spieleproduzenten unter dem Namen Phenomedia und wagte 1999 mit einem bescheidenen Jahresumsatz von 4,8 Millionen Euro den Gang an den Neuen Markt. Im Börsenprospekt hatte er interaktives Fernsehen, Handy-Games und all das versprochen, was die Fantasie von Analysten und Anlegern beflügelte. Über Nacht spülte das IPO (Ini-



tial Public Offering) 22 Millionen Euro in die Firmenkasse. Scheer löste seine Versprechen ein und kaufte weitere kleine, aber innovative Firmen zusammen, er kaufte Wachstum. Der redegewandte Scheer und seine Jungs gehörten bald zu den Lieblingen der Finanzpresse. Der allgemeine Hype am Neuen Markt befeuerte den Aufstieg enorm. Plötzlich hatte jede Metzgerei eine Internetadresse, und das berühmte Hausmädchen begann erstmals in seinem Leben Aktien zu kaufen. *Only the sky is the limit*. Es war schliesslich das reanimierte Moorhuhn des Digital Artist Ingo Mesche, das den Aktienkurs durch die Decke brechen liess. Der Pressesprecher der Phenomedia hatte diversen TV-Journalisten gesteckt, dass in einigen Firmen kaum noch gearbeitet würde, weil angeblich auf den Firmencomputern nur noch Moorhühner gejagt würden. Die Fake News verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Wie gut musste ein Spiel sein, wenn moorhuhnsüchtige Angestellte sogar ihre Kündigung in Kauf nahmen?

Vorlage für eine Komödie

Bereits im März 2001 wurde in einer Ad-hoc-Mitteilung bekanntgegeben, dass für das Jahr 2000 ein Rekordergebnis verzeichnet worden sei, eine Umsatzsteigerung von erstaunlichen 236 Prozent auf 31,9 Millionen Euro. Die Aktie stieg um 6,5 Prozent. Noch wussten die begeisterten Anleger nicht, dass Phenomedia in Wirklichkeit einen Verlust von 8,3 Millionen eingefahren hatte. Scheer ahnte, dass auch Moorhühner nicht ewig lebten und dass bei weiteren Verlusten die Aktie das Schicksal der Moorhühner teilen würde.

Auf Scheers Schreibtisch standen stets zwei Computer. Auf dem zweiten lief eine seiner geliebten Wirtschaftssimulationen. Gründete man als virtueller Firmenboss dreissig Tochterfirmen und schickte eine Million im Kreis herum, konnte jede Firma jeweils einen Umsatzzuwachs von einer Million verbuchen, und jeder Rundgang brachte dem virtuellen Mutterhaus zwar nicht mehr Gewinn, aber dreissig Millionen mehr Umsatz. Am Neuen Markt waren tiefrote Zahlen okay. Solange der Umsatz stieg. Amazon war der beste Beweis. Konnte das, was in einem Computerspiel zum Erfolg führte, auch in der Realität funktionieren? Scheer konnte nicht widerstehen. Mit Scheinfirmen, Luftbuchungen und Bilanzschwindel blähte er den Umsatz auf. Die Banken, so Scheer, brachten ihm «schubkarrenweise frisches Geld» und rieten ihm angeblich davon ab, einen erfahrenen Senior Manager beizuziehen. Dass Phenomedia als Anbieter von Handy-Games die Firmenzentrale ausgerechnet in einem Bochumer Funkloch gebaut hatte, sah man den Newcomern nach. Ihr smarterer Kundenakquisiteur erklärte den Erfolg wie folgt: »Wir ziehen unsere geilen Anzüge an und quatschen ein bisschen über Phenomedia.« Das Einzige, worüber alle genau Bescheid wuss-

ten, war der aktuelle Aktienkurs. Insiderhandel war später ein weiterer Anklagepunkt. «Geile Anzüge», das war einem externen Wirtschaftsprüfer zu wenig. Er deckte auf, was man bei Computerspielen *cheat* nennt, in der Realität aber Betrug ist. Scheer reagierte umgehend und stellte den Unbequemen als Finanzchef ein. Der Absturz war nur aufgeschoben. Im nächsten Jahr schlug ein neuer Wirtschaftsprüfer Alarm, die Staatsanwaltschaft liess sechs Führungskräfte verhaften, die Aktie verkam zum Pennystock und hinterliess Tausende von geprellten Kleinanlegern, Investoren, Kreditgebern und jungen Arbeitslosen.

Während die Phänomedialen die Bilanzen «lediglich» um fünfzehn Millionen aufgebläht hatten, betrug der mutmassliche Finanz-



schwindel beim deutschen Zahlungsabwickler und Finanzdienstleister Wirecard 1,9 Milliarden Euro. Auch das untergetauchte Wirecard-Vorstandsmitglied Jan Marsalek wuchs in einfachen Verhältnissen auf und brach frühzeitig die Schule ab. Markus Scheer sagte vor Gericht, er habe mächtig sein wollen, das hatte auch Jan Marsalek gewollt. Er gilt als Hauptverdächtiger im Finanzskandal der Wirecard.

Während der Niedergang der Phenomedia lediglich eine Fussnote in der Geschichte der New Economy bleiben wird, ist Wirecard der «grösste Börsen- und Finanzskandal der deutschen Nachkriegszeit». Phenomedia könnte die Vorlage für eine Komödie sein, Wirecard ist hingegen der Plot für einen internationalen Thriller im Umfeld von Marsaleks dubiosen Aktivitäten in Libyen, geheimdienstlichen Kontakten und gefakten Firmensitzen, die mit Schauspielern

besetzt wurden. Doch in einem Punkt unterscheiden sich die beiden Skandale ganz erheblich: Wirecard genoss einen besonderen Schutz. Die Münchner Staatsanwaltschaft, die Finanzaufsicht Bafin, die Wirtschaftsprüfer: Sie alle wollten jahrzehntelang nicht wahrhaben, was immer offensichtlicher wurde. Bereits 2003 stell-

Auf den Philippinen kostet ein Auftragskiller in Polizeiuniform fünfzig Dollar.

te der Blogger Jigajig die Ungereimtheiten in der Wirecard-Bilanz online. Seine Beiträge wurden gelöscht. Vergebens. Die Betrugsvorwürfe häuften sich in den folgenden Jahren. 2016 startete Matthew Earl, Managing Partner bei Shadow Fall Capital, seine Serie vernichtender Blogbeiträge. Er wurde verfolgt und bedroht. Anfang 2019 verbreitete die *Financial Times* in einer Artikelserie die Vorwürfe des Wirecard-Juristen Pav Gill, der als Senior Legal Counsel für Wirecard Asia Pacific zuständig war. Die Dokumente wurden weltweit verbreitet. Die Münchner Staatsanwaltschaft eröffnete ein Strafverfahren, aber nicht gegen die Chefetage von Wirecard, sondern gegen den Whistleblower Pav Gill. Zuerst wurde ihm Geld angeboten. Pav Gill lehnte ab. Dann folgte ein Psychoterror der üblen Sorte. Gills Mutter erlitt einen Schlaganfall.

Unterstützung von Merkel

Erstaunlich, dass sich Angela Merkel noch im September 2019 in China für Wirecard ins Zeug legte. Auch wenn sie im April vor dem Untersuchungsausschuss wie üblich jedes Fehlverhalten von sich wies, entstand doch der Eindruck, als hätten Deutschland und seine Finanzinstitutionen aus falsch verstandenem Patriotismus ein Unternehmen geschützt, das die Bundesrepublik zum europäischen Silicon Valley hätte upgraden sollen. Wieso auch erfahrene Wirtschaftsprüfer zehn Jahre lang geschwiegen haben, wird wohl Gegenstand der Ermittlungen sein.

Markus Scheer hat seine Strafe abgessen und wieder als Unternehmer Fuss gefasst, Jan Marsalek und einige seiner Komplizen sind untergetaucht. In Sicherheit sind sie nicht. Gefahr droht ihnen nicht nur von der Justiz, sondern auch von all den geschädigten «Geschäftspartnern», die nun zur Jagd blasen. Es gibt für Kriminelle nichts Verlockenderes, als geraubtes Geld zu stehlen. Jan Marsalek wird gejagt, er ist das neue Moorhuhn. Auf den Philippinen kostet ein Auftragskiller in Polizeiuniform gemäss *Cebu Daily News* fünfzig Dollar.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Im März erschien von ihm im Verlag Nagel & Kimche «Hotel California», ein Lebensratgeber in Romanform für seine Enkelin.

Im Herzen des Widerstands

Wie kaum eine Stadt ist Chemnitz gebeutelt von staatlichen Propagandalügen. Von denen des alten Systems, aber auch denen des neuen.

Matthias Matussek

Unter dem monströsen Vierzig-Tonnen-Kopf von Karl Marx in der Chemnitzer Brückenstrasse, der noch einmal zehn Meter hoch aufgebockt ist vor einem unendlich langgestreckten sozialistischen Wohnblock, sitzt ein junges Mädchen mit Pferdeschwanz und liest einen romantischen Roman.

Dramatischer Sonnenuntergang auf dem Cover.

Mürrisch schaut der bärtige Big Brother auf die Kleine herab. Da schleicht sich eine weg aus der Gedankenkontrolle, der Staatskontrolle, der Sprachkontrolle, und das wurde noch nie gern gesehen, schon gar nicht in Chemnitz.

Wie kaum eine Stadt ist Chemnitz gebeutelt von den Propagandalügen eines Systems, das sich für unfehlbar und einen Hort ewiger Wahrheiten hielt – 1953 verlor es sogar seinen Namen und wurde in Karl-Marx-Stadt umgetauft, für Sachsen die Stadt mit den drei o: «Gorl-Morgs-Stod».

In seinem dystopischen Roman «1984» beschreibt George Orwell eine Diktatur, die auf Wahn und Lüge beruht, und sie schreibt vor, noch den widersinnigsten Slogans zu folgen, etwa «Unwissenheit ist Stärke» oder «Krieg ist Frieden».

Im Falle der DDR war die einsperrende Mauer ein «antifaschistischer Schutzwall».

Der Albtraum ist wieder da

Mit dem Fall der Mauer und der Diktatur wurde dieses Lügensystem beerdigt. Allerdings wurde der orwellsche Albtraum doch noch einmal wiederbelebt, in Chemnitz, diesmal vor den Kulissen der Demokratie: am 26. August 2018, als Migrantinnen den Deutschkubaner Daniel Hillig und zwei seiner Freunde niederstachen.

Hillig starb, doch von ihm, dem Opfer, sprach bald kaum noch einer, denn ein solches, die Bevölkerung verstörendes und aufwühlendes Verbrechen lag quer zur Staatsräson der «Willkommenskultur».

Auf dem Trauermarsch für Hillig, der von der Polizei aufgelöst wurde, wurden offiziell «Hetzjagden auf Ausländer» festgestellt. Kanzleramt und «Tagesschau» stützten sich dabei auf ein

ihnen von der Antifa zugespieltes Handy-Video. Dabei handelte es sich, wie sich später zeigte, um einen Ausschnitt, das komplette Video enthüllte eher das Gegenteil, nämlich Aggressionen, die von Migrantinnen ausgingen.

Doch die offizielle Lüge wurde mit allem Propaganda-Aufwand und aller bürokratischen Härte durchexerziert, der widersprechende Verfassungsschutzpräsident Hans-Georg Maassen wurde entlassen, der brave Parteil soldat Marco Wanderwitz wurde neuer «Ostbeauftragter».

Und die Presse bemühte sich, Widersinnigkeiten wie einen unter den Linksradi kalen gesichteten Antifa-Kämpfer, der den Arm zum Hitlergruss reckte, knirschend in die offizielle Lesart einzupassen, die von bösen Rechten,

Harmlosigkeits-Camouflage für Gutmenschen, die immer durchblicken lassen, dass sie auch anders können.

unschuldigen Migrantinnen und heldenhaften, sogenannten Antifaschisten erzählte. Und die mit einem Antifa-Konzert von Herbert Grönemeyer und linksradikal en Rappern unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten und seiner salbungsvollen «Nie wieder!»-Rhetorik gekrönt wurde.

Unwissenheit ist Stärke, Krieg ist Frieden.

Zwischen dem monumentalen Marx-Kopf, den die Chemnitzer mittlerweile «Nischel» getauft und verniedlicht haben, und dem Wohnsilo hat sich eine andere Art von volkspädagogischem Neusprech verewigt, ein Pfad aus blauen und roten Blumen, in deren Blütenkelchen Losungen stehen wie «Toleranz», «Dialog», «Vielfalt», also das gute alte *peace, love and happiness* der Hippies in öligen Steinmeier-Schablonen.

Harmlosigkeits-Camouflage für kerkermeisternde Gutmenschen, die immer durchblicken lassen, dass sie auch anders können: Wie oft ist Picassos unschuldige Friedenstaube schon von kommunistischen Diktaturen geworden, bis die weissen Federn flogen?!

Es sind Signalwörter einer anderen, nicht minder verbiegenden, nicht minder totalitären Kultur, die sich *woke* nennt, erwacht, und die alle, die etwa noch von Geschlechtern reden, von Mann und Frau oder Vater und Mutter, für verblendet halten und strafbar, zumindest sozial.

Eine *one world*-Kultur, die ganz besonders alle, die sich gegen eine Politik wenden, die Hunderttausende Migrantinnen aus aller Welt ungeprüft ins Land strömen lässt, als «Nazis» bezeichnet.

Ein erneuter Widerstand also wuchs da, gegen eine erneute Lüge. Die meisten dieser Widerständler wählen mittlerweile die AfD. Ja, hier in Chemnitz, und in Sachsen überhaupt, hat die AfD die Staatspartei CDU überholt, weshalb der Ostbeauftragte Marco Wanderwitz, CDU, den zur Konkurrenz gewechselten Wählern hinterherrief, dass sie sowieso noch nicht in der Demokratie angekommen seien.

In den «Acta diurna», dem digitalen Sudel- und Tagebuch des Schriftstellers Michael Klonovsky, wird Wanderwitz in böser Ironie der Sonderbeauftragte für «Fremde Ethnien Ost» genannt, ja, tatsächlich, was sind das nur für komische Leute, die Ossi da unten, die eifrige FAZ-Redaktoren wie Stefan Locke oder Frank Pergande, selbst einstige Ossi und nun offenbar geheilt, ihren Lesern erklären?

Freiheit als höchstes aller Güter

Ein paar hundert Meter weiter hinter der Marx-Büste führt mich Andreas Bochmann, der Gründer der Grünen in Chemnitz, zum Tatort vom 26. August. Eine kleine, mittlerweile verschmutzte und zertrampelte Metallplakette im Trottoir vor einer Schischa-Bar erinnert an das Verbrechen.

Auf Augenhöhe aber ein sozialistisches Betonrelief mit Bertolt Brechts zynischem «Lob der Partei»: «Der Einzelne hat zwei Augen / Die Partei hat tausend Augen». Gänsehauttreibende Zeilen. «Der Einzelne kann untergehen, die Partei kann nie untergehen». Bochmann war in der Bürgerrechtsbewegung aktiv. Er hat sich die Freiheit erkämpft gegen die Partei.



Fast wie in alten Tagen: Karl-Marx-Monument in Chemnitz.

Wir laufen die Strasse der Nationen hinunter, ebenfalls stalinistisch weit und aufmarschgeeignet, bis wir am Markt landen, und setzen uns beim Alten Rathaus draussen an einen Tisch in die Sonne.

Bochmann, einst Pressechef der Stadt, hat das Glockenspiel im Rathaus wieder instand setzen lassen, er liebt Musik, er hat eine Zeitlang in New York und Nashville gelebt, ein Kosmopolit mit einer Schwäche für Country-Musik.

Bochmann erzählt von der Wendezeit, von seinen Tagen an der Kunsthochschule, den Bürgerrechtlern, den Kundgebungen. An den Grünen heute, sagt er, könne er manchmal verzweifeln.

Ich muss meine Fragen gegen das Glockenspiel anbrüllen. «Wenn die nicht Boris Palmer in ihren Reihen hätten . . .», brüllt Bochmann zurück, und er lässt den Satz unvollendet in das fröhliche sommerliche Stimmengewirr auf diesem Platz flattern, der sich am Tage eins nach Corona gefüllt hat.

Bochmann, graues Hemd, Zigarettenselbstdreher mit einem dieser Klapp-Apparate, ist für Grüne wie Baerbock wahrscheinlich nur ein alter weisser Mann. Aber er hat gekämpft. Für ihn ist Freiheit das höchste aller Güter, und ausgerechnet an diese wollen die Grünen nun ran.

Nein, Klonovsky kennt er nicht. «Er war Gabelstaplerfahrer zu alten DDR-Zeiten und Autodidakt», sage ich und empfehle ihm, sein «Acta diurna» zu lesen – so lernt man ihn am besten kennen. Seinen Scharfsinn, seine Radikalität, vor allem: seinen Humor.

Und dieser Klonovsky sitzt ein wenig später auf der Terrasse des Hotels «Chemnitzer

Hof» an der Strasse der Nationen vor einem Glas Wein und pafft eine armdicke Zigarre. Er deutet ein Lächeln an, was für seine Verhältnisse schon einem überschnappenden Heiterkeitsausbruch gleichkommt.

Erlauer Stierblut und Klarer Juwel

Ich halte ihn für einen Melancholiker. Er hält sich für einen «Kokett-Depressiven», und er berlinert gleich mit einem Witz zum Thema los: «Burnout?», rief der Chef. «Für 'ne ordentliche Depression hat's wohl nicht jereicht!»

Allerdings wäre ein gewisses Mass an Ernst verständlich – der AfD-Kreisverband, der ihn als Direktkandidaten nominiert hatte, möchte genau das nun revidieren, auf einer Versammlung am nächsten Tag. Er sei doch eigentlich Münchner und überhaupt: gar nicht in der Partei, eine interne Intrige, hinter der der

Wie passt so einer in den unappetitlichen Pöbelhaufen, als der die AfD beschrieben wird?

Listenkandidat Oehme steckt – eine erfolgreiche Direktkandidatur Klonovskys würde dessen Listenoption verschlechtern.

Allerdings hat dieser Klonovsky Nerven wie Drahtseile (und als flotter Radfahrer ebensolche Beinmuskeln), was nicht verwundert bei dem Lebenslauf: geboren vor knapp sechzig Jahren im sächsischen Schlema, dem «verstrahltesten Gebiet im Erzgebirge», weil in den dortigen Wismut-Werken Uran für die

Sowjetunion abgebaut wurde. Sein Vater war dort Hauptbuchhalter und «selbstverständlich» Parteimitglied, sein Verhältnis zu ihm in der Jugend: «angespannt».

Mässiger Schüler, noch mässigerer Gefolgsman der Parteilinie, allerdings begeisterter Althumanist, das Abitur erst später nachgeholt, zunächst ab in die Produktion, Maurer, Sportplatzwart, Gabelstaplerfahrer im Getränke-grossbetrieb, wo die Flaschendröhnung für eine ganze frustrierte Republik verteilt wurde.

Dort kam es darauf an, anstrengungslos Bruch zu produzieren, der dann von einer Belegschaft aus Schwerstalkoholikern in die jeweils eigene Schlafstatt verschleppt werden konnte, zum Beispiel den Rotwein Erlauer Stierblut oder den Schnaps Klarer Juwel, Gebrauchsname: Blauer Würger.

Besonders der Kennruf eines zahnlosen Kollegen blieb hängen: «Dit interessiert ma nich!»

Später dann Korrektor bei der LDPD-Zeitung *Der Morgen*, unruhige Wendezeit und danach als glänzender Feuilletonist von einem westdeutschen Medienmogul entdeckt, nach München verpflanzt, wo er von 1992 bis 2016 als Autor und Leiter des Debattenressorts des *Focus* wirbelte und nebenbei Romane über Puccini und Ramses und Aphorismen schrieb und vor allem sein digitales Tagebuch «Acta diurna» führte.

Gaulands Redenschreiber

Irgendwann wurde es ihm eng, seine provokanten «Acta diurna» sowie der Umzug der Gesamtreaktion wurden zum Problem, es zog ihn in die Politik – als Referent zunächst

für Frauke Petry, nach einem Zerwürfnis wechselte er als Redenschreiber zum Parteichef Alexander Gauland.

Schon im Sommer 2010 schrieb er über seine Hoffnung auf eine Bürgerbewegung rechts der CDU, drei Jahre später wurde die AfD gegründet; in diese Alternative für Deutschland allerdings tritt er nie ein.

Doch seine «Acta diurna», die bei Manuscriptum in Buchform unter dem Titel «Reaktionäres vom Tage» herausgebracht werden, bleiben wie die seinerzeitige *Fackel* von Karl Kraus das Geschliffenste und Gemeingefährlichste, was der deutsche Journalismus in unregelmässigen Tagesrhythmen zu bieten hat.

Und nun will er den Sprung in den Bundestag schaffen «und dort am Rednerpult die Grünen vor Wut platzen sehen!».

Wir albern ein bisschen herum über Annalena Baerbocks Bildungsabenteuer, aber auch über ernstere Themen wie Borussia Dortmund, unterbrochen von wechselseitigen schmatzenden «Dit interessiert ma nich»-Ausrufen, hier auf der Terrasse neben dem wunderbaren Opernplatz, bis ein verschreckter Kellner erscheint, bei dem Klonovsky eine weitere Flasche Spätburgunder aus dem Weingut Bercher aus Burkheim bestellt, er kennt die Winzerbrüder von einer Reportage.

In seinem brechend komischen, autobiografischen Roman «Land der Wunder» rechnet er der DDR besonders übel an, dass sie ihn von diesem und anderen Weinen und vor allem jenem 82er Château Margaux, den ihm der Münchner Kopffjäger nach der Wende kredenzte, ferngehalten hatte. «Und das ist nicht wiedergutzumachen.»

Wie passt so einer in den unappetitlichen Pöbelhaufen, als der die AfD nahezu durchgängig beschrieben wird? Tatsächlich wird ja diese einzige Oppositionspartei im Land überklebt mit Etiketten wie «antisemitisch» und «rechtsextremistisch», um sie aus dem demokratischen Spiel zu nehmen.

«Doppeldenk» wie bei Orwell

Gleichzeitig teilen nicht wenige ihre Vorbehalte gegen die grenzenlose Flüchtlingspolitik, gegen die EU-Haftungs- und Schuldenpolitik, vor allem aber gegen eine Klimarettungs-Hysterie, die unserem im Weltmasstab winzigen CO₂-Promille-Emissions-Land Produktionsbremsen auferlegt, die unsere Wirtschaft erdrosseln könnten, und Verhaltensregeln, die unsere Grundrechte einschränken.

Nicht von ungefähr hat soeben der Weltkonzern Audi, der einst vom Chemnitzer August Horch gegründet und unter seinem latinisierten Namen («horch» = «audi») geführt wurde, das Ende seiner Produktion von Verbrennungsmotoren verkündet.

Ein Beispiel für diese mediale Paradoxie, nämlich die AfD-Argumente zu bejahen, aber die



«Ich will die Grünen vor Wut platzen sehen»: Schriftsteller und AfD-Politiker Klonovsky.

Partei zu verdammen, die bei Orwell «Doppeldenk» genannt wird, lieferte jüngst *Welt*-Chef Ulf Poschardt in seinem erbosten Kommentar über die Äusserung des CDU-Ostbeauftragten mit seiner Wählerbeschimpfung der Osis.

Er nannte sie «beispiellos» und entdeckte auf der «Metaebene» die Drohung der «Konsensbataillone des Zeitgeistes» an die Adresse der AfD-Wähler, dieselben «als Problemfall zu stigmatisieren».

Da er diesen Konsensbataillonen allerdings weiterhin angehören möchte, unterschied er in einer grammatisch rätselhaften Brückenkonstruktion die AfD-Wähler vom «anständigen Teil der Zivilgesellschaft». Und nannte im Folgenden die AfD-Vertreter in Sachsen-Anhalt (wir sind am Tag vor der dortigen Wahl) «unsägliche Rechtspopulisten».

Um im nächsten Absatz wieder die «kulturkämpferischen Eliten mit ihren Denkregeln» zu verurteilen.

Wir erleben also das öffentliche Spektakel des «Doppeldenk», den strukturellen Opportunismus unserer habituell linksdrehenden Medien: Die AfD ist zwar unsäglich, aber sie als solche zu bezeichnen, ist es ebenfalls.

«Tja», sagt Klonovsky und nimmt einen Schluck aus seinem Glas, «du kennst doch den Betrieb wie ich – hast du je was anderes erwartet?» Und pafft ungerührt weiter.

Dann winkt er über meinen Kopf hinweg, seine Frau Elena Gurevich erscheint auf der Terrasse mit Rollkoffer. Elegant, mit offenen schwarzen Haaren, weisser Bluse, grosser Brille, hohen Schuhen natürlich, sie ist Klaviervirtuosin und Diva, geboren in Kaliningrad, die beiden konzertieren gemeinsam in Salons und öffentlich, er liest aus seinem Buch «Lebenswerte» über gute Weine und Frauen und Renaissance-Kirchen, sie spielt Mozart und Rachmaninow dazu, ich habe begeistert darüber

geschrieben ... Und jetzt scheucht sie ihn vom Tisch weg, weil er Zigarre pafft!

Und der gefährliche Klonovsky schmolzt und schleicht sich ans ferne Ende der Terrasse, und Elena lächelt bezaubernd, nachdem sie die Machtverhältnisse klargestellt hat. Später schiebt er ihr sein Auberginengericht hin, sie hat Appetit, er hat den seinen verloren. Ich denke, neidvoll: Kein Wunder, dass er so fantastisch schlank ist.

Wohlbestückte Theke

Kurz darauf lasse ich die beiden alleine, am andern Tag geht es früh raus zur Parteiversammlung. Man hat im Gasthof «Krystallpalast» im Vorort Klaffenbach einen Saal gefunden, selbst in Chemnitz ist die militante Antifa, die gerne Wirte unter Druck setzt, eine reale Gefahr.

Also raus, die Fahrt an den genormten Wohnblöcken alter Tage vorbei, durch Markendorf, das dem grünen Öko-Wahn schon sehr nahe kommt, denn in diesem Dorf wohnt man übereinander und nicht in schädlichen Einzelhäusern, schliesslich das Versammlungslokal mit angegliedertem griechischem Restaurant, was wichtig ist für einen Journalisten, der ständig vom Hunger bedroht wird.

Doch drinnen dann, unter einer Diskokugel, mit Tischen und Stühlen und einem tatsächlich von Wahlplakaten lächelnden Klonovsky – Entwarnung: eine wohlbestückte Theke mit belegten Brötchen und Kuchen!

Der Kreisvorsitzende ist ein sportlicher Typ mit Bürstenschneit, weissem Hemd und Jeans, Inhaber einer Werbeagentur. Sein Stellvertreter ist nicht da, der ist ausgetreten aus der Partei, ich hatte ihn am Tag vorher gesprochen: Für ihn waren zu viele dabei, denen es egal ist, ob der Verfassungsschutz hinter ihnen her ist; er, Inhaber einer Security-Firma, kann sich das

nicht leisten, er lebt auch von öffentlichen Aufträgen.

Aber vor seinem Austritt hat er noch Klonovsky vorgeschlagen, ein vernünftiger Typ, sagt er, gemässigt, die Hardliner haben gegen ihn intrigiert, vordergründig weil er nicht in der Partei ist.

Das Hintergründige sitzt an diesem Vormittag links im Saal. Es ist der Kandidat Ulrich Oehme, Listenplatz Nummer 8, der bei einem Direktwahlsieg Klonovskys befürchten muss, nicht zum Zuge zu kommen. Die Presse macht eine Richtungsentscheidung aus dieser Versammlung.

Gemässigt gegen den Flügel. Oehme (Flügel) hat seine Truppen um sich gesammelt, Klonovsky allerdings auch: den Landtagsabgeordneten und Anwalt Volker Dringenberg, den Schatzmeister, sowie den Freund Matthias Moosdorf, seine Frau und mich.

Allerdings bin ich meistens zum Büffet unterwegs, unter dem strengen Blick Elenas, die mir das Brötchen zur Wiener Wurst untersagt, weil es dick macht, und ich frage die Mitglieder nach ihrer Herkunft.

Die meisten haben früher CDU gewählt, einige waren sogar Mitglied. Sie fühlen sich verschaukelt, sehen kaum noch Unterschiede zur alten Staatspartei, die in ihren Schlusstagen ebenfalls mit Machtsicherung beschäftigt war und der sogenannten internationalen Volkssolidarität.

Klonovsky gilt ihnen als kultivierter bürgerlicher Kandidat. Er lehnt Fundamentalopposition ab. Er will Koalitionsfähigkeit für die Partei, eine Machtopion.

Allerdings, so heisst es bei einigen: «Er könnte mal lernen, nicht so ernst zu gucken.» Aber die Gesamtlage ist ernst, rufe ich. Baerbock könnte Kanzlerin werden! Und Claudia Roth Bildungsministerin! Und SPD-Kevin-Kühnert, der seine Berufsbildung in einem Callcenter verbracht hat und der von Enteignungen träumt, könnte im Fall einer Koalition die Wirtschaft übernehmen!

Gilt alles nicht, Klonovsky soll lachen!

Schön wie raffaelische Putten

Nachdem der Antrag zur Neuwahl durchgefallen ist, spricht er selber zu den Massen, also den rund sechzig älteren Parteimitgliedern, über die heissen Eisen. «Als Schriftsteller kann ich nicht Mitglied einer Partei sein, egal welcher.» Zumindest hier im Saal erntet er Nicken: Erst kommt der Beruf für einen Mann und Familienvater, dann der Rest.

Unter der Bühne sind die Motive der Plakataktion aufgereiht, «Deutsch statt Gendern» oder «Grundrechte vor der Regierung schützen!» oder, in schönster Klarheit: «Unser Land. Unsere Regeln.»

Klonovsky verspricht, er werde vor Ort sein, natürlich, er werde Veranstaltungen mit Meu-

then, Curio, General Wundrak durchziehen, werde am Stand sein, seine Kolumne im lokalen Anzeigenblatt fortschreiben.

Abschliessend singen alle versöhnt die Nationalhymne, und dann lädt uns Klonovskys Freund, der Cello-Virtuose Matthias Moosdorf,

Von der Kanzlerin gibt es kein mässigendes Wort zu den Hexenjagden auf Dissidenten, im Gegenteil.

der in Zwickau kandidiert, auf seinen Landsitz nach Collm ein, wo uns seine russische Frau Olga bekocht und die drei Töchter, die sechsjährige Clara und die dreijährigen Zwillinge Emilia und Anna, alle schön wie raffaelische Putten, auf das Angenehmste unterhalten.

Währenddessen schwingt sich Klonovsky auf ein Mountainbike und strampelt und quält sich und nimmt die Steigung am Collmer Berg nicht einmal, sondern zehnmal hintereinander, und alles nur, um mich zu demütigen.

Die Kinder planschen im Pool mit aufblasbaren Fantasietieren. Die Stadt Chemnitz, erzähle ich, habe einen Märchenwettbewerb ins Leben gerufen. Emilia würde sich ein Märchen mit einem Einhorn wünschen. Ich finde das vom weinenden «Nischel» prima, es ist in Chemnitz mittlerweile Volksmund.

Also, warum weint der «Nischel»? Na, weil auf der anderen Strassenseite ein Intershop-Laden aufgemacht hat, und er, der «Nischel», passt mit seinem dicken *Kopp* nicht da rein. Die Kinder johlen. Allerdings wissen sie nicht, was «Intershop» bedeutet.

Lange sitzen wir zusammen, Klonovsky pafft, jetzt gemeinsam mit Moosdorf, im Hintergrund klimpert Erroll Garner, der Abendwind

streicht durch die Linde am See, und keiner von uns hat vor, Bomben zu basteln.

Wir sind einfach nur besorgt, ja verzweifelt wegen einer Regierung, die ihr Volk verarmen lässt, ihm die Freiheiten nimmt, absurden Utopien hinterherhechelt und bestückt ist mit Dilettanten. «Fast wie in alten Tagen», sagt Moosdorf.

Vor allem sind wir unzufrieden mit der Frau, die dieser Regierung vorsteht. Eine Frau, die ihre politische Prägung als Sekretärin für Agitation und Propaganda in der Vorgängerdiktatur erfahren hat, die Wahlen mit «ungünstigen» Ergebnissen revidieren lässt und für die der antifaschistische Kampf dort beginnt, wo man nicht ihrer Meinung ist.

Sie hinterlässt ein zerstrittenes Land, in dem zwei Drittel der Bürger Angst haben, ihre Meinung zu sagen, Menschen, die mittlerweile wie in Orwells «1984»-Dystopie «Doppeldenk» und «Neusprech» beherrschen müssen, um nicht zu riskieren, von regierungstreuen «Konsensbataillonen» «stigmatisiert» zu werden.

Dieser linke McCarthyismus rast. Mittlerweile rufen Beamte selbst für einen Publikumsliebbling wie Jan-Josef Liefers, der sich eine dissidente Meinung erlaubte, nach einem Berufsverbot; gegen den Action-Helden Til Schweiger läuft ein Shitstorm, weil er seinerseits den Regierungskritiker Boris Reitschuster einen «Helden» nannte.

Von der Kanzlerin gibt es kein mässigendes Wort zu solchen Hexenjagden auf Dissidenten, im Gegenteil.

Vielleicht war es ja in all den Jahren ebendiese selbstherrlich und ungerührt am Parlament vorbeiregierende Kanzlerin – tatsächlich eine Frau aus dem Osten –, die einfach noch nicht in der Demokratie angekommen ist.



«Ich freue mich auf eine Zukunft voller Gestaltungsmöglichkeiten.»

Ivy Klein
Leiterin Geschäftsentwicklung
Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben



Mündige Bürger

Nr. 24 – «Schweizer Klima-Streik»
Erik Ebnetter über das Nein der Schweiz zum CO2-Gesetz

Diese Abstimmung hat bewiesen, dass es offenbar doch noch eine kleine Mehrheit von logisch Denkenden unter der Schweizer Bevölkerung gibt. Danke, SVP, den pubertären links-grünen Wunschdenkern immer wieder sachlich den Realitätsspiegel vorzuhalten.

Brigitte Matteuzzi, Luzern

Das Volk hat es gemerkt: Das Gesetz hätte nur viel gekostet, ohne wirklich CO2 zu reduzieren. Nun haben die Politiker die Chance, den ideologischen Mist liegen zu lassen, um nun wirklichen Umweltschutz zu machen. Eine Hürde müssen die Politiker nehmen: Die unsinnige Energiewende muss endlich rückgängig gemacht werden. Denn ohne genügend und billigen Strom lässt sich kein CO2 einsparen. Vor bald hundert Jahren, als Wasserkraftwerke gebaut wurden und billiger Strom zur Verfügung stand, verschwanden die stinkenden Dampflokomotiven ganz von selbst, ohne Lenkungsabgaben. Ich wünsche den Politikern Mut und Geschick: dass sie sich abwenden von Geldsammelaktionen und dafür die realen, durch die Naturgesetze gegebenen Möglichkeiten zum CO2-Sparen ausnützen.

Max Salm, Umiken

Der letzte Abstimmungssonntag war ein grosser Erfolg für die liberalen Kräfte im Land – zum Glück gibt es sie noch! Echte Lösungen sind gefragt, die sich an der Realität sowie an der heute machbaren Technologie messen, nicht aber an Ideologien orientieren. Die Freisinnigen haben sich von den Grünen und

Linken mit Umweltschlagworten ins staatsgläubige Lotterbett locken lassen. Die FDP muss wieder den bürgerlich-freisinnigen Weg beschreiten. Es reicht jetzt, die Rezepte von Links-Grün zu kopieren! Damit gewinnt der Freisinn kein Wählerpotenzial. Bleibt zu hoffen, dass sich in der FDP bald wieder echte Liberale durchsetzen. *Andreas Kleeb, Zug (ehemaliger FDP-Präsident Kanton Zug)*

Die eigensinnigen Schweizer haben das Rahmenabkommen sowie nun auch das CO2-Gesetz verworfen. Nun lamentieren die Linken, dass wir uns endgültig isoliert haben und es uns verscherzt haben mit den Handelspartnern in der EU. Natürlich sind wir auf gute Beziehungen zu unseren Nachbarländern angewiesen, aber diese auch auf uns als Transitland und eines der innovativsten und finanziell stärksten Länder der Welt. Schon vor über 700 Jahren versuchten die europäischen Herrscher die störrischen Bergler der Urschweiz in die Knie zu zwingen, sind aber kläglich gescheitert. *Ronald Wild, Zollikon*

Ich bin richtig stolz auf unsere mündigen Bürger. *Martha Bosshard, Grabs*

Rote Äpfel

Nr. 23 – «Warum in Amerika die Gewalt eskaliert»
Urs Gehrigler / «Tagebuch» von Matthias Matussek

Was Amerika unter Biden erlebt, was Europa unter vielen vermeintlich linksliberalen Regierungen erlebt, wird in Deutschland ebenfalls deutlich: «Links ist da, wo der Daumen rechts ist!» Oder wie der Antifaschist und Antikommunist Willy Brandt einmal sagte: «Bei diesen Studenten fallen die roten Äpfel nicht weit vom braunen Stamm!» Wer auf dem linken

Auge blind ist, dessen Blick wird auf der rechten Seite – über kurz oder lang – ebenfalls getrübt sein. Und das bedeutet, dass irgendwann die/der Einäugige unter den Blinden Königin beziehungsweise König ist. Im linken Weltbild ist der Kapitalismus ohnehin der Hort allen Übels; Rassismus, Krieg und Polizeigewalt seien in ihm verankert. Diesen Nonsens glauben diese Damen- und Herrschaften aus der linken Ecke allen Ernstes, und entsprechend handeln sie. Sie meinen es ja gut. So befördert die linke Gesellschaftsagenda, obwohl sie offiziell etwas anderes will, nur neue Gewalt, neuen Rassismus, neue Unfreiheit. *Marko Michels, Schwerin (D)*

Unheilige Allianzen

Nr. 23 – «Zuerst kommt der Freihandel»
Beat Gygi über die Beziehungen zur EU

Die Europäische Union ist das Aushängeschild deutscher Vergangenheitsbewältigung: Wer einen Krieg anzettelt, muss zwangsläufig für Frieden sorgen. Bewältigt und aus der Welt geschafft werden historische Tatsachen zunächst einmal dadurch, indem das schlechte Gewissen – sprich die deutsche Identität – mittels Unionsbürgerschaft vereinheitlicht wird. Getreu dem Leitsatz: «Deutschland ist Europa, Europa ist Deutschland», steigt Merkel zur Kaiserin auf. Merkels Liebkindpolitik vereint unheilige Allianzen zwischen Wirtschaftsvertretern und den Machtgelüsten deutscher Politiker, die ihre Idealvorstellungen über das eigene Mutterland hinaus verewigt sehen wollen.

Christian Zweifel, Herrliberg

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Ulrich Bremi (1929–2021) Schang Hutter (1934–2021)



Werte und Überzeugungen: FDP-Nationalrat Bremi.

Fast dreissig Jahre, nachdem Ueli Bremi mit dem Nationalratspräsidium den Höhepunkt seiner politischen Karriere erreicht und diese damit als «höchster Schweizer» beendet hatte, schloss sich sein Lebenskreis vor wenigen Tagen. Sein eindrückliches Lebenswerk zeugt von einer riesigen Energie und Schaffenskraft. Er war kein Shootingstar, sondern ein politischer Arbeiter mit Geduld, Ausdauer und Durchsetzungsvermögen – 28 Jahre Parlamentsarbeit in Kanton und Bund sprechen eine deutliche Sprache.

Als Unternehmer, Offizier und Nationalrat entsprach er vordergründig dem Archetyp des bürgerlichen Milizpolitiklers des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts. Ueli Bremis überragendes Format gründet jedoch nicht nur darin, was er tat, sondern massgeblich auch darin, wie er es tat: Strategische Fähigkeiten und Weitsicht hinderten ihn nicht, sich auch operativ «abzumühen» und Verantwortung für die Umsetzung guter Ideen zu übernehmen. Er war ein Mann der Tat, Worte setzte er mit Bedacht ein. Leadership und Team-Play verband er so auf vorbildliche Weise.

Verbindend war sein Wirken in vielerlei Hinsicht. Ueli Bremi war nicht *porte-parole* bestimmter Interessengruppen, sondern ein unabhängiger Geist. Er kam aus der KMU-Welt (das Schweizer Traditionsunternehmen Bauer-Kaba internationalisierte er erfolgreich) und brachte sich in den Leitungsgremien grosser Konzerne aktiv ein; er war als Ingenieur und Unternehmer

ein Mann des Werkplatzes, erkannte aber die grosse Bedeutung eines starken Finanzplatzes und engagierte sich auch da. Schablonen oder gar Klischees werden Ueli Bremi in keiner Art und Weise gerecht.

Auch seine «politische Reichweite» gründete massgeblich auf einem Blick, der gerne über den eigenen Tellerrand hinausschweifte. Selber mit unbestechlichem liberalem Kompass unterwegs als einer, der sich eine eigene Meinung leisten konnte, war Ueli Bremi ein begnadeter Zuhörer, wie es – gerade in der Politik – nur wenige gibt. Dass er Andersdenkende nicht nur an-, sondern ihnen auch zuhörte, verschaffte ihm weit über die Parteigrenzen hinaus Respekt. Fragen stellte er gerne und nicht aus Höflichkeit, sondern aus Interesse.

Ueli Bremi hätte bestimmt keine Geltung als Vorbild beanspruchen wollen. Und das gleichermassen weitgreifende wie feingliedrige Bild dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit liess sich wohl auch kaum linear in eine Welt von Twitter, Flashmobs und Social Bots projizieren. Die Werte und Überzeugungen, die er lebte, taugen aber durchaus zum Vorbild, zum Inspirieren noch mehr als zum Kopieren. Die Fähigkeit zum Diskurs, der Wille zum Gestalten und die Energie, die Sache hartnäckig in die Richtung einer Lösung zu bewegen, würden wohl helfen, einen Weg zur Reform der Vorsorgewerke, zur Rolle der Schweiz in Europa und der Welt oder in Sachen Nachhaltigkeit zu finden. *Beat Walti*

Sein Körper hatte seit einem Jahrzehnt versagt, der Kunstkandal, der ihn 1998 mit seiner Plastik «Shoah» vor dem Bundeshaus national berühmt machte, hatte Spuren hinterlassen. Am 14. Juni ist Jean Albert «Schang» Hutter nach langer, schwerer Krankheit gestorben. Es scheint kein Zufall zu sein, dass er damit bis zum 100. Geburtstag von Joseph Beuys, seinem Bruder im Geiste, gewartet hat.

Mit der Stahlskulptur «Sterbender KZ-Häftling», der das Foto eines ausgemergelten Gefangenen zugrunde liegt, gelang Schang Hutter der Durchbruch. Bezüge zu Wilhelm Lehmbruck und Alberto Giacometti sind ebenso offenkundig wie die zu Marionetten und volkstümlichen Gliederpuppen. Im Holz fand er sein genuines Material; das Drechseln ermöglichte ein serielles Arbeiten und bescherte seinen Figuren deren markante, pointierte Erscheinung.

Die 1970er und 1980er Jahre waren seine Zeit, wie bestellt für einen sozial engagierten Künstler seiner Prägung. Die Themen Ausgrenzung, Unterdrückung und Ungleichheit lagen in der Luft, und er fand sie, egal, ob in Warschau oder im geteilten Berlin. Diese Nähe zu den Menschen macht die künstlerische Wiedergabe der gefährdeten Kreatur in all ihren Facetten authentisch. Die Hintergründigkeit und der subtile Humor verleihen den fast lebensgrossen Figuren und Ensembles deren Popularität.

Als Überzeugungstäter war Schang Hutter seit 1971 auch in der SP aktiv; naturgemäss hält die Kunstwissenschaft zu einer solchen Persönlichkeit Distanz. Näher standen ihm Literaten, seine Frau Regula und der enge Freund Peter Bichsel, wie überhaupt die Sprache immer wichtiger für ihn wurde, als hätte er der Kraft der bildenden Kunst allein nicht vertraut. Doch der singuläre Rang seiner bedeutendsten Werke wie «Vertschaupet» und «Veitstänze» bleibt; ihre inhaltliche Aussage ist heute aktueller denn je. *Marc Gundel*



Markante Erscheinung: Künstler Hutter.

Suzanne Thoma ist Corona-Gewinnerin

Die Berner Kantonspolitiker schützen die BKW als staatliche Energieveranstaltung.



Die Berner Kantonspolitiker und das Management der Bernischen Kraftwerke (BKW) zählen zu den Corona-Gewinnern. Vorige Woche hat sich das Berner Kantonsparlament resolut gegen eine Aufspaltung der börsenkotierten BKW in ein privatisiertes Dienstleistungs- und ein staatlich beherrschtes Energieversorgungsunternehmen ausgesprochen. Die BKW mit ihrem Jahresumsatz von gut drei Milliarden Franken soll als Ganzes zusammengehalten und beim Staat untergebracht bleiben. Der Kanton Bern hält gut 52 Prozent der Aktien, und das Parlament bestätigte diese staatliche Beherrschung auch für die Zukunft.

Hauptargument für eine per Motion geforderte Aufspaltung war, dass in der BKW das traditionelle, dem Kanton zugewandte Geschäft mit Energieproduktion, Netzen und Stromhandel immer stärker ergänzt worden ist durch private Dienstleistungsgeschäfte, wie sie Tausende von KMU im Markt auch anbieten. Um die hundert Montage- und Beratungsfirmen hat die BKW zugekauft. Und dass das Kernkraftwerk Mühleberg vor anderthalb Jahren abgeschaltet wurde, hat die interne Balance noch mehr in Richtung der neuen Geschäfte verschoben.

Warum Corona-Gewinner? In der Pandemiezeit haben Durchregieren, Kommandieren, Kontrollieren, selektives Informieren, hoheitliches Mikromanagement an Bedeutung gewonnen. In der Politik sind Herrschernaturen auf den Geschmack gekommen, auch in normalen Zeiten so zu regieren, und unter den Beherrschten hat sich eine gewisse Gewöhnung ausgebreitet.

Ein solches Klima kommt Kantonsregierung und Parlament auch in Bern entgegen. Für das

BKW-Management um CEO Suzanne Thoma gilt Ähnliches. Die Gruppenführung kann in der bisherigen Form ja eine erheblich grössere Unternehmung dirigieren, als wenn zwei einzelne Firmen daraus gemacht würden. In einer grösseren Gruppe hat das Management mehr Prestige und einen grösseren Informationsvorsprung gegenüber den Kontrollinstanzen Staat, Verwaltungsrat und Steuerzahler.

Private KMU klagen darüber, dass ihnen die BKW auf den privaten Servicemärkten Konkurrenz mache und dass das unfair sei. Suzanne Thoma hält dagegen und sagt, die BKW sei von der Grösse her nicht dominant, nur eine von vielen, wie in einem normalen Markt. Aber es bedeutet für ein Energieunternehmen eben doch einen Vorteil, wenn es zur BKW-Gruppe gehört, da ja hinter all seinen Tätigkeiten irgendwie die Staatsgarantie und das Beziehungsgeflecht der öffentlichen Verwaltung stecken.

Als Chefin der staatlich kontrollierten BKW hat Thoma kürzlich einen sehr freundlichen Empfang im staatsnahen Schweizer Fernsehen in der Sendung «Eco» erhalten. Auch für politische PR-Aktionen mit Energiewende-Typen wie dem Grünen Jürg Grossen ist die BKW gerne zu haben.

Der Berner Regierungsrat liess drei Studien zur Beurteilung des Aufspaltungsthemas erstellen, je eine aus juristischer, volkswirtschaftlicher und betriebswirtschaftlicher Sicht. An der volkswirtschaftlichen Studie, die zum bestmöglichen Umgang mit Risiken eine Aufteilung des Unternehmens vorschlägt, kritisiert er mehrere Punkte – wobei er die Arbeit selber nicht publizierte. Der Regierungsrat schreibt: «Die Tren-

nung der BKW-Gruppe vom Dienstleistungsgeschäft widerspräche allerdings der von der BKW-Gruppe verfolgten und bisher erfolgreichen industriellen Logik, d. h. es ergibt sich auf politischer Ebene ein Konfliktpotenzial zwischen dem Mehrheitseigner und dem Management.»

Aus Sicht der Unternehmensführung oder der Corporate Governance ist das eine unglaubliche Haltung. Kontrolle der Manager durch den Eigentümer: Lieber nicht, das ergäbe Konfliktpotenzial, man kann es doch so gut miteinander, und das Management macht es doch gut. Nach Thomas Worten geht es gar ums Retten der BKW mit Hilfe der neuen Geschäfte, also: ja nicht auseinandernehmen!

Das erinnert an die Ruag-Geschichte. Der Konzern hatte seinerzeit zwei Teile: hier ein bundeseigener Ausrüster der Armee, dort ein auf private Märkte ausgerichteter Technologielieferant. Der Technologieteil sollte innovativ und effizient in den internationalen Märkten herumturnen und so gut verdienen, dass der Schweizer Rüstungsteil davon profitierte und das Schweizer Militär umso günstiger versorgen konnte.

Das Problem ist, dass es dann genau umgekehrt kam: Der internationale Ruag-Teil schaffte es nicht, in den Märkten rentable Geschäfte aufzubauen, machte Verluste und lebte auf Kosten des armeeverbundenen Rüstungsteils, der dafür mit massiv überhöhten Preisen und Honoraren enorm viel Geld aus dem Schweizer Militär zog. Am Schluss löste der Bund das Gebilde auf. Vielleicht will der Berner Regierungsrat von der Ruag lieber nicht zu viel wissen, aber dann kann er ja die Geschichte der Berner Kantonalbank nachlesen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Loriot war ein Meister
der gelassenen Komik
und ein Menschenfreund.
Tom Kindt, Seite 86



So ziehen wir los jeden Tag zu unseren Höhlen und Tälern, Wüsten und Dschungeln.

Carl Spitzweg, Der Schmetterlingsjäger, 1840
– So ziehen wir los jeden Tag, geduscht und in sauberen Kleidern, fädeln uns ein in die Betriebsamkeit einer beschäftigten Gesellschaft, gehen davon aus, ungeschoren davonzukommen, und hoffen auf Glück.

Jeder unserer Handlungen liegen zwei wesentliche Voraussetzungen zugrunde: die Vernunft und die Suche nach Glück. Die eine ist die Widersacherin der anderen, und vielleicht deshalb sind wir zu Zauderern geworden, zu ewig Unentschlossenen. Denkbar, dass die rechte Hirnhälfte all die in uns gärenden Leidenschaften zum Sieden bringt, und bevor diese sprudeln, schüttet die linke, die Vernunft, kaltes Wasser darüber.

So ziehen wir los jeden Tag zu unseren Höhlen und Tälern, Wüsten und Dschungeln, um das Glück zu finden, kommen oft mit leeren Händen zurück und sagen dann, Zufriedenheit sei schon viel. Damit wir nicht unsere sedative Balance verlieren.

Gelegentlich, selten nur, flattert uns ein Moment des Glücks auf unseren Wegen entgegen wie ein Schmetterling. Wir können kurz nicht glauben, was wir sehen, und wissen nicht, was wir fühlen angesichts dieses Moments, der so lange verborgen blieb und dessen Flügel nur andere zu streichen schienen.

Dann erstarren wir. Da ist es, so nah wie nie und doch weiter entfernt als in unseren Träumen. Noch ein Schritt, zwei oder allerhöchstens drei, dann würde uns das Glück ins Netz gehen. Dann könnten wir es in eine Dose legen und mit vollen Händen nach Hause zurückkehren. Es dort aus der Dose holen und im Licht einer Lampe betrachten, immer wieder. So lange, bis es uns selbstverständlich wird.

Aber wie Spitzwegs (1808–1885) Schmetterlingsjäger zögern wir meist zu lange, vor Angst vielleicht oder vor Unglauben, und das Glück fliegt davon. Und dann ziehen wir wieder los mit nichts als Erinnerung in den Händen. Vielleicht tanzen irgendwann nochmals Schmetterlinge vor uns. Aber nur vielleicht. *Michael Bahnerth*

Zwielichtige Figur

Dass Faust zum deutschen Nationalhelden wurde, verdankt sich einer Missdeutung. Er ist ein Versager auf der ganzen Linie.

Heinrich Detering

Johann Wolfgang Goethe: Faust (Hamburger Ausgabe). C.H. Beck. 777 S., Fr. 28.90

Es hätte Hermann sein sollen. Heroisch wie bei Johann Elias Schlegel, tugendhaft wie bei Klopstock, verschlagen wie bei Kleist, bot sich der Cheruskerfürst als Held einer Nation an, die sich kriegerisch gegen Frankreich, gegen Rom, gegen den Westen konstituieren wollte. Dass es für Hermann trotz des geballten dichterischen Bemühens schliesslich nur zum Denkmal reichte und stattdessen ein zwielichtiger Geselle wie der Doktor Faust zum literarischen Nationalhelden avancierte, das hatte der Verfasser des «Faust»-Dramas selber am wenigsten erwartet.

Und er hätte es sich schwerlich gewünscht. Nicht nur, weil ihm die deutsche Bildungswelt mit zunehmendem Alter so suspekt war wie umgekehrt auch er ihr («Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht!»), sondern auch, weil ja niemand so nachdrücklich den Anbruch einer neuen «Weltliteratur» proklamierte wie er. Dass «National-Literatur jetzt nicht viel heissen» könne, erklärte er 1827 just in dem Moment, in dem sie sich mit nationalistischer Vehemenz neu aufstellte – unter anderem mit diversen Hermanns-Dramen, von denen Kleist 1808 das blutigste geschrieben hatte.

Blutspur seines Begehrens

Das ganze, zweiteilige Weltgedicht vom Faust, das der alte Goethe feierlich der Nachwelt überantwortete, zeigt das Gegenteil eines Nationalhelden. Der Titelheld ist weder ein Held, noch ist er national. Man übertreibt nicht, wenn man ihn einen Versager nennt, und zwar von Anfang an und auf ganzer Linie. Dabei allerdings – aus diesem «allerdings» ergibt sich ein erheblicher Teil des dramatischen Vergnügens – scheint ihm zunächst jedes Mal das zu gelingen, was er sich vornimmt. Wirklich kann der alternde, melancholische und suizidgefährdete Gelehrte mithilfe des Teufels und seiner dienstwilligen Hexen noch einmal als junger und abenteuerlustiger Mann in die Welt ziehen.

Dass er alsbald die zauberhafteste Frau trifft, die er sich nur hätte erträumen können, ergibt sich ganz ohne Teufelszauber. Sobald er aber mit der Unterstützung des Teufels die Begehrte ins Bett gelockt hat und sich am Ziel seiner Wünsche wähnt, wird aus der Liebes- eine Mordgeschichte; im obszönen Karneval der Walpurgisnacht gewinnt sie zeitweise die Züge eines Horrorspektakels.

So haben am Ende des ersten Teils, kaum hat Faust sich's versehen, alle ausser ihm selbst das Leben verloren: Die Mutter stirbt am überdosierten Schlafmittel, das doch bloss eine unbewachte Liebesnacht ermöglichen sollte, das ungewollte Kind an der Verzweiflungstat der ledigen Mutter, der Bruder, der die Ehre der Schwester verteidigen wollte, von Fausts Hand im Duell, schliesslich wird die Geliebte um der Kindstötung willen hingerichtet. Dass Faust angesichts dieser Blutspur seines Begehrens abermals verzweifelt, hilft niemandem mehr. So lässt er sich vom teuflischen Mitspieler bereitwillig zu neuen Abenteuern locken. Doch wohin er auch gelangt – stets pflastern am Ende

Leichen seinen Weg. Faust lernt nicht aus seinen Fehlern, er wiederholt sie nur in immer grösseren Dimensionen.

Am Kaiserhof, denn mit dem zweiten Teil führt das Drama aus der intimen in die politisch-öffentliche Sphäre, steigt er als Finanzdienstleister und nebenbei als Showman der Hofgesellschaft so steil auf und stürzt so steil ab wie der «Wolf of Wall Street». Als Militärberater im undurchschaubaren Kriegsgeschehen, als Immobilienhai, der auf Land baut, das er erst dem Meer abgewinnen muss, endlich als Inbegriff eines neuen Unternehmertypus, der mit Hilfe tyrannisch ausgebeuteter Arbeiterheere eine monströse Naturzerstörung ins Werk setzt und dabei selbst das Rentner-Ehepaar blutig aus dem Weg räumen lässt, das seinen Allmachtsträumen zuletzt noch im Weg stand: In allen Bereichen des Weltlebens wird der mörderische Verführer des ersten Teils nun zum Menschenschinder, Natur- und Selbstzerstörer im ganz grossen Stil. Während er im Grössenwahn die äusserste Erfüllung seiner Träume gekommen glaubt, schaufeln seine vermeintlichen Helfer ihm schon das Grab, aus dem (wie aus der in der Stofftradition an dieser Stelle fest vorgesehenen Höllenfahrt) ihn allein die unerforschliche Gnade Gottes zu retten vermag.

Dramatische Ambivalenz

Und doch ist diese Schreckensbilanz nur die halbe Wahrheit. So schauerlich die Erfüllung von Fausts Wunschträumen anmutet, so wunderbar waren diese doch. Die wiedergewonnene Jugend und Schönheit, die hingebungsvolle Liebe, die Erkenntnisgewinne einer mündig gewordenen Vernunft, die schlaue Finanzpolitik und die Entdeckungstouren durch Zeiten, Räume und Kulturen, schliesslich die Zukunftsvision eines mit eigener Kraft der Natur abgerungenen, von allen feudalen Fesseln freien Grundes, auf dem ein freier Mensch inmitten eines freien Volkes leben könnte – es sind die Träume ganzer Zeitalter, die Faust auf Goethes Wunderbühne stellvertretend ausagiert.



„Wir haben sie anscheinend beim Frühstück überrascht...“



Verhängnisvolle Identifikation: Will Quadflieg als Faust, Gustaf Gründgens als Mephisto.

Dass sich dabei immer wieder nichts als so verheerend für den Traum erweist wie seine Erfüllung und dass von aller Magie am Ende nur der faule Zauber bleibt, das weist auf die unheimlichste Beziehung hin, die Faust mit seinem teuflischen Begleiter verbindet. Wenn Mephisto sich als einen Teil jener Kraft vorstellt, die «stets das Böse will und stets das Gute schafft», so ist Faust der Mensch, der immer von neuem Gutes will und immer nur Böses erzeugt.

Faust ist die dramatische Verkörperung einer Ambivalenz, die nur in transzendenter Perspektive auflösbar scheint. Ein Menschheitsgedicht ist Goethes «Faust» lebenslang, ein

Faust ist der Mensch, der immer von neuem Gutes will und immer nur Böses erzeugt.

buchstäblich von der Kindheit bis ins Greisenalter erarbeitetes Drama zuerst in dem einfachen Sinne, dass sein Held die Menschheit repräsentiert: ein in alle Extreme gesteigerter Vertreter der zweideutigen Spezies Homo sapiens. Wie aber mit einem solchen Helden schon auf Goethes Bühne weder eine Familie zu gründen noch ein Staat zu machen ist, so taugt er rein gar nicht zur Idealgestalt, in der eine einzelne Nation sich an ihren Festtagen auf der Bühne gerührt anschauen könnte.

Er tut das noch aus einem zweiten Grunde nicht. Eben weil Faust ein exemplarischer Mensch sein soll und kein exemplarischer Deutscher, setzen sich seine Gestalt, die Szenerien, in denen er agiert, die Sprachen, die hier gesprochen werden, aus lauter Weltliteratur zusammen. Die vorgegebene Begegnung Fausts mit der griechischen Helena als der schlechthin begehrenswertesten aller Frauen: Goethe inszeniert sie unter Aufbietung seiner gesamten Verskunst als Begegnung zweier Sprachen, Kulturen, Denk- und Redeweisen, die durch Räume und Zeiten getrennt sind – sodass dann die ebenfalls vorgegebene Vereinigung, ohne Einbussen an szenisch-sinnlicher Präsenz, als Verschmelzung ebendieser Sprachen und Kulturen erscheint.

Goethe eröffnet einen Hallraum

Diese Szene, Mittel- und Höhepunkt des zweiten Teils, ist nur die Spitze des weltliterarischen Eisbergs. Dessen oft nur zu ahnende, manchmal verborgene Masse ist das gesamte übrige Drama. Stoffe und Motive, Wissensbestände und Denkfiguren, Namen und Narrative unterschiedlichster Zeitalter und Kulturen ergeben hier ein unermesslich polyphones, in sich selbst immerfort bewegtes Ganzes. Goethes Weltgedicht eröffnet einen Hallraum, in dem Stimmen der Nationen und Zeiten, der mannigfaltigsten Disziplinen und Diskurse ineinander, miteinander und durcheinanderreden. Das hat manchmal tragische,

zuweilen kabarettistische Züge. Und es ist, vom Kammerspiel bis zum barocken Opernpanorama, ganz grosses Theater.

Wie diese Dichtung, so müsste auch ihr Held, wollte er sich mit einem einzigen Satz präsentieren, von sich sagen, was Walt Whitman von sich selbst gesagt hat und was der achtzigjährige Bob Dylan ihm neulich nachgesprochen hat: «I contain multitudes.» Schon der Titelheld selbst ist das Ergebnis trans-europäischer Migrationsbewegungen. In den Varianten der populären «Historia von D. Johann Fausten» lagern sich im 16. Jahrhundert an die historische Gestalt eines wandernden Schwarzkünstlers alle möglichen Zauber-, Schwank- und Lehrerzählungen europäischer Erzählüberlieferungen an. Dass dann ausgerechnet Shakespeares genialer Konkurrent Christopher Marlowe aus diesen Stoffen sein Faust-Drama erschafft, das durch englische Jahrmarkts-Wanderbühnen und dann in unterschiedlichsten Puppenspielbearbeitungen erneut in die deutsche Populärkultur gerät, wo ein Frankfurter Knabe dem Stoff zum ersten Mal begegnet, das erscheint im Rückblick wie eine wundersame Odyssee – aus deren transnationaler Geschichte Goethe dann ein weltliterarisches Programm ableiten wird.

Aus alldem ein Nationaldrama und einen Nationalhelden zu machen, war nur um den Preis eklatanter Missdeutungen möglich. Es ist unheimlich, zu sehen, wie seit dem späten 19. Jahrhundert eine nationalgesinnte Germanistik alles daransetzt, Goethes Helden der Ambivalenz zum Bild des deutschen als eines «faustischen» Menschen, seine Verbrechen zu Grosstaten jenseits von Gut und Böse, seinen Untergang als Tragödie eines überlebensgrossen Deutschtums umzufälschen, den Faust doch noch zum Hermann zu machen. Und was einmal so unheilvoll wie erfolgreich begonnen hatte, liess sich unter wechselnden ideologischen Vorzeichen fortsetzen.

Es ist diese verhängnisvolle Identifikation der Gestalt mit der Nation, nicht Goethes weltbürgerliche Dichtung, auf die sich Thomas Manns grosser Einfall bezieht, seinen aus der Erfahrung von Krieg und Faschismus hervorgehenden Deutschland- als Faustus-Roman zu konzipieren (und dabei hinter Goethe zurück auf die älteren Überlieferungen zu blicken). Aber man stelle sich nur für einen Augenblick vor, Goethes eigenes, lebendiges, unabschliessbares Faust-Spiel wäre tatsächlich das Nationaldrama geworden, das es nie war: Was für eine Nation wäre das, die ihre kulturelle Selbstverständigung daraus bezöge? Weltoffen und witzig müsste sie sein, polyphon und beweglich, offen für Ambivalenzen und skeptisch im Umgang mit sich selbst. Es ist nicht auszudenken.

Heinrich Detering ist Professor für Germanistik und Komparatistik an der Universität Göttingen.



Narziss und Echo: Autorin Hanika.

Unterdrückte Triebe

Pia Reinacher

Iris Hanika: Echos Kammern. Droschl.
240 S., Fr. 33.90

Das wirkliche Potenzial des mit dem Leipziger Buchpreis 2021 ausgezeichneten Romans der deutschen Schriftstellerin Iris Hanika zeigt sich im zweiten Teil. Hier wird es turbulent, scharfzüngig, selbstironisch. Hier fesselt die Autorin mit dem rhetorischen Schlagabtausch zweier Frauen im postklimakterischen Alter, von denen sich eine in einen Schönling verliebt, der ihr Sohn sein könnte. Im Laufe der rasanten Dialoge verhandeln die ungleichen Damen Sophonisbe und Roxana all ihre verschütteten Lebensträume, unterdrückten Triebwünsche, verlorenen Illusionen und die Klischees des eigenen Lebensentwurfs so witzig, dass die Funken sprühen – ein reines Lesevergnügen.

Der erste Teil dagegen wirkt wie ein literarischer Leistungsausweis: Es ist wahr, dass Iris Hanika sich als formbewusst und experimentell zeigt, belesen und mythensicher, gesellschaftskritisch und zeitgeistironisch. Aber es ist ebenso wahr, dass durch all die formalen und mythologischen Überdeterminationen die Geschichte nicht an Fahrt gewinnen kann und zeitweise fast etwas maniert daherkommt.

Die Berliner Schriftstellerin Sophonisbe besucht für einige Wochen New York, um sich Inspiration zu holen, sich von der Lyrik ab- und

der Prosa zuzuwenden. In einem Café lernt sie Josh kennen, einen jungen Mann von beinahe imperativer Schönheit, einen Doktoranden aus Yale von beinahe olympischem Strahlen. Dieses trifft sie direkt im «Sonnengeflecht», sie wehrt die unerwartete Empfindung ab, indem sie ihn innerlich als eitlen Bourgeois tituliert. Ihr alter Klassenhass bricht aus. Sie wird Josh später in Berlin wiederbegegnen, denn er will Deutsch lernen, um zu Forschungszwecken in die Ukraine weiterzureisen.

Das mythologische Motiv von Narziss und Echo, das der Roman variiert, ist damit gesetzt. Echo wurde bekanntlich von Zeus' Gattin Hera wegen eines Komplotts grausam bestraft: Sie konnte nur noch wiederholen, was ihr gesagt wurde, so dass sie die Avancen von Narziss ein-

Eine hochamüsante Mischung aus gnadenloser Beobachtung und kühner Realsatire.

zig durch lächerliche Echolalie kontern konnte. Gleichzeitig verhandelt Iris Hanika damit unterschwellig den narzisstischen Zeitgeist, der sich in obsessiver medialer und privater Selbstspiegelung manifestiert.

Um den üblichen Klischees über New York zu entgehen, erfindet sie für Sophonisbe eine andere Sprachlage: Sie verständigt sich in einer kauderwelschigen deutsch-amerikanischen Mischform, gewiss gutgemeint, aber den Lesefluss empfindlich störend. Auch sonst ist die

Zeitgeistkritik irgendwie absehbar. Die Berlinerin stößt sich an den üblichen urbanen Auswüchsen: Ein Ehepaar hat auf einem Parkplatz, auf dem früher gekokst wurde, ein Boutique-Hotel erstellt; Trödelwarenhändler, die Massen von alten Büchern anbieten, sind für sie ein melancholisches Zeichen für brachliegende Literatur, und die Tatsache, dass so viele Leute gleich zwei Hunde haben (zwei Königspudel, zwei Deutsche Doggen im Partnerlook), ist zwar ebenso lachhaft wie wahr, aber ein Dekadenzphänomen, das man nicht über drei Seiten auswalzen sollte.

Aber es kommt besser. Amüsant wird es, als die nach Berlin zurückgekehrte Schriftstellerin in die schöne, «bourgeoise» Wohnung der Soziologin Roxana einzieht, die sich haltlos in den schönen Narziss Josh verliebt, der auf Durchreise ist. Es ist ein «Weltenhammer», ein «Schicksalsgong», ein Komet, der in das erfolgreiche, aber auch saturierte Leben der mit modischen Ratgebern reich gewordenen Roxana schlägt. Klar, dass das Echo- und Narzissthema wieder den Gang der Dinge bestimmt: «In Wirklichkeit hast du dich nicht in ihn verknallt», reibt ihr die Mitbewohnerin unter die Nase, «sondern in dich.»

Die Welt der beiden angejahrten Damen steht kopf, die eine bleibt der anderen nichts schuldig, und im Laufe ihrer Debatten stehen auch sämtliche Kommunikations- und Problemlösungsanleitungen, mit denen Roxana doch so erfolgreich war, zur Disposition. Es ist eine Abrechnung auf alle Sei-

ten: mit dem Trend, dass sich ältere Frauen jüngere Liebhaber als Spielzeug halten, mit dem alle gesellschaftlichen Bereiche vergiftenden kollektiven Narzissmus, mit der Dekadenz der durchberatenen, aber in vielen Bereichen beinahe kindischen Gesellschaft – und mit dem, was man gemeinhin Liebe nennt, sowieso. Iris Hanika liefert im letzten Teil durch die Destruktion aller Gewissheiten eine hochamüsante Mischung aus gnadenloser Beobachtung, grandioser Desillusionierung, geistreicher Unterhaltung und kühner Realsatire der gesellschaftlichen Verhältnisse, und das ist nicht wenig.

Gegen Stolz, für Patriotismus

Eckhard Jesse

Hans Maier: Deutschland – Wegmarken seiner Geschichte. C. H. Beck. 206 S., Fr. 31.90

Der Politikwissenschaftler Hans Maier, der am 18. Juni sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, ist in der Schweiz nicht sonderlich bekannt. Von 1970 bis 1986 Kultusminister des bayerischen Freistaates und von 1976 bis 1988 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, zählt der Liberal-Konservative in Deutschland zu den Intellektuellen, die mit ihrer wissenschaftlichen Akkuratess und moralischen Autorität weit über das eigene Fach hinaus Renommee erlangt haben.

Zuweilen tauchte sein Name als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten auf, wie seiner Autobiografie aus dem Jahr 2011 zu entnehmen ist. Die gesammelten Schriften in fünf Bänden legen Zeugnis ab von seiner Produktivität in erstaunlich vielen Bereichen, einschliesslich Musik, Schule und Sprache.

Das neue, eher schmale Buch, das einen stark historischen Einschlag aufweist, versammelt acht zentrale Texte zu Themen, die den Verfasser ein Leben lang bewegt haben: Literatur, Religion, die ältere deutsche Staatslehre, Totalitarismus, Drittes Reich. Nur wenig ist von seiner Disziplin die Rede. Maier erinnert immerhin an die verschüttete und ehrwürdige Tradition des politischen Denkens: Die Politikwissenschaft sei keineswegs ein so neues Fach, wie eine vielfach kurzatmige Lesart meint.

Ein Text verknüpft Literatur mit Konfession. Lange war die deutsche Literatur durch den Protestantismus geprägt – Maier benennt als Ursachen die Lutherbibel, das evangelische Pfarrhaus, die Rolle des Pietismus. Er zitiert eine Zeitung aus dem Jahre 1997, die einen Sechzig-Seelen-Ort erwähnt, den ein Bach durchtrennt: Es habe nie «jemand aus der einen Hälfte des Dorfes in die andere geheiratet». Die konfessionelle Spaltung Deutschlands,

wie sie das Beispiel spiegelt, gehört durch die unaufhaltsame Säkularisation mittlerweile der Vergangenheit an, so auch der Begriff des «Reiches». In Deutschland spielte dieser seit je eine grosse Rolle: Erst bestand das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dann das wilhelminische Kaiserreich, schliesslich das Dritte Reich. Wie Maier nachweisen kann, freundete sich Hitler mit diesem historisch

Maier macht sich stark für das föderalistische Gepräge: «Region war in Deutschland nie Provinz.»

abgeleiteten Begriff nie an. 1939 sprach er sich eigens gegen das «Dritte Reich» aus, jedoch für das «Grossdeutsche Reich». Offensichtlich missfiel ihm die christliche Grundierung des von aussen kommenden Terminus.

Der Terminus des «Reiches» verschwand nach 1945 schnell in der Versenkung. Maier analysiert das heutige Deutschland unter dem Grundgesetz. Erst jetzt taucht der Begriff «Deutschland» in der Verfassung auf. Der Autor verfiert deren streitbare wie repräsentative Konzeption und macht sich besonders stark für das föderalistische Gepräge: «Region war in Deutschland nie Provinz.» Die Bonner Demokratie trat betont zurückhaltend auf – Alfred Grosser sprach von «Verschweigerung». Mit dem vereinigten Deutschland – ist der Terminus «neu» dafür wirklich treffend? – löste sich der Gegensatz von Ost und West auf, galt es nun als nötig, das Nationalinteresse innerhalb Europas zu definieren, denn die europäischen Nachbarn erwarteten von Deutschland Verlässlichkeit. Maier votiert gegen «blinden Stolz», aber für verstärkten Patriotismus. «Falsche Antithesen zu Hitler könnten dagegen leicht zu Hitlers späten Siegen werden.»

Möge der Band dazu beitragen, dass Maier mit seinem Freisinn auch in der Eidgenossenschaft Interesse findet. Intellektuelle wie er, die ohne ressentimentbehaftete Verstocktheit Kritik üben, ohne einer Lagermentalität zu huldigen, sind dünn gesät. Die gediegen-geschliffene Sprache des Homme de Lettres, heute angesichts eines verbreiteten «Wissenschaftschinesisch» eher eine Rarität, erhöht den Lese Genuss.



Existenzialismus in Brandenburg

Alex Baur

Juli Zeh: Über Menschen. Luchterhand. 416 S., Fr. 31.90

Am Anfang riecht es nach Kraut-Rock: Eine in der Wolle politisch korrekt gefärbte Berliner Werberin, kinderlos, verschlägt es während des Corona-Lockdowns in die tiefste brandenburgische Provinz, wo sie ein verlottertes altes Häuschen mit Umschwung gekauft hat; ihr Lebensabschnittspartner Robert, ein Journalist, hat in der Pandemie-Apokalypse eine neue Heimat gefunden. Dora, so heisst unsere Heldin, hat Robert in der Grosstadt zurückgelassen; während sie die Lotterbude und vor allem den Garten wieder auf Vordermann bringt, findet sie mehr als genug Zeit, um sich mit den grossen Fragen auseinanderzusetzen, die im linksliberalen Mainstream die alltägliche Existenz prägen: vom Mülltrennen über klimagerechte Technologien und den unvermeidlichen Trump bis zu Maskenzwang und Lockdown.

Wie die Beziehung zu Robert erfährt auch das rot-grüne Berliner Universum beim Clash mit der Brandenburger Provinzrealität Risse. Diese wird verkörpert etwa durch den kahlgeschorenen Nachbarn namens «Gote», der sich als «Dorfnazi» vorstellt und sich entsprechend benimmt; oder durch ein schwules Paar, das die Besucherin aus der Grosstadt mit einem AfD-Kleber auf dem Briefkasten empfängt.

Wir können uns trotzdem entspannen: Es ist nicht das, was uns die Autorin erzählen will. Das Politische ist Staffage, eine aktuelle, aber austauschbare Kulisse, vor der sich das wahre Drama abspielt. Nichts ist, wie es scheint. Die Klischees um progressive Städter und reaktionäre Landeier werden zwar nicht widerlegt, doch die Konturen zwischen dem vermeintlich Guten und dem Bösen verschwimmen zusehends und werden schliesslich von einer eigentümlich leichtfüssigen Sinnlosigkeit überdeckt, die in ihrer Intensität an «Der Fremde» von Albert Camus gemahnt.

Die Stärke von «Über Menschen» liegt in der Gabe der Autorin, Gefühle zu erzeugen und den Leser in ihren Bann ziehen. Das Politische ist nur Beigemüse. Umso mehr ist es der Autorin hoch anzurechnen, dass sie sich in die Todeszone der ideologischen Erstarrung der Ära Merkel gestürzt hat und an den wohlfeilen Dogmen rüttelt, ohne für eine Seite Stellung zu beziehen. Das grenzt in den linksliberalen Kreisen, zu denen sich Juli Zeh zählt, schon fast an kulturellen Selbstmord. Die Kritiken waren entsprechend. Doch gute Literatur richtet sich nicht an die Kritiker, sondern an aufgeklärte Leser – und diese scheint Juli Zeh zu erreichen.

Schiefe Ebene des Alltags

Tom Kindt

Loriot: Im Wahlkampf mit Loriot.
Diogenes. 128 S., Fr. 17.90

Die Deutschen gelten – sei es zu Recht oder zu Unrecht – als fleissig, pünktlich, genau und gründlich. Ihnen wird Ordnungsliebe und Ungeduld zugeschrieben, der Hang zu grossen Gedanken und die Neigung zu kleinlicher Prinzipienreiterei. Was den Deutschen nicht nachgesagt wird, ist Humor. Schon 1838 hielt Heinrich Heine die verbreitete Auffassung fest, dass man in Deutschland keine Komödien schreiben könne, weil man hier schlicht zu ernst sei. Und dieses Urteil ist seither oft wiederholt worden, nicht selten in polemischer Zuspitzung wie bei Kurt Tucholsky, der vor hundert Jahren konstatierte, der «deutsche Mensch» habe statt Humor «den tierischen Ernst einer Kuh».

In der Fremd- und Selbstwahrnehmung der Deutschen wirken solche Sichtweisen noch immer fort. Doch mittlerweile wird von «deutsch» nicht mehr ohne Weiteres auf «humorlos» geschlossen – und das hat nicht zuletzt einen Grund: Vicco von Bülow alias Loriot. Der 1923 in Brandenburg an der Havel geborene Loriot hat in seinem Schaffen zwischen den 1950er Jahren und seinem Tod 2011 in Cartoons, Texten und Sketchen, Fernsehsendungen und Kinofilmen eindrucksvoll vorgeführt: Es gibt Humor in Deutschland – und was für welchen!

Unsere Marotten

Diese Entdeckung zu machen, aufs Neue oder zum ersten Mal, dazu geben zwei aktuelle Publikationen bei Diogenes Gelegenheit, dem Verlag LORIOTS seit fast sieben Jahrzehnten: der neu zusammengestellte Band «Im Wahlkampf mit Loriot» und die längst klassisch gewordene Sammlung «Dramatische Werke», die zum 40-Jahre-Jubiläum der Erstpublikation die Texte seiner legendären Fernsehsketche in einer erweiterten und reichhaltig bebilderten Farbausgabe präsentiert. Ein flüchtiges Blättern durch die beiden Bände genügt, um zu erkennen oder sich zu erinnern, dass hier ein grosser komischer Künstler am Werk ist.

In seinen Gelegenheitsarbeiten zu dem oft eher müde machenden Thema Wahlkampf gelingt Loriot mit wachem Witz und leichter Hand, was sich in den Worten Egon Friedells als das eigentlich unmögliche Kunststück beschreiben lässt: aus einem Wischlappen Funken zu schlagen. Noch markanter zeigt sich der besondere Humor LORIOTS aber in den Meisterstücken seiner «Dramatischen Werke», in dem

gnadenlos genauen, aber stets verständnisvollen Blick, mit dem er in Szenen wie «Das Frühstücksei», «Herren im Bad», «Die Jodelschule» oder «Weihnachten bei Hoppenstedts» auf die komischen Macken der Menschen und die absurden Momente ihres Miteinanders schaut. Es ist dieser Blick für das Menschlich-Allzumenschliche, dem LORIOTS Schaffen seine Haltbarkeit, ja, Zeitlosigkeit verdankt. Seine dramatischen Miniaturen und komischen Zeichnungen sind vielfach schon vor einem halben Jahrhundert entstanden, doch es steht ausser Zweifel, dass sie von uns, unserer Welt und unseren Marotten handeln.

LORIOTS Werke zeigen Durchschnittsbürger im Alltagschaos. Er lässt «Jedermann» auftreten, deren harmlose Verrichtungen und gewöhnliche Vorhaben sich als schiefe Ebene erweisen, auf der sie langsam, aber sicher in kleinere oder grössere Katastrophen schlittern. Die Rutschpartien beginnen meist mit den besten Absichten und enden stets im schlimmsten Durcheinander. Mit slapstickhafter Komik führt dies der Sketch «Das schiefe Bild» vor, in dem ein Beamter im Aussendienst versucht, während er auf die von einer Hausangestellten angekündigten Herrschaften wartet, ein schief an der Wohnzimmerwand hängendes Bild geradezurücken. Dieser gutgemeinte Versuch lässt nicht allein das Bild aus dem Rahmen gleiten, er löst zudem einen Dominoeffekt der Missgeschicke und Unfälle aus, der zur Verwüstung des Zimmers und zur Zerstörung des Mobiliars führt.

Die alltäglichen Katastrophen entstehen bei Loriot häufig nicht aus Meinungsverschiedenheiten oder widerstreitenden Plänen der Figuren. Ins Durcheinander gerät die Welt bereits dadurch, dass die Dinge, in denen sich die Menschen eingerichtet haben, ihre Geräte, Möbelstücke, Schreibutensilien oder Lebensmittel, ein störrisches Eigenleben zu entwickeln scheinen. Der Philosoph Friedrich Theodor Vischer hat angesichts dieser Widerspenstigkeit der Dinge treffend von der «Tücke des Objekts» gesprochen, und Loriot hat ihr in seinen Sket-

Das Gutgedachte kippt ins Schlechtmachte, und der Wille zur Ordnung stiftet nur Unordnung.

chen so manches Denkmal gesetzt. Ein besonders komisches zweifellos mit der Szene «Die Nudel»: Hier wirbt ein Mann beim Restaurantbesuch etwas hölzern um die Gunst einer Frau. Die Wirkung seiner Avancen leidet aber nicht bloss unter deren Unbeholfenheit, beeinträchtigt wird sie vor allem dadurch, dass er seine Liebeserklärungen, ohne es zu bemerken, mit einem Nudelrest im Gesicht vorträgt, der ihm zunächst im Mundwinkel hängt, dann an der Oberlippe, später an der Nasenspitze, dann wiederum am Zeigefinger ...



Unverwüstliche Menschenfreundlichkeit:

Die Unternehmungen der Figuren LORIOTS gehen auf amüsante Weise allerdings auch dann schief, wenn die Dinge sich ihnen nicht tückisch in den Weg stellen. Auch die menschliche Unfähigkeit, eine feine Grenzlinie zwischen Vernunft und Verwirrung zu bemerken, trägt immer wieder dazu bei, dass das Gutgedachte ins Schlechtmachte kippt und der Wille zur Ordnung am Ende nur Unordnung stiftet. Was in Kleists «Der zerbrochene Krug» über den Dorfrichter Adam gesagt wird, gilt für die meisten der «Jedermann» aus LORIOTS Fernsehsketchen und Kinofilmen: «In Eurem Kopf liegt Wissenschaft und Irrtum/ Geknetet



Humorist Lortot.

innig wie in einem Teig zusammen.» Wenn Heinrich Lohse, die Hauptfigur in «Pappa ante portas» von 1991, für die Familie einkaufen geht und, verlockt durch einen minimalen Mengenrabatt, gleich Dutzende Paletten Senfgläser mit nach Hause bringt, dann setzt dies jenen Teig in den Köpfen der Figuren meisterhaft in Szene.

Als massgebliche Ursache für das Chaos und die Desaster, die im familiären oder gesellschaftlichen Miteinander überall lauern, stellen Lortots Werke jedoch das Aneinander vorbeireden der Menschen dar, ihre Worthülsen und ihre Sprachlosigkeit. Mit treffsicherer Komik zeigt er vor allem in seinen

berühmten «Szenen einer Ehe» auf, wie Gespräche sich in den Stricken von Phrasen und Ritualen verfangen, ins Stocken und schliesslich zu Fall kommen und so zum Gegenteil von Verständigung werden. Zur Quelle eines befreienden Humors wird in Sketchen wie «Feierabend» oder «Eheberatung» genau das, was die verstrickten Figuren in die Verzweiflung treibt. In «Garderobe» bringt es eine Frau durchaus angemessen auf den Punkt, nachdem die Unterhaltung mit ihrem Mann keine Klärung erbracht hat, ob sie «das halblange Grüne mit dem spitzen Ausschnitt» oder doch «das lange Blaue mit den Schösschen» anziehen soll: «Ich

kann mit dir über Atommüll reden, über Ölkrise, Wahlkampf und Umweltverschmutzung, aber über ... nichts ... Wichtiges!!»

Lortots Werk blickt mit Humor auf die Schwächen und Schrägheiten, Fehlschläge und Missverständnisse der Menschen. Das heisst wohlgerne nicht, dass es seine Zeichnungen, Szenen oder Filme auf Belustigung oder Schadenfreude über menschliche Missgeschicke anlegen würden. Im Sinne einer Tradition, die auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgeht, ist Humor bei Lortot eine ge-

Die Katastrophen, in die Lortots Figuren geraten, sind ein Schicksal, das jede und jeden treffen kann.

lassene Haltung gegenüber den Unzulänglichkeiten des Lebens und eine wohlwollende Komik, die sich aus jener Gelassenheit ergibt. Wenn er «Jedermann» bei Alltagsverrichtungen stolpern und stürzen lässt, dann soll dies nicht hämisches Verlassen auslösen, sondern nachsichtiges oder sogar mitfühlendes Belachen ermöglichen – eines, bei dem man, indem man über sie lacht, zugleich über sich selbst lacht. Die Katastrophen, in die Lortots Figuren geraten, stellen in diesem Sinne auch keine gerechte Strafe für schlechte Neigungen oder üble Taten dar; sie sind vielmehr ein Schicksal, das alle Menschen mit Schwächen treffen kann – also jede und jeden.

Verzicht auf Spott

Der humoristische Grundzug von Lortots Schaffen gründet in unverwundlicher Menschenfreundlichkeit. Nicht zuletzt lässt er sich aber wohl auch aus dem Wunsch erklären, mit Komik neben einer unterhaltenden auch eine erhellende Wirkung zu erzielen. «Wenn man Satire in sehr aggressiver Form macht», so hat Lortot in einem Interview bekannt, «halte ich das für gefährlich, denn die, die [...] zuhören sollen, die machen die Scheuklappen runter und [...] hören nicht mehr zu. Und dann entsteht eine Satire, die immer nur von denen gehört wird, die ohnehin dieser Ansicht sind und die gar nicht angegriffen werden sollen.»

Lortot nutzt in seinem Werk eine facettenreiche Bandbreite von Formen der Komik, durchaus auch satirische. In dem Interesse, die Aufnahmebereitschaft des Publikums zu erhalten, verzichtet er aber konsequent auf Formen des Spotts, die allein auf Blossstellung und Herabsetzung abzielen. Es fehlt bei ihm nie die Einladung zur Anteilnahme am Schicksal der verspotteten Durchschnittsbürger, Ehepaare, Beamten im Aussendienst oder Menschen mit einer Nudel im Gesicht.

Tom Kindt ist Professor für Germanistik an der Universität Freiburg.



«Jenseits des Fluches und diesseits des Entsetzens.»

Wer kommt da ins Haus?

Daniel Weber

Gerhard Stadelmaier: Deutschlandglotzen. Ganze Tage vor dem Fernseher. Zu Klampen, 2020. 200 S., Fr. 31.90

Er ist nicht der Erste, der sich einem solchen Selbstversuch aussetzt. Dem Experiment, freiwillig von morgens früh bis spät in die Nacht vor dem Fernseher zu sitzen. (Passend im Corona-Jahr, in dem es ihm wohl viele unfreiwillig gleichtaten.) Aber Gerhard Stadelmaier, der Doyen der deutschsprachigen Theaterkritik, der während Jahrzehnten für die FAZ alle grossen Bühnen besuchte, stellt sich der Aufgabe mit einem besonderen Blick. Eben jenem des scharfzüngigen Theaterkritikers.

«Wen lädt man sich da ins Haus, wenn man fernsieht?», fragt der Autor. «Wen lässt man in unser Kammer- und Zimmertheater, in dem der Bildschirm die Bühne darstellt? [...] Welche Figuren, welche Typen, welche Masken treten da auf? Was für Stücke werden aufgeführt? Und in welcher Sprache? In welchen Spielformen und mit welchen Dramaturgien?» Obwohl die Jungen dem Fernsehen den Rücken gekehrt und sich ins Internet verabschiedet haben, schaut jeder Deutsche durchschnittlich fast vier Stunden pro Tag in die Glotze.

Shakespeare und Tschechow

Stadelmaier lässt die Privatsender aus und beschränkt sich aufs «grosse deutsche Staatstheater» von ARD und ZDF, aber die Öffentlich-Rechtlichen liefern dem Rezensenten reiche Beute: Krimis und Talkshows, Morgenmagazine und Arztserien, Comedy und selbst die Werbung (die ihn nicht zuletzt darum nervt, weil sie von den Sendern ausgestrahlt wird, die mit einer «milliardenschweren Zwangsabgabe» finanziert werden).

Seine schärfste Waffe ist der erhellende Vergleich: Etwa wenn er die Auftritte der als «Wahrscheinlichkeitssager und Möglichkeitsweltendeuter» allgegenwärtigen Virologen misst an deren dramatischen Urahnern, den Ärzten in den Stücken von Tschechow, oder an der Figur des Arztes in George Bernard Shaws Tragikomödie «The Doctor's Dilemma», der vor der Entscheidung steht: «Welches Leben ist mehr wert? Wenn gilt, dass es nicht für alle reicht?» Fragen, die im Fernsehen als ungeheuerlich abgetan werden.

Am häufigsten greift Stadelmaier zu Shakespeare, um seine Fernsehfiguren analytisch brillant zu sezieren. Er war immer schon ein Meister der pointierten Figurenzeichnung. Anne Will erinnert ihn «in Allüre und Zuschnitt» an die Königinnen in den Shakespeare-Dramen, «scheinbar nur an der Seite der Mächtigen, aber an ihrer Seite grösser geworden als sie». Und Frank Plasberg ist ein «zur kleinbürgerlichen Oberlehrkraft heruntergekommener Königsdarsteller. Ein King Johann Ohneland, der so tut, als teile er sein Reich [...] unter den Diskutanten auf».

Besonders lustvoll demontiert Stadelmaier diese politischen Talkshows, die er «Stuhlkreise» nennt, geleitet von «Gouvernanten» und «Gouvernanterichen». Der Er-

Auch wenn ihn bisweilen die Verzweigung packt oder ihm der Seufzer entfährt: «Heilandzack!»

kenntnisgewinn dieser Sendungen tendiert für ihn gegen null, die angeblich brennenden Themen sind längst erloschen, bekannt aus allen Medien. Und die Teilnehmer argumentieren nicht, sondern verkünden bloss ihre vorgefertigten Statements. Für besonders tragisch hält er, dass inzwischen auch die Politiker mit Vorliebe in diesen Stuhlkreisen Platz nehmen – bis hin zur Bundeskanzlerin, die ihre Flüchtlingspolitik «lieber einer Anne Will erklärte als dem Parlament». Wo man früher auf

gegenseitige Distanz achtete, herrscht heute ein tyrannischer Offenbarungs- und Bekenntniszwang. «Wann waren Sie das letzte Mal in einem Restaurant und mit wie vielen Menschen?», wurde der Aussenminister Heiko Maas von Sandra Maischberger gefragt – und er erwiderte nicht, dass sie das nichts angehe. «Das Medium pfeift oder in diesem Fall: säuselt – und der Minister tanzt.»

Der Theaterkritiker vor dem Fernsehschirm ist witzig, boshaft, manchmal ätzend scharf, aber immer in glänzender Formulierlaune. Auch wenn ihn bisweilen die Verzweigung packt, etwa wenn ihm beim Krimi «Soko Stuttgart» der Seufzer entfährt: «Heilandzack!» – laut dem gebürtigen Stuttgarter ist das «ein wahnwitzdreister Ausdruck jenseits des Fluches und diesseits des Entsetzens».

Oder wenn er in die Hölle der nachmittäglichen Telenovelas «Sturm der Liebe» und «Rote Rosen» hinabsteigt, die bewohnt wird von «Endlosschleifen-Figuren, zusammengebastelt aus Seriensperrholz». Das sinnentleerte «Fortschreitenmüssen» der unendlich verworrenen Handlung macht ihn halb wahn-sinnig und lässt ihn eine «gewisse infantile Weltblödigkeit» konstatieren. Auszuhalten wäre das eigentlich nur ohne Ton, als Stummfilm, in dem man sich fühlte wie in einem absurden Theaterstück, lautet sein Fazit.

Nichts zu lachen

Selbst bei den Fernsehsatirikern vergeht Stadelmaier das Lachen. Da findet er keine Spur von den begnadeten Hofnarren Shakespeares, deren Rolle darin bestand, «Unterbrecher, Störer, Anstifter zur Reflexion» zu sein. Was nicht zuletzt daran liegt, dass in Corona-Zeiten das Publikum die ihm auferlegten Restriktionen der Politik zutiefst begrüsst – da läuft der Spott des Komikers ins Leere. Anders als der Spott des Kritikers: Was er von seinen Tagen vor dem Fernseher erzählt, ist für die Leser weit vergnüglicher, als sich das selbst anzuschauen, was er beschreibt.

Gegenwart oder Dystopie?

Anton Beck

Constantin Schreiber: Die Kandidatin.
Hoffmann und Campe. 208 S., Fr. 31.90

«Deutschland in ungefähr dreissig Jahren», heisst es auf der Rückseite des Buchcovers von Constantin Schreibers «Die Kandidatin», doch vieles, was darin geschildert wird, ist sehr gegenwärtig. Eine Kanzlerkandidatin einer ökologischen Partei im Wahlkampfmodus, ein mächtiges China, das zur führenden globalen Kraft aufsteigt, rechtsfreie Parallelgesellschaften, die auf der einen Seite nichts von der Regierung wissen wollen und von Quotenregelungen auf der anderen Seite. Der feine Unterschied: Schreiber spitzt all dies ins Extreme zu.

Die Kanzlerkandidatin Sabah Hussein ist mehr Roboter als Mensch, ohne jegliche Empathie. Und das Deutschland, das sie regieren will, ist von einer Quotenregelung durchwachsen, die mehr Ungerechtigkeiten hervorbringt, als sie behebt. Hautfarbe, Geschlecht und Religion erleichtern oder erschweren das Leben, nur die Hürden, die man auf den ersten Blick nicht sieht – etwa, welchen finanziellen Hintergrund jemand hat –, spielen in Schreibers Dystopie kaum eine Rolle.

In einem Interview hat Schreiber das Beispiel des Hidschabs erwähnt, der die Karrierechancen fördere, wohingegen jene Musliminnen, die keinen tragen, verminderte Chancen haben – weil sie nicht dem typischen Diversitätsbild entsprechen. Der *Spiegel* beschrieb kürzlich ein ähnliches Phänomen, den *woke capitalism*, der sich zwar darum bemüht, nach aussen möglichst divers aufzutreten, tatsächlich aber keine besseren Arbeitsbedingungen fördert. Kurzum: Oberflächliche Diversität wird nicht die Lösung für alle unsere Probleme sein – sondern sogar welche schaffen.

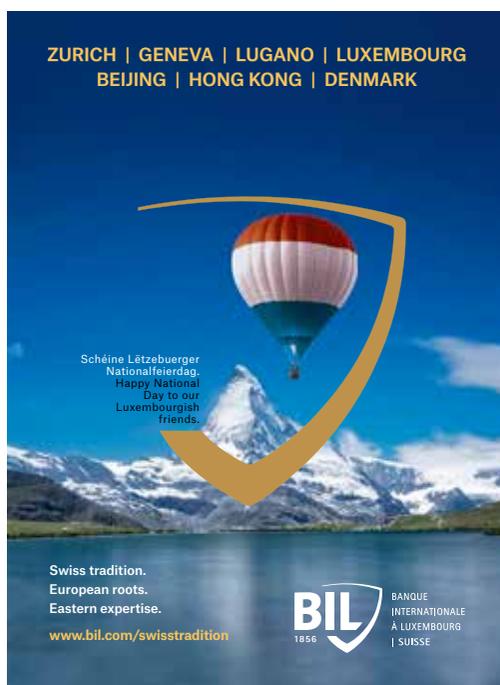
Neu sind diese Gedanken natürlich nicht, und die Frage: «Wo soll das denn alles noch hinführen?», wurde auch schon oft gestellt. Interessant ist jedoch, worauf Schreiber, bekannt als «Tagesschau»-Sprecher der ARD, seinen Fokus legt. Denn dieser liegt nicht auf den kontroversen Themen wie in seinen früheren Büchern (etwa «Inside Islam – Was in Deutschlands Moscheen gepredigt wird»), sondern vor allem auf einer Personalie.

Allein auf der Bühne

Denn während Schreiber anhand der Kanzlerkandidatin Sabah Hussein ein Land schildert, das es so hoffentlich nie geben wird – in dem die Mittelschicht in Massenbauten lebt und ein Ministerium für Gerechtigkeit dazu aufruft, den

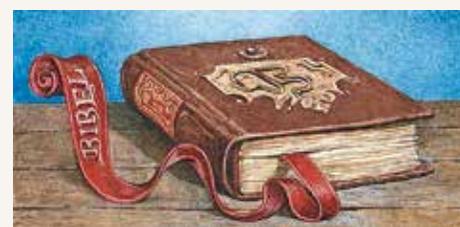
Job zu kündigen und ihn einem Diskriminierten zu geben –, ist im echten Deutschland Wahlkampf. Und man wird das Gefühl nicht los, dass Schreiber mit seiner Sabah Hussein eine Parodie auf Annalena Baerbock erschaffen hat. Die Parallelen sind offensichtlich: Die der Ökologie verschriebene Partei, das Feindbild des Individuums, das sich im Einfamilienhaus zurückziehen will, anstatt kollektiv zu wohnen, die Reduktion auf wenige plakative Themen – ist das Gegenwart oder Dystopie?

Mit dieser Frage im Hinterkopf folgt der Leser Hussein auf einer Auslandsreise nach China, sieht sie im Kampf gegen lautstarke Oppositionelle (wovon der lauteste stark an Björn Höcke erinnert) und merkt, dass die angeblich so beliebte Kandidatin schliesslich, kurz vor dem Wahlausgang und nach einem miss-



lungenen Anschlag auf sie, ganz allein auf der politischen Bühne steht.

Nicht besonders gut weg kommen in Schreibers Buch die Journalisten. Sie sind eher Aktivisten als Berichterstatter – und das wiederum kommt ihm in der Gegenwart gar nicht zugute, denn wirklich wohlwollend begegnen ihm die wenigsten Rezensenten. Doch das beweist letztlich nur, dass Schreiber offensichtlich einen wunden Punkt getroffen hat. Solide Polit-Thriller machen das so, sie erhitzen die Gemüter. Stilistisch merkt man Schreiber seinen journalistischen Hintergrund an. «Die Kandidatin» liest sich nüchtern und schlicht, grosse erzählerische Wagnisse geht der Autor nicht ein, doch irgendwie scheint das Formale Nebensache zu sein – bei so viel inhaltlichem Sprengstoff.



Die Bibel Vergänglichkeit

Künftig sollen die, die eine Frau haben, sie haben, als hätten sie sie nicht, die weinen, sollen weinen, als weinten sie nicht, die sich freuen, sollen sich freuen, als freuten sie sich nicht, die etwas kaufen, sollen kaufen, als behielten sie es nicht, [...] denn die Gestalt dieser Welt vergeht (1. Korinther 7, 30 f.).

– Paulus lässt sich hier über das Dasein in der Vergänglichkeit aus und relativiert die Vorlieben und Gefühle der Menschen. Das ist für die Gegenwart, in der manches zwanghaft beibehalten werden soll und anderes überstürzt umgekrempelt wird, eine bedenkenswerte Haltung. Als ich kürzlich das Dorf aufsuchte, aus dem wir vor dreissig Jahren weggezogen, fühlte ich mich fast wie an einem unbekanntem Ort. Vieles ist umgestaltet, und die bekannten Gesichter fehlen. Die Gestalt dieser Welt vergeht im Mikrokosmos. Und sie tut es auch im Makrokosmos.

Man muss ja nicht gleich bis ins späte Neoproterozoikum zurückblättern, in dem die Durchschnittstemperatur der Erde innert weniger Jahrtausende von minus fünfzig auf plus fünfzig Grad Celsius anstieg, nachdem der Globus während 200 Millionen Jahren fast bis zum Äquator vereist gewesen war. Auch ein Blick auf die zeitnahe Antike zeigt Veränderungen mit Folgen. Das Römische Reich expandierte zuerst nach Süden und erst mit der Klimaerwärmung nach Norden.

Die maximale Ausdehnung unter Kaiser Trajan fiel mit der warmen und nicht zu trockenen Periode zusammen. In den Hochalpen wurde Bergbau betrieben in Regionen, wo Ende des 20. Jahrhunderts Dauerfrost herrschte. Wir Menschen müssen sorgsam mit den Gütern umgehen. Das beste Motiv ist die Liebe zur Schöpfung. Das schlechteste Motiv ist die Angst vor Veränderungen. Der Staat als Grossverschwender ist ohnehin kein geeigneter Sachwalter der Umwelt. Und es gibt einen Gott, der nicht vergeht. An ihn kann man sich im Gebet jederzeit wenden.

Peter Ruch

Der Kiosk und das Schloss

Die kuriose Kulturgeschichte der deutschen Piccolo-Comics.

Wolfram Knorr

In meiner Kindheit wirkte das Schloss grösser, als es ist. Hufeisenförmig, zwei wuchtige Seitenflügel, ein Mitteltrakt. In dem war die Bibliothek (und ist sie noch heute). Barocke Räume, schwungvoller Treppenaufgang mit ausgetretenen, lasierten Speckschwarten-Steinstufen. Wer darüberschritt, kam nicht zum ersten Mal. Ich weiss nicht mehr, was mich mehr einschüchterte: die Besucher, die mit dem Selbstverständnis von hundert Kilo Geisteshaltung durch die sanft scheppernde Flügeltür an den hölzernen Tressen des Bibliotheksempfangs traten und mit der herbeieilenden Bibliothekarin zu fachsimpeln begannen, oder die Bücher, die voluminösen, schweren Briketts, die tief in den Stollen des mittleren Trakts die Regale füllten wie das Gekröse eines Magens. Es waren Bücher mit Titeln wie «M. Annaei. Senecae Rhetoris Opera» oder, noch furchterregender: «Bucardi Gotthelf Struve: Bibliotheca. Iuris Selecta».

Kilometerlange Erstaussgaben

Das war nur der Anfang des Titels, der ging endlos weiter. Ich mochte ihn nicht zu Ende lesen und die entfernt stehenden, kilometerlangen Erstaussgaben bedeutender Dichter und Philosophen auch nicht näher in Augenschein nehmen; ich war auch so schon geschrumpft, dass ich unter den schweren Teppichen, mit denen der Lesesaal ausgestattet war, damit sie das Knarzen der Holzböden schlucken, hätte Fallschirm springen können. Dieses geballte Konzentrat an gespeichertem Wissen war derart bedrückend, dass ich die schmalen Gänge lieber mied. Grau in Grau, todernt, nirgends ein Funkeln.

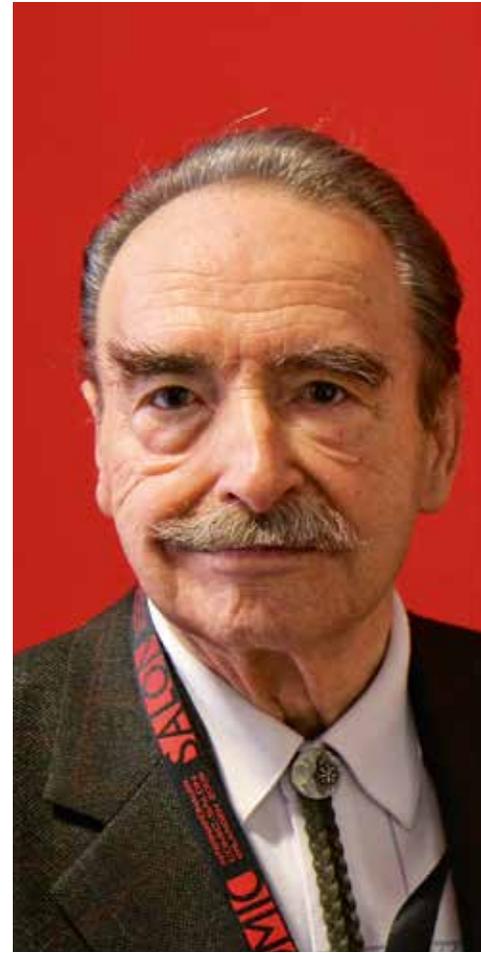
Quasi im Schatten des Schlosses, in der Herrengasse, funkelte es dagegen aus einem Tor heraus. Da parkte, verhuscht wirkend, aber strategisch klug zwischen Schule und Marktplatz, ein ambulanter Kiosk, ein Wagen von der Grösse einer Bratwurstbude, auf kleinen, dicken Gummirädern. Im Innern sass eine ältere Dame mit Brille, Zigarette und einer Stimme, wie über Sandpapier ratschend, und bot zum Verkauf, was vor ihr auf dem klappbaren Aus-

lagebrett gestapelt lag oder wie bunte Fahnen an Klammern die Front der Bude schmückte. Ein verwünschtes Bild, das wie ein mehrfach gebrochener Strahl aus dem verschlungenen Dickicht meiner Erinnerung wirken mag, beeinflusst von der Lektüre Ray Bradburys («Der illustrierte Mann») oder Stephen Kings («Der Anschlag»). Ist aber nicht so. Den Kiosk mit seiner bunten Fassade gab es in der Tat, mit seinen leichtfertigen, albern verspielten Verlockungen wie «Fulgor der Weltraumflieger» oder «Akim, der Sohn des Dschungels», «Der rote Adler», «Ali Khim, der Dieb von Bagdad», «Ralf der Scout», «Rikko im Wilden Westen», «Carnera», «Jezab der Seefahrer», «Sigurd».

Es gab sicher noch mehr andere, die meiner Erinnerung entglitten sind. Besonders an ihnen war so einiges, aber vor allem das Format. Es waren Comic-Hefte als Bilderstreifen (80 x 179 mm), komplett verquer. Auf einer Italienreise hatte sie der Hannoveraner Verleger Walter Lehning entdeckt und sich die Lizenzen angeeignet. Das war 1953. Mit den billigen Heftchen setzte er das kurioseste Comic-Geschäftsmodell in Gang, das die öffentliche Wertschätzung des Bastardmediums nicht gerade hob: die Piccolo-Kultur. Sie lockte vor allem deutsche Zeichner an. Meister Matz war der in der italienischen Schweiz geborene Hansrudi Wäscher, der 1940 nach Hannover übersiedelt war, eine Ausbildung als Plakatmaler und ein Studium an der Werkkunstschule absolviert hatte und angesichts der Comic-Flut aus den USA eigene Bildergeschichten schaffen wollte. Auch er hatte natürlich die Piccolo-Hefte gekannt und fand sie seinen Vorstellungen angemessen. Immerhin: Diese Selbsteinschätzung machte ihn nicht unsympathisch, Wäscher war ein miserabler Zeichner und hölzerner Storyteller; für die Streifen geeignet.

Nischenprodukt aller Nischenprodukte

Aber das war für mich und meine Freunde damals völlig unerheblich. Wir fanden diese Welt, in der alles so federleicht, aus wenigen Strichen war und rastlose Helden von einem Abenteuer ins nächste hetzten, einfach prima. Jedes Heft



300 Fortsetzungen:

kostete 20 Pfennig, hatte 32 Seiten, einen farbigen Umschlag, meist schwarzweissen Inhalt. Ich liebte den Geruch des Papiers, wenn die Heftchen ganz frisch ausgepackt wurden (immer montags): die Mischung aus Drucker-schwärze, holzigem Papier und Leim. «Fulgor» gehörte zu den Ersten, die mich in Bann zogen; der Umschlag war zweigeteilt, links das Gesicht des Helden mit Namen und rechts, dynamisch, eine Szene aus der Story. Fulgor war ein Draufgänger, der sich durchs All breitbeinig bewegte, mal Planeten rumschob oder sie zertrümmerte. Er trug einen Gürtel, und die Schnalle war ein Lasergerät, mit dem er rumschoss wie mit einer Wasserpistole. Wahnsinn.

Dass er eine Kopie von Buck Rogers und Flash Gordon war – geschenkt. Er lebte nur kurz, aber die Hefte kursierten lange. Die Piccolos waren ideal für Tauschgeschäfte wie heute die «Pokémon»-Karten. Gingen die Lizenzen aus, griff Feuerwehrmann Wäscher zeichnend ein. Stilistische Eigenarten gab es sowieso nicht. Wäschers Meisterstück war «Sigurd». Eigentlich wollte er die deutschen Heldensagen um Siegfried wiederbeleben, Verleger Lehning war das zu «heiss», auch wenn dann der akzeptierte Sigurd reichlich «germanisch» daherstolzerte. Dieses Nischenprodukt aller Nischenprodukte falle niemandem auf, hiess die Devise. Doch die Bundesprüfstelle warf sehr wohl ihre Argus-



Zeichner Wäscher, Held Sigurd.

augen darauf und indizierte häufig «Akim». Warum, blieb uns rätselhaft. Es erschien plötzlich ein paar Nummern nicht.

«Sigurd» brachte es auf über 300 Fortsetzungen, im *Piccolo*-Gewerbe ein Bestseller. Schon die Ankündigung des ersten Heftes versetzte uns in Spannung: «Sigurd war einer der grössten Helden vergangener Zeiten. Auf der Burg seines Vaters Eckbert wuchs er heran» und so weiter. Seine erste Bewährungsprobe war ein Turnier gegen Junker Bodo. Er gewann,

Die Sigurds, Akims und Co. waren flach, ohne Geheimnis, die Proportionen waren ein Witz.

aber wie Wäscher das visuell umsetzte, war von ergreifender Dürftigkeit, galaxienweit von Künstlern wie Hal Foster («Prinz Eisenherz») oder Burne Hogarth («Tarzan») entfernt. Zu meinen Lieblingen gehörten auch Mandrake und Phantom, zwei seltsame Kreationen. Der eine ein mondäner Zauberer, der andere ein bizarr Kostümierter, dessen Schauplätze im Fernen Osten lagen. Was diese Comicfiguren von den deutschen Kreationen fundamental unterschied, waren Atmosphäre und Figurensubstanz. Die Sigurds, Akims und Co. waren flach, ohne Geheimnis. Und auf die Palme

brachten uns die viel zu kleinen Köpfe; die Proportionen waren ein Witz. Einmal waren wir nahe dran, Wäscher einen Brief zu schreiben.

«Dieser Ideenhimmel», sprach ein Bibliotheksmitarbeiter mal zu mir, dem ich half, im Kellergewölbe die Inkunabeln, die unter dem Klima litten, vorsichtig auf einen Bücherwagen zu heben; es waren zum Teil riesige Folianten. «Dieser Ideenhimmel hier kündigt von veröhnender Menschlichkeit.» Er klang wie ein Pfarrer, und die waren, mit den Lehrern und Psychologen, die «räuberischen Skythen», die uns den Spass an der «Schundliteratur» vergällen wollten. Denn der Lehning-Verlag war natürlich nicht der einzige, der in den fünfziger und sechziger Jahren aus der «amerikanischen Pest» Profit zog. Es wimmelte von Verlagen. Rolf Kauka («der deutsche Disney»), damals populärster Comics-Verleger, versuchte es mit deutschen Zeichnern («Fix und Foxi»). Der Erfolg war mässig. Und Kauka fiennte fast, um den «Skythen» zu verklickern, dass seine Comics «kindgerecht» seien. Genau deshalb liessen wir die links liegen.

Gegen die pandemische Verblödung

Der Comic-Boom nahm zu, was auch an unserem ambulanten Kiosk, tief im Schatten der Schlossbibliothek, zu sehen war, aber zugleich erhöhte sich der pädagogische Druck

darauf. «Vom Comic-Leser zum Mörder» lautete eine Schlagzeile, und der *Spiegel* titelte: «Müssen wir Kinder vor Comics schützen?» Unbedingt, so die US-Ärztin Hilde L. Mosse, denn die Lektüre fördere kriminelle Neigungen. Und werde man nicht zum Verbrecher, dann regrediere man in jedem Fall ins «Lallalter». Eine Katastrophe!

Um diese pandemische Verblödung zu verhindern, kam es in der Bundesrepublik an manchen Orten zu handfesten Autodafés. Organisiert von Jugendverbänden wie den Pfadfindern. Auch ich, als Sohn eines Bibliotheksleiters, musste demonstrativ beweisen, dass ich lernfähig wäre und meine Comics dem Feuer übergab. Und dafür waren *Piccolo*-Hefte nützlich: Wir warfen nur sie in die Flammen. Phantom, Mandrake, Flash Gordon, Tarzan und Co., die Klasse Ware, versteckten wir sorgfältig, kriminelle Zukunft hin oder her. Die Pointe aber war, dass wir für die Bereitschaft, dem mörderischen Flachsinn freiwillig zu entsagen, mit sogenannten guten Büchern entschädigt wurden: in Pappbände gebundene Kurzfassungen der deutschen Heldensagen mit Illustrationen, an denen gemessen Hansrudi Wäscher ein grosser Stilist war. Wir verkauften die Bücher für ein paar Pfennige in der Schule und trafen uns bei unserem ambulanten Kiosk.



Loge, Krönchen, Wappen: Landestheater Detmold.

Klassik

Die deutschen Dreispartentheater

Manuel Brug

Da staunt der Laie, und selbst der Fachmann wundert sich: 84 Opernbühnen in 81 Städten, meist integriert in Dreispartentheater, zählt man in Deutschland. Das ist die Hälfte aller Musiktheater weltweit. Kaum ein professioneller Szenebeobachter kann sich rühmen, diese Spielstätten jemals alle besucht zu haben, die Revolutionen, zwei Weltkriege, die deutsche Teilung und Wiedervereinigung überstanden haben.

Immaterielles Kulturerbe

Dabei erlauben Bühnenerlebnisse zwischen Wagner im Westfälischen, Barock in Berlin und Schumann in Zwickau eine durchaus insistente Innensicht auf Grosstadtroutine und Premierenglück in der deutschen Provinz, ein subjektives, nach Spielplanzufall und terminlicher Freiheit sich fügendes Panorama weitet sich unaufdringlich zur sozialen Milieustudie der deutschen Kleinstädterei und Grossmannsucht, die sich auf den Bühnen der Bundesrepublik spiegelt. Die Eindrücke kurzer Besucherblicke fügen sich zum Grossgemälde. Wo ist der Bestand gefährdet, wo schöpft man aus dem Vollen, wo verschleudert man Ressourcen?

Nehmen wir doch zum Beispiel Detmold, eine halbe Regionalbahnstunde südwestlich von Hannover. Abgedankt hat dort, im einstmaligen kleinsten Fürstentum des Deutschen Reiches, die Herrscherfamilie von Lippe wie

überall bereits am Ende des Ersten Weltkriegs. Dennoch wurde dort noch 1919, sieben Jahre nach einem Theaterbrand, das letzte deutsche Hoftheater neueröffnet. Mit Loge, Krönchen und Wappen – in Detmold sieht man die Lippsche Rose noch heuer allerorts.

Bis heute gilt man als Europas grösstes Reise-theater mit Abstechern bis Heilbronn und Winterthur. 2021 soll die deutsche Theater- und Orchesterlandschaft als immaterielles Kulturerbe der Menschheit anerkannt werden. Der Prozess bei der Uno-Kulturorganisation Unesco läuft seit 2014 mit der Aufnahme in das Bundesweite Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes. Der Eintrag war die Vorbedingung für die Unesco-Nominierung. «Die Nominierung zeigt,

Dabei erlauben solche Bühnenerlebnisse Premierenglück in der deutschen Provinz.

dass Theater und Orchester wichtige Räume der freien Meinungsäusserung, der öffentlichen Debatte und kritischen Reflexion sind», so wurde das damals politisch orchestriert.

Die Theater sind auch Orte der Ausbildung, des Heranreifens für Künstler. Christa Ludwig, eben verstorbene grösste Mezzosopranistin der Nachkriegszeit, begann ihre Weltkarriere in Giessen, das katalanische Koloraturwunder Montserrat Caballé am Stadttheater Basel.

Noch heute bewerben sich sehr, sehr viele Amerikaner und Asiaten für die Ensemblebühnen in Deutschland. Hier können sie Praxis lernen. Auch nach Corona. Eben hat die deutsche Regierung 2,5 Milliarden Euro bereitgestellt,

um auch nach Abflauen der Pandemie das theatrale Kulturleben wieder anzukurbeln.

Bundesweit gibt es rund 140 Staats- und Stadttheater sowie Landesbühnen mit Orchestern und 130 Opern-, Sinfonie-, Rundfunk- oder Kammerorchester sowie Kammerphilharmonien. Hinzu kommen rund 220 private Theater, 100 Theater- und Sinfonieorchester ohne feste Spielstätten, 2200 freie Spielstätten, Gruppen und Ensembles sowie rund 2500 Amateurtheaterbühnen.

Die Dichte ist in Nordrhein-Westfalen besonders gross, weil hier durch Kohle und Stahl reich gewordene Industriestädte mit den Fürstenresidenzen mithalten wollten, die im 19. Jahrhundert weniger für Armeen und mehr für Theater ausgaben. In Thüringen zum Beispiel, mit 2,1 Millionen Einwohnern und einer Fläche von 16 000 Quadratkilometern eines der kleineren Bundesländer, stehen zehn grosse Bühnen – eine Folge der Erbteilungen der Herrscherfamilien Reuss und Wettin. Nur dreissig Kilometer liegen zwischen den Bühnen in Erfurt und Weimar, wo Goethe wirkte, Liszt Wagners «Lohengrin» und Berlioz' «Benvenuto Cellini» uraufführte und im Nationaltheater die Weimarer Republik gegründet wurde. Und was wäre Bayreuth, wenn dort nicht in der kurzen Blütezeit als Markgräfin Wilhelmine, Schwester Friedrichs des Grossen, bei der italienischen Architektenfamilie Bibiena das heute schöne erhaltene Barocktheater bestellt hätte? Richard Wagner wollte hier seine Festspiele feiern, der Orchestergraben war zu klein, aber in der Nähe gab es einen Grünen Hügel. Der Rest ist nicht nur deutsche Theatergeschichte.

Pop

Unser verlorener Sohn

Anton Beck

Xavier Naidoo: Telegramm für X.
Naidoo Records, 2004

Ironischerweise hiess sein schönstes und friedlichstes Album «Telegramm für X». Ironisch ist das, weil Telegram mittlerweile der Name eines Messenger-Diensts ist, auf dem sich neben vielen Verschwörungstheorien auch viel Wut sammelt, und weil Xavier Naidoo, für den das «X» stand, ebenfalls beidem, der Wut und den Verschwörungen, verfallen ist. 2005 sang Naidoo auf «Telegramm für X»: «Was wir alleine nicht schaffen, das schaffen wir dann zusammen. Dazu brauchen wir keinerlei Waffen, unsere Waffe nennt sich unser Verstand», oder: «Meine Seele jubiliert, weil sie niemals den Mut verliert. Mich aufzufordern rauszugehen, um mich nach dir umzusehen.»

Im Video zu ebenjenem Song rettet eine Frau einen Mann aus einem brennenden Haus und er sie vor dem Ertrinken, die Botschaft ist klar: Nächstenliebe, Gemeinschaft und Hilfsbereitschaft bringen uns weit. Seitdem hat sich einiges geändert. Naidoo machte in den letzten Jahren vor allem durch Verschwörungsmutheorien auf sich aufmerksam, durch seine Nähe zu den antidemokratischen Reichsbürgern und im letzten Jahr durch seine Querdenker-Einstellung zur Corona-Pandemie. In diesem neuen Naidoo-Kosmos ist die Covid-Impfung Gift, der Staat

und die Medien sind der Feind. Von der ehemaligen friedlichen Weltanschauung ist nicht mehr viel übrig. Vielmehr sieht Naidoo überall Feinde und geheime Zeichen, und auch seine Musik klingt aggressiver. Er wird nun begleitet von wütendem Rap, vom gemütlichen Soulgesang mit einer sanften Prise Schnulze ist nichts mehr übrig. Viele Konzertveranstalter schreckt das ab, und auch viele ehemalige Fans distanzieren sich und sind vor allem eines: ent-

«Dieser Weg wird kein leichter sein, dieser Weg wird steinig und schwer», sang Naidoo.

täuscht. Ich auch. In meinen Kindheitstagen um die Jahrtausendwende bedeutete mir Naidoos Musik viel, diese Texte, die mit ihrem direkten und doch sanftmütigen Zugang darauf hinwiesen, dass die Zuversicht und das Miteinander immer irgendwie die Oberhand behalten. «Dieser Weg wird kein leichter sein, dieser Weg wird steinig und schwer. Nicht mit vielen wirst du dir einig sein, doch dieses Leben bietet so viel mehr», heisst es in seinem wohl berühmtesten Song aus «Telegramm für X».

Lebensbejahende Zeilen

Auch die Söhne Mannheims, die Band, die Naidoo vor seiner Solokarriere zu Ruhm verhalf, verstanden es, mit ihren direkten und doch raffinierten Texten einen Gefühlszugang zu finden, wie er in der deutschen Musik bis dahin fehlte. «Das hat die Welt noch nicht gesehen, trotzdem ist Liebe wunderschön, ist unsichtbar und trotzdem da, Freude und Leid das ganze



„Du bist wohl der Neue.“

Jahr.» Bei so viel Einfühlsamkeit wird man entweder butterkeksweich oder stempelt die Söhne Mannheims als Schnulzensänger ab.

Im Video zu «Vielleicht», einem der besten Songs des Jahres 2004, versuchen verschiedene Leute, sich an einem grauen, trüben Tag das Leben zu nehmen, finden dann aber in ihren Liebsten – eine Mutter in der kleinen Tochter, ein Mann in seiner Partnerin – doch wieder einen Lebenssinn. Die Message ist klar: Vielleicht schauen wir alle zu wenig genau hin, um zu verstehen, was in unseren Mitmenschen vor sich geht. Vielleicht müssen wir sie hin und wieder daran erinnern, wie viel sie uns bedeuten. «Ich will keine Versprechen, die mir Menschen geben, die sie dann wieder brechen, so sind Menschen eben. Alles was zählt, ist die Verbindung zu dir, und es wäre mein Ende, wenn ich diese Verbindung verlier.» Kaum jemand haderte textlich so nachvollziehbar mit seinem Glauben an Gott wie der alte Naidoo von 2004. Und gerade im letzten Jahr hätten viele diesen alten Naidoo benötigt. Den Naidoo, der ihnen an kalten Wintertagen in der Isolation warme Melodien und lebensbejahende Zeilen geschenkt hätte. Stattdessen veröffentlichte der neue Naidoo Videos, in denen Impfzentren gesprengt werden und er von irgendwelchen satanischen Kindermorden spricht. Die Söhne Mannheims wie auch die Stadt selbst haben sich von Naidoo distanziert.

Als ich vor sechs Jahren an einem Naidoo-Konzert war und er all die integrativen Balladen aus frühen Tagen sang, wippten viele Pärchen umschlungen zu den Songs; und auch wer alleine da war, war berührt. Dass jene Leute nun zu den wütenden Verschwörungssongs von Naidoo auf die Strasse gehen, ist schwer vorstellbar. Der alte Naidoo machte Musik für die deutsche Mittelschicht, für jene, die einen durchaus schönen, aber vielleicht auch etwas durchschnittlichen Alltag bestreiten und nach der Arbeit abends an einem Naidoo-Konzert mit etwas Wehmut ihren Zweifeln und Wünschen nachhängen konnten. Diesen Menschen ging in letzter Zeit vieles verloren – leider auch ihr musikalischer Seelsorger.



Ehemaliger musikalischer Seelsorger: Sänger Naidoo.

Hundert Violinen zertrümmern

Thomas Wördehoff

Johannes Kreidler: 20:21 Rhythms of History.
Uraufführung Donaueschinger Musiktage
15.–17. Oktober

Gewisse Etiketten halten ewig. «Made in Germany» beispielsweise steht für die Erfüllung allerhöchster Ansprüche und dürfte ebenso respekteinflössend sein wie «Deutsche Wertarbeit». Auch der Gedanke an «deutsche Musik» jagt einem Schauer der Ehrfurcht über den Rücken. Namen wie Heinrich Schütz, Bach, Gluck, Beethoven, Schumann, Brahms und Wagner stehen für die Erhabenheit der Tonkunst schlechthin: Genie, Gravitas und Seele sind die wuchtigen Ingredienzen der «ernsten» und damit deutschen Musiktradition.

Der Mann, der seit gut einem Jahr eine Professur für Komposition an der Basler Hochschule für Musik innehat, ist gebürtiger Esslinger. Als im Gespräch irgendwann die Formel «deutsche Tonkunst» fällt, macht er recht schnell deutlich, dass er fürs hehre Fach der vermutlich falsche Ansprechpartner sei. Tatsächlich hat Johannes Kreidler, 41, so gar nichts von einem deutschen Grübler, und das ist nicht nur eine Frage des Alters. Wühlt man sich durch sein musikalisches Schaffen, stösst man bald auf eine Eigenschaft, die man nicht unbedingt bei Vertretern der Neuen Musik vermutet: Humor.

Ziemlich durchtrieben mutet jedenfalls das Stück «Minusbolero» an – eine Arbeit, in der keine Note von Johannes Kreidler stammt, schliesslich handelt es sich im Wesentlichen um Ravels «Bolero». Na ja, eigentlich fehlt das Wesentliche, denn Kreidler hat, so bekennt er keineswegs reumütig, «die melodischen Elemente aus der Bolero-Partitur entfernt». Das Resultat: Der gesamte rhythmische Apparat des Orchesters steigert sich mit erheblichem Aufwand geradewegs ins Nirgendwo, ohne auch nur die geringste emotionale Wirkung zu hinterlassen. Allerdings macht genau diese Lücke das Stück zum Ereignis – ein grausames Spiel mit routinierten Konzerterwartungen, die für einmal nicht erfüllt werden.

Klingende Objets trouvés

Seinen Umgang mit Musik nennt er «konzeptuell» oder auch: «Ich mache Musik mit Musik», und das ist weniger verschwurbelt, als es klingt. Für Kreidler sind Kompositionen gelegentlich auch wilde Materialsammlungen, mit denen er ähnlich verfährt, wie es auch in den bildenden Künsten seit anno Tobak üblich ist. Für ein Stück wie «Der <Weg der Verzweigung> (Hegel) ist der chromatische» – der Titel ist



Sauberes Ausrufezeichen: Komponist Kreidler.

hochtrabender als das Werk – nahm er an Bausteinen, was er kriegen konnte, eben «haufenweise Fremd-Samples aus Audio- und Videoarchiven – ich wollte mitunter durchschnittliche oder sogar schlechte Musiken haben, die daher als Medium taugen.» Diese klingenden Objets trouvés verknüpfte Kreidler mit seiner Komposition zu einer beeindruckenden Klang- und Themencollage. Willkürlich ist das mitnichten: «Man muss <Material> als ungenügend empfinden, sonst hätte man doch keinen Anlass, daraus etwas zu machen», lautet Kreidlers entspanntes Hoch auf die Alltäglichkeit.

Das ist nicht spröde Konzeptkunst, sondern ziemlich auf- und anregend fürs Publikum. Nur hat die Sinnlichkeit eines Kreidler-Abends weniger mit seelenvollen Erbauungsstunden im Konzertsaal zu tun – die Konzerte des Basler Professors hauen der Hörerschaft meist die Wirklichkeit um die Ohren und sind damit näher bei der bühnensprengenden Theatralik eines Christoph Schlingensiefel oder den sozialpolitischen Kunstinterventionen von Joseph Beuys.

«In ein paar hundert Jahren redet kein Mensch mehr von Bach und Beethoven», sagt Kreidler.

Mit den Meistern der Musikgeschichte verfährt Kreidler unzimperlich. «Wenn ich die Matthäuspassion höre, finde ich die Texte unerträglich. Super Musik, aber antiaufklärerisch!» Intonationssicher, aber missbilligend setzt er mit dem Eingangschor noch ein gesanglich sauberes Ausrufezeichen: «... seht, wohin?

auf unsre Schuld». Es schüttelt ihn. «Barocker Kitsch.» Wenn er schliesslich bemerkt, dass in «ein paar hundert Jahren kein Mensch mehr von Bach und Beethoven redet», klingt das nicht respektlos, sondern befreiend, weil gänzlich unfeierlich: Bach und Kollegen sind eben keine Denkmäler, sondern Komponisten. Und denen begegnet er auf Augenhöhe.

Seine Vorstellung von Erhabenheit – ein Schlüsselbegriff des deutschen Kulturverständnisses – hat weniger mit Innerlichkeit, Tiefsinn oder gar Anbetung zu tun, sondern mit dem Abdruck konkreter und damit auch trivialer Wirklichkeit in der Kunst. Für Kreidler ist «Erhabenheit» deckungsgleich mit Entgrenzung. Er erzählt von einer siebenstündigen Aufführung eines Kreidler-Musiktheaterabends in Oslo, bei der nach vier Stunden hundert Violinen durch die Akteure zertrümmert werden mussten. «Irgendwann waren dann plötzlich auch Zuschauer auf der Bühne, die sich die Überreste der Geigen sicherten – ganz schön dreist. Aber mir dämmerte plötzlich, dass hier ganz nebenbei die Grenze zwischen Kunst und Leben eingerissen wurde. Genau das ist für mich Erhabenheit!» Die Aufhebung der vierten Wand ist zum Thema all seiner Kompositionen geworden.

Ob er nun Stilkopien seiner Musik in Billiglohnländern in Auftrag gibt oder fallende Aktienkurse vertont und in eine Kinderkompositionssoftware einspeist – Kreidler-Events begegnen der Idee des «deutschen Meisterwerks» mit dem klugen Entwurf eines politischen, unterhaltsamen und hemmungslos realitätsgetränkten Werks, das noch in keinem Genre fixiert ist. Und das ist gut so.

Podcast

One-Man-Show mit klarer Kante

Birgit Kelle

Gerhard Schröder – Die Agenda:
Podcast mit Béla Anda.

Männer fortgeschrittenen Alters neigen im Angesicht eines späten Frühlings nicht selten dazu, sich lächerlich zu machen. Diesen Teil seines öffentlichen Lebens erledigt der ehemalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder als inzwischen 77-jähriger zuverlässig auf Instagram. Gerd, wie ihn Freunde und in der Erinnerung verblasste Ehefrauen nannten, ist dort dank Gattin Nr. 5, der chronisch gutgelaunten Südkoreanerin Soyeon Schröder-Kim, sehr verliebt in freier digitaler Wildbahn zu beobachten: neckisch bei brennendem Kerzlein hinter dem Tannenbaum, beim Aufhängen von Meisenknödeln durch den Schnee stapfend oder beim Einpflanzen der Küchenkräuter im Hochbeet (Petersilie, Basilikum, Paprika, Peperoni, Schnittlauch). Er hat offensichtlich eine Vorliebe für Steppjacken.

Den anderen Teil seines nicht unerheblich grossen Egos arbeitet der Altbundeskanzler seit einem Jahr in seinem wöchentlichen Podcast «Gerhard Schröder – Die Agenda» ab. Gestartet zu Beginn der Corona-Pandemie, hat er sich einen beachtlichen Fanklub von über 250 000 Abonnenten zugelegt. In der Jubiläumssendung zum Einjährigen freut man sich wie Frischverliebte. Moderator Béla Anda darüber, «dass du ja gesagt hast». Schröder, dass er zu seinem eigenen Podcast auch ja gesagt hat.

Anda ist Produzent und Stichwortgeber der Sendung, die ohne die umfassende redaktionelle Vorarbeit seinerseits niemals eine Struktur hätte. Das Konzept ist einfach: Anda wirft die aktuellen Themen, hübsch aufbereitet, vor das Mikrofon, Schröder redet frei von der Leber weg, und das kann er. Jovial, ohne lästige Selbstzweifel. China, Russland, die USA unter Biden, ein bisschen Sticheleien gegen die heutigen Grünen, die längst nicht mehr das intellektuelle Format seiner ehemaligen Koalitionspartner besitzen.

Gut, ernst nehmen muss man natürlich nicht alles. Jene Feministinnen, die das Wort «Mansplaining» zur Beschreibung alter weiser Männer, die einem die Welt erklären, erfanden, müssen Exemplare wie ihn im Blick gehabt haben. Man hört ihm dennoch gerne zu, was nicht nur an der markanten Stimme liegt, sondern weil er Humor, Erfahrung, Wissen und einen Standpunkt besitzt und sich bereits nach drei Folgen das Gefühl einstellt, er habe in diesem Podcast mehr klare Kante gezeigt als die amtierende Bundeskanzlerin in ihrer gesamten Amtszeit.

Dieser Text hätte leicht auch unter dem Titel «Herr Schröders Gespür für Russland» erscheinen können, denn mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit schafft es der Altkanzler, das Heimatland seines lupenreinen Demokraten-Freundes Putin gefühlt in jede Folge hineinzupacken. Niemand erklärt besser als inoffizieller Regierungssprecher die russische Seele und wie man am besten und klügsten oder besser nicht (diese dummen Sanktionen) mit dem Weltmachtfaktor im Osten umgehen sollte. Er wird nicht müde, das Man-

Schröder redet frei von der Leber weg, und das kann er. Jovial, ohne lästige Selbstzweifel.

tra herunterzubeten, wie wichtig Väterchen Russland geopolitisch, aber auch in Bezug auf Rohstoffe für Deutschland sei. Am besten, man stellt einen Wodka griffbereit.

Anda hingegen ist ein Langweiler. Er war unter Schröder von 2002 bis 2005 Regierungssprecher und Chef des Bundespresseamtes. Die Herren kennen sich schon länger. Erkennbar nicht nur am deplatzierten, penetranten Geduze, sondern auch durch die offene Unterwürfigkeit Andas gegenüber seinem ehemaligen Chef. Fragen leitet er gerne mit Sätzen wie jenen ein, keiner kenne die internationale Grosswetterlage ja so gut wie «du». «Du» sei ja gerade erst in St. Petersburg gewesen. Er ist mehr devoter Diener denn ernsthafter Sparringspartner eines Grosskalibers wie Schröder.

Und so sitzt «Muppet Show»-Waldorf ohne Statler auf dem Balkon und kommentiert die Weltpolitik, den Untergang des Westens, erinnert zuverlässig an seine eigenen politischen Errungenschaften, damit sie ihm keiner vom historischen Brot nimmt, bewirbt sein neues Buch und bleibt doch immer die One-Man-Show ohne Gegner. Das ist ein bisschen schade, weil dem alten Knochen ein ernsthafter Widerspruch in der Sendung guttun würde. Und wahrscheinlich wäre es gar doppelt amüsant.



Jazz

Professionelle Liebhaber

Peter Rüedi

Zurich Jazz Orchestra & Steffen Schorn:
Dedications. Mons Records MR874634

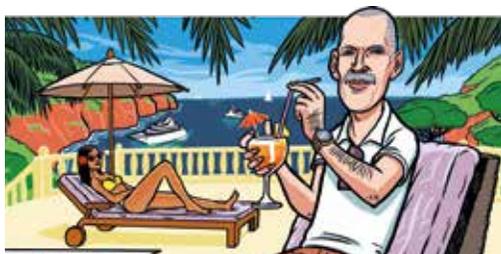
Das Zurich Jazz Orchestra (ZJO) ist neben dem Berner Swiss Jazz Orchestra die zweite Schweizer Grossformation mit einer längeren Geschichte. Beide sind keine Big Bands, wie das klassische Format in historischen Zeiten einmal hiess, als im Swing der dreissiger Jahre Pioniere wie Count Basie oder Fletcher Henderson die Organisation ihrer Bands nach dem Muster der drei «Sätze» (Trompeten, Saxofone und andere «Reeds», Posaunen) plus Rhythmusgruppe erfanden. Der Effekt der Formel beruhte auf dem Dialog zwischen diesen Instrumentalsätzen, andererseits auf dem Kontrast zwischen mächtigem Gesamt-Sound und einzelnen Solisten.

Diese ebenso einfachen wie wirkungsmächtigen Muster begannen ab den vierziger Jahren ambitioniertere Bandleader mit Seitenblick auf die klassische Orchestermusik aufzulösen: Stan Kenton und zumal Gil Evans, später George Gruntz, der sein Orchester mit Grund Concert Jazz Band nannte. Dieser Linie folgte auch das Zurich Jazz Orchestra seit seinen Anfängen in den neunziger Jahren. Unter wechselnder Leitung (Stefan Schlegel, Frank Sikora, Rainer Tempel, Daniel Schenker) entwickelte sich das Orchester zu einem Verband von solistischen Spitzenkönnern, die sich im grossorchestralen Verbund den Enthusiasmus von Amateuren im Wortsinn bewahrten.

Der letzte Leiter des ZJO war der deutsche Multi-Saxofonist Steffen Schorn, dessen filigraner, durchlässiger, ein äusserst vielseitiges bis extravagantes Instrumentarium auslotender Arrangierkunst wir ein vielfarbig schillerndes und bildmächtiges Album verdanken. (Er selber bringt u. a. Instrumente wie C-Melody-Saxofon, Bass-Saxofon, Bb-Tubax, Kontraalt-Klarinette oder Piccolo ins Spiel.) Virtuose bis skurrile Humoresken wie die stürmische Eröffnung «The Mad Code» stehen für deren eines Extrem, ein tiefgründiges, dunkelfarbiges Klanggemälde («Martha», seiner Mutter gewidmet) für das andere. Dazwischen liegt eine dreiteilige Walzersuite, in der Schorn mit den Klangnuancen seiner solistischen Partner ein ganzheitliches Kaleidoskop zum Funkeln bringt. Die Temperamente der Solisten sind die Farben des Arrangeurs. Nicht anders als beim fernen grossen Vorbild Duke Ellington.

«Dedications» ist Steffen Schorns Abschiedsgeschenk an das ZJO. Sein Nachfolger ab Saison 2021/22 ist der amerikanische Posaunist und Arrangeur Ed Partyka.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH, endlich alt

Mark van Huissing

Kaufmännisch gerundet bin ich sechzig (56 Jahre und ein paar Wochen, um genau zu sein). Mit anderen Worten: alt also.

Klar, Ihr Kolumnist ist mit zeitgemässen Behauptungen wie «Sechzig ist das neue Vierzig» et cetera vertraut. Und findet diese nicht mal falsch. Ich lebe heute (noch) gesünder als vor sechzehn Jahren, was beispielsweise Ernährung angeht (ausgewogener – fast kein Fleisch, wie alle, dafür reichlich Gemüse, Hülsenfrüchte –, saisonaler, regionaler; weniger Fett, Zucker, Alkohol sowieso). Treibe mehr Sport (dreimal die Woche), bin Treppensteiger statt Liftfahrer (Sie bestimmt auch). So lässt es sich kaum verhindern, körperlich fitter denn je zu sein.

Wenn's aber um das Geistige geht, ist sechzig das neue Achtzig. So sehen es wenigstens die Jungen, die Millennials / Generation Y (geboren in den frühen 1980er bis späten 1990er Jahren) sowie die darauffolgende Generation Z. Die Mitglieder dieser Gruppen bestimmen zu einem guten Teil die Popkultur, erklären also, was geht in unserer Gesellschaft und, vor allem, was nicht. Und gehen tut zurzeit Einbeziehung (*inclusion*) sowie Vielfalt (*diversity*) oder, verkürzt gesagt, «Die Minderheit hat recht» respektive *being woke* auf Amerikanisch. Nicht gehen tut dagegen, eine eigene Meinung zu haben respektive diese mitzuteilen. Weshalb die sogenannte Cancel-Culture (Absage- und Löschkultur) erfunden wurde. Denn nichts fürchten Gen-Y- und Gen-Z-Mitglieder so sehr wie den Shitstorm, die öffentliche Meinung gegen sich zu haben, sie brauchen unentwegt Umarmungen ihrer *peers*, der Gleichaltrigen.

Die gute Nachricht: Älter werden alle. Auch die Jungen. Und in der Folge liberaler,

hoffentlich. Oder zumindest lockerer. Eine besonders gehemmte/verklebte öffentliche Person, die ich kennenlernte, war Tom «Guccis Retter» Ford, als er noch Designer war. Ich erschien mal für ein Dinner in Mailand, zu dem er geladen hatte, als er noch jünger und beruflich engagiert war, pünktlich (ein Fauxpas, ich weiss). Das Team Tom war noch mittendrin, die Beleuchtung perfekt zu dimmen sowie den Gastgeber über seine Gäste zu briefen. Weshalb a) dieser keine Ahnung hatte, wer ich war, und b) das zu helle Deckenlicht den Blick durch sein dünnes Haar auf die Kopfhaut freigab (was schlimmer war). Er stand da wie das «Kaninchen im Scheinwerferlicht» aus der Redensart, und zwar, bis ein Mitarbeiter ihn erlöste respektive mich aus dem «Giacomo Bistrot» jagte.

In der aktuellen *Vogue* – amerikanische Ausgabe, regelmässige MvH-Leser kennen seine niedrige Meinung von dieser – wird ein Gespräch mit Tom wiedergegeben (es geht um Halston, den verstorbenen Designer respektive die empfehlenswerte Netflix-Miniserie). Er spricht darin über Sex, tatsächlich: Er, Ford, habe in den 1980er Jahren gelegentlich mit Fred Hughes geschlafen, «von <gedatet> kann man allerdings nicht reden» (bei Hughes handelte es sich um einen wichtigen Mitarbeiter von Andy Warhol, der als Hetero bekannt war). Weiter redet er über Drogen – als er für Gucci arbeitete, sei ihm jeder Wunsch erfüllt worden. «Es

*Ist sechzig das neue Vierzig?
Wenn's um das Geistige geht,
ist es das neue Achtzig.*

gab immer Kokain auf dem Schreibtisch; ausserdem erzählte mir jeder, wie toll ich sei.» Der lockere Tom, heute Privatier und Filmregisseur, wird, nebenbei erwähnt, sechzig diesen August.

Wer seine Sechzigerjahre erreiche, schreibt Nick Cave, Rockmusiker und Autor, in seinem Blog «The Red Hand Files», den durchflüsse fortan ein warmes Gefühl von Freiheit, weil man «ausserhalb der aktuellen Konversation und am falschen Ende des Stocks» lebe. Was eine super Sache sei – «Es ist erlösend, als verrückter, peinlicher Onkel in der Ecke des Zimmers sitzen zu können». Und, Segen des Alters, schräge Ideen vertreten zu dürfen wie Rede- und Gedankenfreiheit plus Werte hoch-

zuhalten von Humor, Chaos, Provokation bis Ungeduld gegenüber dem moralisch Offensichtlichen sowie Neutralität und Menschlichkeit. Oder, mit anderen Worten: «Danke, dass ich alt sein darf in diesen verrückt machen den Zeiten.»

Einmal im Jahr soll man als Kolumnist a) den letzten Satz jemand anderem überlassen und/oder seinen Verleger wiedergeben. Dieser, kaufmännisch gerundet ebenfalls sechzig, sagte kürzlich zu mir: «Bisher waren wir Kindersoldaten, jetzt sind wir erwachsen, das kommt gut.»



UNTEN DURCH Drahtlos

Linus Reichlin

Ich habe mir eine Lampe von Ikea gekauft, die man per Fernbedienung stufenlos dimmen kann. Man kann auch die Lichtfarbe per Fernbedienung ändern. Als ich die Lampe zu Hause ausprobierte, merkte ich allerdings, dass mir nur eine Lichtfarbe gefällt und nur eine Dimmstufe. Die Funktion der Fernbedienung reduzierte sich dadurch aufs Ein- und Ausschalten der Lampe. Genau genommen hatte ich eine neue Lampe mit einem externen Ein- und Ausschaltknopf gekauft, der viel grösser und klobiger war als die herkömmlichen Ein- und Ausschaltknöpfe, die sinnvollerweise direkt an der Lampe angebracht sind oder mit einem an einem Kabel fixierten Fussdruckschalter betätigt werden können, was den Vorteil hat, dass man die Fussdruckschalter nicht aufs Bücherregal legen und dann vergessen kann, dass man sie dort hingelegt hat.

Genau dies geschah aber. Am nächsten Tag musste ich nun also, um meine neue Lampe einschalten zu können, zunächst den Ein- und Ausschaltknopf in der ganzen Wohnung su-

chen. Während ich im Wäschekorb nach der Fernbedienung wühlte, dachte ich über eines der Rätsel der Paläoanthropologie nach. In der Altsteinzeit änderte sich nämlich die Bauweise von Faustkeilen mehrere zehntausend Jahre lang nicht im Geringsten. Stoisch stellten die Menschen dieselbe Art Faustkeil her, auf die immer gleiche, althergebrachte Methode. Als ich die Fernbedienung endlich im Bücherregal fand, begriff ich, dass es unseren steinzeitlichen Urahnen nicht an Innovationskraft mangelte: Sie waren nur weiser als wir. In der Verpackung der Fernbedienung war übrigens ein Magnethalter beigelegt, den man an der Wand montieren kann. Er ist für Leute gedacht, die sich in der Tiefe ihres Herzens nach den einfachen, stationären Schaltern vergangener Zeiten sehnen. Sie lassen die Fernbedienung einfach ständig in der Magnethalterung, und wenn sie die Lampe einschalten wollen, drücken sie drauf wie früher auf einen in der Wand befestigten Lichtschalter.

Aber etwas in mir sträubte sich dagegen. Ich kaufe doch keine Fernbedienung, um sie dann stationär an der Wand zu befestigen! Ich hatte zwar das starke Bedürfnis, genau das zu tun. Auch ich sehnte mich eigentlich nach einem stationären Schalter, und es mochte ja durchaus auch eine gewisse Weisheit darin liegen, am Althergebrachten festzuhalten. Aber andererseits muss man doch mit der Zeit gehen! Und zwar egal, wo die Zeit hingehet! Und im Moment geht sie nun mal in Richtung «mobile Einschaltknöpfe». Also warf ich die Magnethalterung in den Abfall, um nicht in Versuchung zu geraten, sie neben der neuen Lampe an die Wand zu kleben. Man darf nicht vergessen, dass unsere Urahnen eines Tages die Nase voll hatten von ihrem Standard-Faustkeilmotiv. Auf historischer Zeitskala gesehen praktisch über Nacht erfanden sie die Dampfmaschine. Und gleich im Anschluss darauf «Trådfri», die schwedische «Smart Home Beleuchtung».

Jedenfalls trage ich die Fernbedienung jetzt immer in der rechten Gesässtasche meiner Jeans mit mir. Das ist zwar beim Sitzen unbequem, und wenn ich mein Gewicht auf dem Stuhl nicht auf die linke Hinterbacke verlagere, schaltet sich manchmal am hellen Tag die Lampe an. Aber wenn ich – was ich versuchsweise getan habe – die Fernbedienung in einer der vorderen Hosentaschen trage, zeichnet sich dort ein kompromittierender Buckel ab. Das

macht Tramfahrten zu einem Spiessrutenlauf, falls man keinen Sitzplatz findet und politisch engagierte Frauen mitfahren. Also trage ich die Fernbedienung weiterhin in der Gesässtasche. Wenn ich abends nach Hause komme, drücke ich meinen Hintern an die Wand im Gang, und schon geht im Wohnzimmer das Licht an. Niemand kann sich dem Reiz einer solchen Fernwirkung entziehen!



FAST VERLIEBT

Alte Geschichten

Claudia Schumacher

Eine meiner Freundinnen wäre dann mal wieder so weit: Das Gewehr ist geladen, im Anschlag, der Finger am Abzug. Jetzt muss ihr aktueller Typ nur noch einmal ungeschickt durchs Bild laufen und *bang*, schießt sie ihn ab. Bildlich gesprochen, natürlich. Was sie so stark getriggert hat?

Sie sagt, ihr Partner habe sie verraten. Nie ergreife er ihre Seite, ziehe ihr wahlweise seine Schwester, seinen Kollegen oder seine Mutter vor. Aber ich kenne meine Freundin seit einer Weile und weiss daher auch, dass diese Geschichte nicht neu ist. Auch der letzte Mann hat sie verraten. Und der Mann vor ihm ebenso.

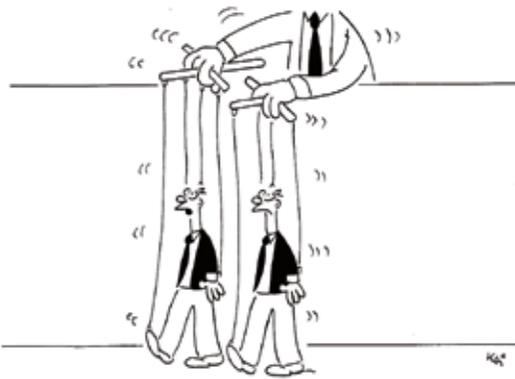
Langsam habe ich das Gefühl, man kann meine Freundin nicht mit zwei Menschen in einem Raum lassen: Sie wird sich immer ausgeschlossen fühlen und ungeliebt. Selbst ich, die ich ja nur eine Freundschaft und keine Beziehung mit ihr führe, habe aufgehört, sie in Dreierkonstellationen mit anderen zu treffen. Einmal hätte sie nach so einem Frauenabend zu dritt fast die Freundschaft mit mir beendet. Angeblich hatte ich ihr die andere vorgezogen. Ich glaube, meine Freundin ist nicht besonders irre. Eher normal irre und ein wenig

unreflektiert in ihren Verhaltensweisen. Woher ihr Dreiertrauma rührt, weiss ich auch nicht genau, aber sie hat zwei Brüder und sagt, das seien «Arschlöcher». Ich vermute, die Brüder liessen sie links liegen oder so – so wie ich es heute angeblich mit ihr immer tue. Es ist auch nicht wichtig, ob ihr Dreiertrauma wirklich so entstanden ist oder in einer anderen Lebensphase. Fest steht, dass sie da einen Knacks hat – und dass sie sich mit diesem Knacks eine Beziehung nach der anderen verleidet.

Die meisten von uns tragen irgendeine emotionale Geschichte mit sich rum. Und viele neigen zu ihrem eigenen Unglück eher dazu, diese alte Geschichte in der Gegenwart zwanghaft zu bestätigen, als sie von neuen, besseren Erlebnissen widerlegen zu lassen.

Wenn mehr als zwei Beziehungen in der eigenen Liebesbiografie am scheinbar gleichen Grund scheiterten, lohnt es sich, genauer hinzusehen: War es wirklich so? Oder ist das nur diese alte Wunde, die mal wieder in die Gegenwart hineinschmerzt und einen blind macht für das Gute in der neuen Beziehung?

Leider kann man andere Menschen auf diese Tatsache schwer hinweisen. Als ich gegenüber meiner Freundin zu sagen wagte, ihr Freund habe das vielleicht anders gemeint und wie das eigentlich bei ihr sei: Fühle sie sich nicht immer etwas zu schnell zurückgesetzt?, da zischte sie mich direkt an: «Ja, wie – stehst du jetzt etwa auf seiner Seite?» Schon hatte ich ihre alte Geschichte erneut bestätigt: Ihre Freundin verbündete sich mit ihrem Partner – Verrat! Schon wieder!



„Ich hatte mir den neuen Trend in der Personalführung anders vorgestellt...“

Kleine, wortlose Poesie im Alltag

Ich dachte lange, nur die grossen Dinge besässen wirkliche Magie oder Strahlkraft.



Gefühl einer Berührung.

Es gibt nicht viel Tröstlicheres, Erlösenderes, nichts, was einen Tag mehr retten oder vollenden kann, als den Zauber der kleinen Dinge. All diese manchmal schwer auszumachenden blühenden Blumen, die an jedem Wegesrand ein bisschen gegen den Himmel wachsen, diese kleine, wortlose Poesie im Alltag, die immer unsichtbarer wird.

Ich dachte lange, nur die grossen Dinge besässen wirkliche Magie oder Strahlkraft, wenn man so will; ganze Inseln, Gebirge, Ozeane, Meere, Seen, Wüsten, nur der ganze Himmel, nur unermessliche Sternenhaufen und nie ein einzelner Stern. Das war, natürlich, ein Weg in die Tristesse, einmal, weil die grossen Verlockungen nie weiter entfernt und unerreichbarer schienen als in den vergangenen Monaten. Und dann, weil der auf das Grosse gerichtete und fixierte Blick einen blind macht für die Kleinode dieser Welt.

Kurz prickelnder Schaum

Man konnte von ihnen, den grossen Dingen, träumen, im Meer der Erinnerung schwimmen, das aber dann doch nach einer gewissen Zeit zur Badewanne schrumpfte, in deren langsam erkaltendem Wasser der Schaum kurz prickelnd und dann lange kraftlos auf immer verschwand. Man konnte Pläne schmieden für jene Zeit, in der der Horizont nicht mehr immer nur näher zu rücken schien, so nahe gelegentlich, dass man ihn nicht mehr sehen konnte, sondern in der er sich wieder ausbreiten würde wie

eine Landschaft, die in das erste Sonnenlicht getaucht wird.

Der Gedanke ist banal, aber möglicherweise haben wir die Fähigkeit, die Schönheit der kleinen Dinge auszumachen, eingebüsst, weil wir unsere Häupter gesenkt halten, um besser auf einen kleinen Bildschirm starren zu können in der paradoxen Hoffnung auf Bilder, die uns die Welt vermitteln oder zurückgeben oder uns kurz von ihr befreien können.

Ausgestattet mit dem wesentlichsten Reisedokument unserer Tage – zwei Dosen mRNA-Impfstoff im, na ja, Blut und in der DNA –, machte ich mich auf ins Land der kleinen Dinge, stieg in einen Zug, liess die Alpen hinter mir, vergrub meine Augen und die Hügel, Berge, Täler und schroffen Felsen der Gedanken in einem Buch über das Mittelmeer und blickte erst wieder durch ein Fenster in die Welt, als der letzte Tunnel hinter mir lag und der Zug in Domodossola hielt.

Der Bahnhof ist nicht schön, hat nichts Liebreizendes, wirkt müde und vom Leben verlassen, und das bisschen Seele, das er vielleicht einst besass, begann früh mit dem Sterben. Ich verschob den magischen Zauber der Welt, wie meistens, schon auf später, hinter die nächste Kurve, und von dort, auch wie meistens, erneut hinter die nächste Kurve, immer in der Hoffnung, etwas Absolutes, Perfektes, Unvergängliches auf immer zu entdecken. Jetzt gerade wird mir klar, dass das Hoffen, der wirkliche Zauber könnte hinter der nächste Kurve liegen,

bloss dazu führt, dass man sich im Kreis bewegt und irgendwann womöglich mit wenig im Gepäck an den Ausgangspunkt zurückgelangt.

Ich wollte schon wieder in die gedruckte Welt des Mittelmeeres abtauchen, da sah ich diese Palme, die aussah, als ob sie kein leichtes Dasein führte. Umwachsen von Gestrüpp und Bahnabschrankungen, gewachsen in karger Erde, ihre Blätter da und dort ausgefranst und bedeckt von Staub, stand sie dort, verlassen, aber tapfer.

Unermessliche Sättigung

Es war meine erste Palme seit zehn Monaten, sieht man einmal von all jenen in den Social Media geposteten ab und all jenen verlorenen in den Gartencentern. Ich unterdrückte den Impuls, sie zu fotografieren, und schaute sie an, weil sie in dem Moment die kostbarste Palme der Welt war. Ich sprach in Gedanken mit ihr, erzählte ihr von meinem Leben und fragte sie nach dem ihren; nichts Besonderes, ein kleines Leben dort halt, wo andere Menschen nur kurz auf ihrer Reise anhalten in der Hoffnung, am Ende auf einen Garten Eden zu stossen.

Dann ruckte der Zug weiter in Richtung Mailand, vorbei an Palmen, die Ufer säumten und die Parkanlagen von Villen. Ich schaute hin, aber das Gefühl einer Berührung wie zuvor stellte sich kaum mehr ein. Da war in diesem Moment kein Platz mehr für eine andere als meine Domodossola-Palme. Ich brauchte keine weiteren mehr, und ich genoss diese unermessliche Sättigung durch den grossen Zauber der kleinen Dinge.

«Mir gefällt die Ruhe»

Michelle Keist, 28, traute sich lange nicht, Camionneuse zu werden. Heute liebt sie ihren Beruf.

Mein 44-Tonnen-Lastwagen heisst Sepp, er ist 18,75 Meter lang. Feingefühl, gut rangieren zu können, sind für eine Chauffeuse essenziell. Weil ich auch für kleine Wartungen verantwortlich bin, ist technisches Verständnis von Vorteil. Wichtig ist, mit Stresssituationen umgehen zu können. Ich fahre Pakete für die Schweizer Post durchs Land, mit dreissig Minuten Kulanzfrist. Das heisst, es muss nur etwas passieren – Stau, Schnee –, und man fährt der Zeit hinterher.

Trotzdem bin ich leidenschaftlich gerne Fahrerin. Ich liebe es, am Abend dem Sonnenuntergang entgegenzufahren. Mir gefällt die Ruhe. Ich kann machen, was ich will: Musik hören, telefonieren. Meine Mutter, meine beste Freundin, rufe ich mindestens einmal täglich an. Obwohl ich alleine unterwegs bin, fühle ich mich nie einsam. Beim Auf- und Abladen habe ich Kundenkontakt, wir Fahrer tauschen uns ständig aus. Man kennt sich in der Szene: Wenn ich Kollegen sehe, gebe ich Lichthupe oder mein Lufthorn, um zu grüssen.

Mein Lebenspartner, den ich an einem Trucker-Treffen kennenlernte, ist auch Chauffeur. Er ist international unterwegs. Wenn er auf einem Rastplatz in der Schweiz übernachtet, kann es sein, dass wir uns kurz sehen, weil ich dort gerade durchfahre. Meine Tage beginnen am Mittag und enden um drei Uhr morgens. Wir leben keine klassische «Wir kochen am Abend miteinander»-Beziehung. Wenn ich fertig bin, schläft er irgendwo. Ich gehe dann in den Stall, füttere mein Pferd, schaue nach meinen vier Katzen und trinke meine Honigmilch, bevor ich ins Bett gehe.

Verblüffte Chauffeure

Ich wuchs im zürcherischen Rümikon auf und wollte Autolackiererin werden. Weil mir der Beruf körperlich zu wenig anstrengend war, wurde ich Hufschmiedin. Die Arbeit mit Metall kam vom Vater, einem Metallbauschlosser. Wenn er schweisste, stand ich mit dem Schild nebendran, das faszinierte mich. Nach der vierjährigen Ausbildung machte ich mich selbständig, mit Barhufpflege. Trotzdem wollte ich Chauffeuse werden. Selber zu fahren, traute ich mir aber nie zu. Ich dachte, das sei viel zu schwierig. Dann, mit 23, begann ich meine Zweitausbildung. Der Kostenpunkt für alle Kurse betrug 20 000 Franken. Nach zwei Jahren hatte ich den CE-Ausweis

und legte die Prüfung ab, um gewerbsmässig fahren zu können.

Wenn ich jemandem sage, ich fahre Lastwagen, fragen die meisten, ob ich mit diesem langen Gefährt auch wirklich fahren könne – der Klassiker. Schlimmer finde ich nur, wenn alle das Gefühl haben, man müsse mir helfen, beim Auf- und Abladen zum Beispiel: Einem Mann hilft vielleicht einer, nachdem dieser parkiert hat; bei mir kommen sieben Helfer angerannt. Wenn ich auf Raststätten aussteige,



Am Abend eine Honigmilch: Michelle Keist.

kommt es vor, dass mich Camionneure verblüfft anschauen, weil ich als Frau rückwärts parkiert habe. Manche pfeifen mir nach. Weil ich von Natur aus offen und direkt bin, sehe ich vieles als Spass unter Kollegen, nicht als Sexismus. Belästigt fühlte ich mich nie, Angst hatte ich auch noch nicht.

Bei uns in der Firma bin ich mitverantwortlich, um die Neuen einzuarbeiten – fast alles Männer. Ich habe das Gefühl, Frauen trauen es sich nicht richtig zu, so wie ich damals auch. Im Kopf ist es ein Männerberuf, aber das stimmt nicht: Weil wir im 24-Stunden-Dienst fahren, sind kurze Touren möglich. Man kann auch problemlos Kinder haben. Ich finde, Frauen sollten sich mehr vertrauen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Märchenstunde

Radiomoderatorin: Was ...? Schon ...? Uii ... einen Moment noch ... ist das Mikrophon angestellt? Ach so ... gut. Liebe Kinder, einen Moment bitte ... da habe ich glatt meinen Einsatz verpasst ... Also, liebe Kinder, das war die Märchenstunde. Ich sehe nur gerade nicht, wie das Märchen hiess. Entschuldigt, aber das Ende kam für mich auch etwas abrupt. Es war so spannend, dass ich selber ganz gebannt zugehört habe. Dieser Zauberer war ja wirklich ein sehr böser. Also so was ... Die ganze Welt hat er verhext. Nun, dann geht mal schön ins Bett und schläft gut. Und äh ... wo ist denn mein Moderationstext? Ist ja egal ... Also, äh, liebe Kinder, ab ins Bett ... und vergesst nicht, vorher die Zähne zu putzen und Mama und Papa einen Gutenachtkuss zu geben. Und wenn ihr nicht einschlafen könnt, weil der böse Zauberer alle verhext hat, denkt daran, dass das Märchen morgen weitergeht, und dann kommt bestimmt die gute Fee und erlöst die armen Menschen wieder von ihrem Fluch und sperrt den bösen Zauberer ein in ein geheimes Burgverlies im höchsten Turm von einem alten Schloss. Oder sie bannt ihn mit einem Zauberspruch in die Flasche zurück, aus der er gekommen ist, und versenkt diese dann auf dem Meeresgrund, und zwar dort, wo das Meer am tiefsten ist. So ist das zum Glück im Märchen. Auch wenn die Situation total aussichtslos und alles längst verloren scheint – am Ende siegt dann halt doch immer das Gute. Wartet nur ab. Morgen Abend werdet ihr sehen, dass ich recht habe. Macht euch also keine Gedanken darüber. Das ist in jedem Märchen so. Das wisst ihr doch. Also ... Moment ... meine Kollegin winkt mir gerade zu ... ah, endlich ... sie hat meinen Moderationstext gefunden ... na, Gott sei Dank. Hier ist er. Also, es geht gleich weiter, und ihr, liebe Kinder, geht jetzt ab ins Bett. Ich schaue nur noch schnell nach, wie das Märchen hiess. Oh, jetzt sehe ich gerade, dass das vorhin gar kein Märchen war, sondern eine Pressekonferenz des Bundesrats.

Andreas Thiel

Weiter Blick über Baden

Restaurant Hertenstein, Hertensteinstrasse 80, 5408 Ennetbaden, Tel. 056 221 10 20.

Baden war einst nicht nur als Ort der eidgenössischen Tagsatzung so was wie die Hauptstadt der Schweiz, es war auch ein Ort, an dem man seit Jahrhunderten die Heilquellen nahe am Limmatufer besuchte, und schliesslich ist Baden eine bedeutende Industriestadt geworden. Wer sich über all das schnell einen guten Überblick verschaffen will, kann sich auf die Sonnenterrasse des Restaurants «Hertenstein» setzen und hat dann gewissermassen alles im Blick. Unten windet sich die Limmat durch das Engnis des Juraausläufers Lägern, an dem der Fluss sich schon seit Jahrtausenden abarbeitet. Gegenüber liegt die Burg auf ihrem Sporn, und zwischen Fluss und Industrielandschaft sieht man die verwinkelten Altstadt-



gassen und Türme von Baden. Wir starteten mit einem erfrischenden Blattsalat mit Croûtons und einer sehr gelungenen Gemüse-Curry-Crèmesuppe. Vier grosse Eglifilets waren gut, die dazu servierte Randen-Rahmsauce war für uns nicht die beste vorstellbare Begleitung für den Fisch. Gut und klassisch kam ein Rindsfilet Stroganoff mit schmalen Nudeln auf den Tisch.

Pech aber hatte unsere Tochter, die das «Vegi» probieren wollte: Fiocchi (Teigtaschen) mit einer Birnenfüllung. Das tönt gut, aber die

parmesanbestreuten Teigwaren und die eher süsse Füllung befanden sich permanent mit sich im Streit darüber, ob sie nun Pasta oder Dessert seien. Der angenehme «Hertenstein»-Weisswein hatte das Zeug dazu, schlichtend einzugreifen.

«Hertenstein» ist ein alter Familienbetrieb mit junger Leitung. Neben der Funktion als Ausflugs- und Aussichtslokal bietet es sich auch an für Feste aller Art, insbesondere Hochzeiten. Die Spezialität des Hauses tönt ebenso verlockend wie gewagt: Es handelt sich um ein Rindsfilet im Kalbssteakmantel mit Sauce béarnaise und Rosmarin-Jus: gleich zwei edle Fleischstücke, zu einem verschmolzen! Nun, man kann auch weniger opulent bestellen: etwa ein Rindstatar auf italienische Art, will heissen: mit einem Grappa veredelt. Oder aber ein Zitronen-Mascarpone-Risotto, gekrönt mit einer gebratenen Riesencrevette.

WEIN/PETER RÜEDI

Fels in der Landschaft

Celler de l'Encastell: Roquers de Porrera 2017. Priorat DOCa. 15 %, Fr. 49.–. Selection Schwander, Zürich. www.selection-schwander.ch

Lese ich die Geschichte des Weinbaugebiets Priorat im katalanischen Nordosten Spaniens, stellt sich mir, wie bei anderen Weinregionen, die zugegeben etwas verquere Assoziation zu einem Gedicht von Ernst Eggimann ein. Es heisst «bärner schriftsteuerverein», und weil's so schön ist, sei's zitiert, auch wenn es mit Wein weiter nichts zu tun hat: «wo der sime gfeuer no, wo der sime gfeuer no, wo der bauzli no, wo der bauzli no, wo der gotthäuf no, wo der gotthäuf no, wo der liebgott no, wo der liebgott no, aber hütt, aber hütt». Als die Römer noch, als die Kartäuser Mönche noch, als die Reblaus noch nicht – aber heute? Heute entstehen in diesem kargen, nach einer mittelalterlichen Blütezeit mehr und mehr ausgestorbenen Landstrich mit zum Teil sehr steilen Rebhängen, trockenen Schieferböden und extremen Temperaturstürzen einige der eindrucklichsten, konzentriertesten, eigen-



willigsten, mit einem Wort: grossartigsten Rotweine des Landes. In der Gemeinde Porrera im Herzen der kleinen, aber hochgeschätzten Appellation DOCa Priorat (seit 2001) gründete der Agraringenieur Raimon Castellví mit seiner Frau Carmen Figuerola Juncosa 1999 den Betrieb Celler de l'Encastell mit 7,5 Hektar (heute zehn), mit grösstenteils alten Reben aus dem Familienbesitz von Madame. Insgesamt füllt die Kellerei ungefähr 20 000 Flaschen; vom Roquers de Porrera, dem «Felsen», ihrem Paradewein, wenig mehr als 5000. Der ist in der Version 2017 abermals ein Beispiel dafür, dass grosse Weine zwar nicht von gequälten, aber herausgeforderten Trauben kommen.

Der Roquers ist eine im gespannten Nervenkostüm vibrierende Cuvée aus 39 Prozent Ca-

rignan, 30 Prozent Garnacha und einem Minderheitenprogramm aus Merlot (17%) und Syrah (14%). Ein Wein, der uns mit seinem dunkelfruchtigen Bouquet und seinem mächtigen, aber nie brutalen, vielleicht etwas erdig mineralischen Gaumen sozusagen aristokratisch auf Distanz hält und sich voreilige Duz-Angebote verbittet. Dementsprechend kräftige, aber fein eingewobene Tannine, auch das Holz vom Ausbau in Barriques drängt sich nie vulgär in den Vordergrund. Ein sehr eigenständiger Charakter, am ehesten (wenn denn verglichen werden muss) in der Gesellschaft eines guten Châteauneufs anzusiedeln.

So viel zum Heute. Und morgen? Importeur und Master of Wine Philipp Schwander ist seit Jahren in freundschaftlichem Kontakt mit Raimon Castellví, er verdankt diesem die Vermittlung eines eigenen Weinbergs von zwei Hektar im Priorat (und die Mitwirkung bei dessen Bewirtschaftung). Von den Viñedos Schwander dürfen wir also demnächst die ersten Flaschen eines Sobre Todo erwarten. Das heisst auf Deutsch («Nur die Lumpe sind bescheiden», sagte Goethe): «über alles».

Drei Tore Vorsprung

Im VW ID.3, dem offiziellen Auto der laufenden Fussball-EM, ist Fortschrittsgeist spürbar – bis auf diese eine Sache.



Wäre der Zehnjährige nicht pünktlich zum Anpfiff der Fussball-EM vor dem Fernseher gesessen, hätte ich möglicherweise gar nicht gemerkt, dass es losgeht. Mittlerweile bin ich aber drin, und das hat auch damit zu tun, dass ich eher zufällig genau jetzt einen VW ID.3 fahre, der ja gewissermassen das automobiler Gesicht dieser Europameisterschaft ist.

Mit dem ID.3 soll bei Volkswagen eine neue Ära der Elektromobilität beginnen. Davon ist beim Weltkonzern schon länger die Rede, es hat allerdings erstaunlich lange gedauert, bis die Absichtserklärungen fahrbare Gestalt angenommen haben. Und da gibt es dann auch eine leise Enttäuschung, aber davon gleich mehr.

Zunächst ist der ID.3 – ID steht übrigens für «intelligentes Design» – ein gutgestaltetes, angenehmes und geräumiges Kompaktauto. Clevere technische Lösungen deuten auf eine neue Generation PKW hin. So erkennt das Auto etwa, ob der Beifahrersitz belegt ist, und schaltet die Klimaanlage an oder aus. Oder in der Parkposition wird die Musik so lange weitergespielt, bis der Fahrer aussteigt, dann stoppt die Wiedergabe, und ein Klangsignet weist darauf hin, dass das ID-System heruntergefahren wird.

Der Elektro-VW fährt angenehm, beschleunigt naturgemäss sehr flott, und sein Radarsystem erkennt beispielsweise Zweiradfahrer und zeigt das im Head-up-Display in der Frontscheibe an. Das Unterwegssein mit dem ID.3 lässt einen dank diesen technischen Feinheiten so etwas wie Fortschrittsgeist erfahren. Beim Fahren mit Tempomat etwa wird

vor engen Kurven oder Kreiseln frühzeitig und automatisch die Geschwindigkeit reduziert, das spart Energie und schont Nerven ebenso wie die Batterie natürlich.

Und da geht es dann um die leise Enttäuschung. Auch mit moderater Fahrweise ergeben sich in der Variante mit 58-kWh-Akku und einem Performance-Motor von 204 PS lediglich etwas mehr als 300 Kilometer Reichweite. Damit ist der E-VW auf der Höhe von Modellen wie dem Renault Zoe oder dem BMW i3, die aber schon seit 2013 auf dem Markt sind. Weiter käme man nur mit der Modellvariante ID.3 Pro S, die mit einer 77-kWh-Hochleistungsbatterie eine WLTP-Reichweite von 546 Kilometern bietet.

Die Angst vor zu geringer Reichweite ist hierzulande zwar meistens völlig unbegründet, die Schweizer Infrastruktur ist mittlerweile gut genug, um an vielen Orten noch schnell ein wenig Strom nachladen zu können. Trotzdem ist in diesem Fall mehr einfach wirklich mehr. Eine vertrauenswürdig hohe Grundreichweite ist so etwas wie ein Drei-Tore-Vorsprung, der elektrischen Antriebskonzepten im Wettbewerb mit thermischen Motoren den Gruppensieg sichert.

ID.3 1st Max Pro Performance

Motor/Antrieb: Elektromotor, 1-Gang-Automat, Heckantrieb; Leistung: 204 PS/150 kW; max. Drehmoment: 310 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 58 kWh; Reichweite (WLTP): bis zu 425 km; Ladeleistung: bis zu 125 kW; Stromverbrauch kombiniert (WLTP): 19,4 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: Fr. 52 900.–



OBJEKT DER WOCHE Gereinigte Frische

Dyson Purifier Hot and Cool
Für Fr. 699.– erhältlich

Geräte von Dyson saugen den Schmutz nicht nur von Böden, sie sorgen auch für sauberere Luft. Der Dyson Purifier sei der einzige Luftreiniger, der den gesamten Wohnraum gründlich reinigt, heisst es beim Hersteller. Gleichzeitig versprüht der 104 Zentimeter hohe Hightech-Turm, der aussieht wie eine Mischung aus Bang-&-Olufsen-Lautsprecher und einer Stehlampe – also nicht unelegant – kühlende Frische.

Das Coolste daran ist aber, dass man die Veränderung der Luftqualität per App messen kann. Und es klappt tatsächlich. Die leichte Pollenbelastung im Arbeitszimmer zum Beispiel nahm während des Tests ab. Der Purifier wirkt auch gegen Schadstoffe, die durch Umweltverschmutzung entstehen oder vom Haushaltsalltag ausgehen: vom Kochen, von Reinigungsprodukten, von Haustieren et cetera. Das Prinzip funktioniert vereinfacht gesagt so: Das Gerät erkennt Partikel und Gase, erfasst sie, filtert 99,95 Prozent davon heraus und verteilt die sauberere Luft wieder im Raum.

Der Zufall wollte es, dass beim Verfassen dieser Zeilen fleissige Stadtgärtner die Hecken auf der gegenüberliegenden Strassen- seite mit einem Apparat stutzten, dessen ohrenbetäubender Krach die abnehmende Pollenbelastung in der Schreibstube zur völligen Nebensächlichkeit degradierte.

Wer weiss, vielleicht tüfteln die cleveren Ingenieure von Dyson demnächst auch an einem Produkt, das die lärmverschmutzte Atmosphäre reinigt. Informationen gibt es unter Dyson.ch.

Benjamin Bögli

Kunst des Welterklärens

Der Evolutionsbiologe Richard Dawkins schlug in den Siebzigern den Terminus «Mem» für Replikatoren vor, die als kulturelles Gen weitergegeben und durch Nachahmung verinnerlicht werden: Redensarten, Refrains, Reime. Bei der Weitergabe können sie wie Viren mutieren. So ist das Bestehende stets die Referenz für das Neue, jede Abweichung von dem, was wir als Norm wahrnehmen, dient als Etikett zur Wiedererkennung. Bei vielen Künstlern im Altertum hatte sich bei der Darstellung von Pferden derselbe Fehler eingeschlichen: Sie versahen sie am unteren Augenlid mit Wimpern, die es zwar beim Menschen, nicht aber bei Pferden gibt. Der Fehler wurde wiederholt, weil er schlicht zur Konvention für die Bildaussage «Pferd» wurde. In der neueren Zeit sind Memes eine typische Form für die Kommentierung von Alltäglichem im Internet. Als Kombination von einem bekannten Bild mit einem Text verbreiten sie sich viral – und mutieren. Die Schönheit dieser Welterklärkunst liegt in ihrer gestreichten Anschaulichkeit von Komplexität.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Ausgangspunkt für dieses bekannte Meme ist das Stockbild «Distracted Boyfriend».

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Haben Sie eine Idee, wie man der breiten Bevölkerung ins Bewusstsein bringen kann, dass eine wesentliche Ursache der Klimaerwärmung darin liegt, dass es viel zu viele Menschen auf unserem Planeten gibt? Seit meiner Geburt vor 76 Jahren sind jeden Tag durchschnittlich 200 000 Menschen hinzugekommen! Jeder dieser Menschen produziert direkt und indirekt zusätzliche Treibhausgase. Weil das Wachstum nicht in Europa stattfindet, sind unsere kaum bezahlbaren Massnahmen gegen die Klimaerwärmung im besten Fall symbolisch. Vielmehr wären Massnahmen gefordert, welche die Explosion der Bevölkerung verhindern. Welche? M.S., Ennetbürgen

Ja, alle wissen wohl, dass alle Lebewesen auf der Welt das Klima belasten. Aber deswegen das Leben auszurotten, ergibt wohl wenig Sinn. Obwohl man manchmal das



Gefühl hat, es gebe Leute, die das geradezu wollen. Was ein gutes Klima ist, ist auch eine Frage des Empfindens. Auf meinen Spaziergängen entdeckte ich in einem Wäldchen viele Steinbrocken – sogenannte Findlinge. Sie sind die Zeugen einer Eiszeit und wurden beim Rückgang der Gletscher vor 15 000 Jahren hier abgelagert. Also hatten wir damals eine starke Klimaerwärmung, obwohl es damals viel weniger Menschen gab als heute. Und es gab Zeiten, in denen die Leute unter-

halb des Aletschgletschers dafür gebetet haben, dass der Gletscher endlich aufhöre zu wachsen, damit sie freie Wiesen hätten. Hören wir auf mit diesen Geschichten. Natürlich ist es besser für das Klima und die Luftqualität, wenn wir dafür sorgen, dass überall etwas weniger Schadstoffe ausgestossen werden. Und das geschieht ja auch überall. Also, leben wir munter drauflos! Die Welt wird nicht untergehen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Andreas Caminada

Der Schweizer Ausnahmekoch eröffnet ein Gemüserestaurant und präsentiert ein Magazin. Neues entsteht bei ihm oft in hitzigen Diskussionen mit seiner Frau Sarah.

Andreas Caminada sitzt an einem Tresen aus hellem Bergahorn in einem bequemen Ledersessel, während in der offenen Küche ein Koch Blüten und Blätter sortiert, die Temperatur des Holzkohlegrills kontrolliert und weitere Vorbereitungen für das vegetarische Mittagessen trifft, das gleich beginnt. Ortstermin in 7414 Fürstenu, der offiziell kleinsten Stadt der Welt – aber eigentlich längst Caminada-Town.

Der 44-jährige Bündner, der hier im «Schloss Schauenstein» 2003 mit vier Angestellten angefangen hat, ist mittlerweile Chef eines kleinen, feinen und äusserst stilvollen Unternehmens mit rund siebzig Angestellten. Sie halten ein Drei-Sterne- und 19-Punkte-Restaurant, ein erfolgreiches Lizenzprodukt («Igniv»), ein Gästehaus mit Bündner Beiz und Bäckerei und seit letzter Woche ein neues Gemüserestaurant («Oz») sowie ein Personality-Magazin am Laufen.

Kochen, Kunst, das schöne Leben

So gesehen, ist Andreas Caminada ein Phänomen. Es gibt nur wenige Persönlichkeiten in der Schweiz, mit denen ein inhaltlich und kommerziell attraktives Printprodukt zu machen ist. Das Heft dreht sich um Caminadas Welt, es geht ums Kochen natürlich, um Kunst, Autos und das schöne Leben.

Den Entscheid für ein neues Projekt, sagt Andreas Caminada, treffe er «immer aus dem Bauch heraus». Ideen entstehen oft im Brainstorming mit seiner Frau Sarah: «Da streiten wir oft, und bei gewissen Dingen kann sie mir auch nicht reinreden, aber die Diskussion bringt uns immer weiter», erklärt der Spitzenkoch und KMU-Chef seinen Umgang mit Kreativität und Unternehmertum.

Die Idee für ein eigenes Magazin hatte Caminada schon vor einigen Jahren entwickelt und gleich auch umgesetzt: «Wir haben zwölf Ausgaben mit einer Auflage von 6000 Stück gemacht, aber es hat uns viel Geld und Ener-

gie gekostet und war letztlich eine Nummer zu gross für uns.» Nun produziert und vermarktet Ringier Axel Springer *Caminada. Das Magazin* unter der erfahrenen Leitung von «Gault Millau»-Chefredaktor Urs Heller. Das Heft erscheint zweimal im Jahr in einer Auflage von 90 000 Exemplaren und hat in der ersten Ausgabe einen Umfang von 164 Seiten (bei sehr vielen Anzeigen). Für Leute, die mit der Markt-



«Aus dem Bauch heraus»: Gastronom Caminada.

situation im Verlagsgeschäft nicht so vertraut sind: Das ist ziemlich phänomenal.

Zu den vielen Talenten Andreas Caminadas gehört ein trittsicheres Gespür für Ästhetik – und für Menschen. «Alles, was ich mache, will ich so gut wie möglich machen. Es soll eine eigene Handschrift haben und konsequent realisiert werden. Und natürlich muss es wirtschaftlich sein, wir sind ja Gastronomen und leben nicht ein Hobby aus», umreisst der Koch sein Geschäfts-

prinzip. Es gilt ebenso für das Heft mit seinem Namen wie für das neue Restaurant «Oz», in dem wir jetzt einen Salat essen, der aus rund 25 Blüten und Blättern, Kräutern und Pflanzenfrüchten aus dem Garten zusammengesetzt wird. Der Salat ist jeden Tag anders, die Zutatenliste schreibt gewissermassen die Natur, und Caminadas Bauchgefühl war wohl auch hier genau richtig. «Wann, wenn nicht jetzt, soll man ein vegetarisches Restaurant starten?», fragt er rhetorisch. Der eigene Garten ist schon seit einiger Zeit eine wichtige Inspirationsquelle für die Küche und wird nach dem Prinzip der Permakultur von einem Gärtner bestellt. «Aber einmal pro Woche haben alle Köche Gartendienst», sagt Caminada.

Zwölf Gänge

Intensiv beschäftigt sich insbesondere Timo Fritsche mit den Beeten und Gewächshäusern und den faszinierenden Möglichkeiten, welche die vegetarische Küche bietet. Caminada hat ihm die Verantwortung für das «Oz» (rätoromanisch für «heute») übertragen und lässt ihm grosse gestalterische Freiheit, was die Gerichte angeht. Und, soweit das schon zu beurteilen ist: Caminadas Gespür für Leute hat ihn auch hier nicht verlassen. Bis zu zwölf erstaunliche Gänge serviert Fritsche – Karotten und Auberginen, Erbsen und Brunnenkresse oder ein Dessert mit Rhabarber und Kopfsalat gibt es beispielsweise heute.

«Mich reizt das Neue, und ich will Dinge anreissen, die noch nicht alle machen. Natürlich ist das auch ein Risiko,

aber im Mainstream mitzuschwimmen, ist für mich nicht erstrebenswert», sagt Caminada über seinen Antrieb, sich laufend weiterzubewegen. Und dann springt er auf, sagt: «Ihr kommt ja hier ohne mich klar, oder?», und widmet sich der nächsten Idee. *David Schnapp*

Caminada. Das Magazin. Für Fr. 15.– am Kiosk erhältlich.
www.caminadamagazin.ch

Restaurant «Oz», 7414 Fürstenu;
donnerstags bis sonntags geöffnet.

Leben im ehrlichsten Ort Deutschlands

Berlin Kreuzberg war ein bunter Schrottplatz elegant gecrashter Träume.

Michael Bahnerth

Ich habe Deutschland nie begriffen, weder in seiner Härte noch in seiner Sanftmut. Nie habe ich mich in einem unfreundlicheren Land voller mürrischer Menschen bewegt, nirgends aber wurden Menschen zu ähnlich guten, zuverlässigen und grosszügigen Freunden. Gelegentlich hatte ich den Eindruck, dass es zwei Deutschland gibt: jenes, in dessen Klima sich Philosophen entfalteten und Komponisten, und jenes, das die Menschlichkeit verloren hat.

Man kann dieser Tage in einem deutschen Supermarkt an der Leergutabgabe die Maske nachlässig tragen, da steht dann ein Mensch in Supermarktuniform, wohlgenährt sieht dieses kleine Leben aus, doch aber auch fahl geworden über die Jahre, ein Herz an einer Kette um den Hals, etwas Missgünstiges hat sich um den Mund gelegt, eine Existenz, die das deutsche Wesen über Jahrzehnte aufgesogen hat, die sich nach oben duckt und nach unten austeilt und jetzt sagt: «Sie tragen die Maske vorschriftswidrig, ich muss die Aufsicht rufen.»

Am Titisee

Das andere Deutschland ist gar nicht weit weg, ebenfalls im Markgräflerland, das man auch die deutsche Toskana nennt, ein landschaftlich liebliches Reich, besiedelt von vielen Menschen, die aus Fleiss und Rechtschaffenheit ihr Selbstbewusstsein beziehen und von den sanften Hügeln gerne besserwieserisch auf andere herunterschauen. Das andere Deutschland war am Titisee, ein älterer Herr in Badehose, Kriegskind einst, der ein Leben fernab der deutschen Wirklichkeiten und Komplexe in einem Häuschen in einem entlegenen Schwarzwaldtal führt, ein Selbstversorger ohne diesen häufig anzutreffenden missionarischen Eifer, den viele Deutsche als erweitertes Instrument der Schuldbewältigung immer dann an den Tag legen, wenn sie denken, das Richtige zu tun. Je weiter, so scheint es manchmal, das Deutsche in Deutschland und den Deutschen entfernt ist, umso liebenswerter wird das Land.

Deutschland ist zu gross, um in alle seine Ecken, Enden und Winkel zu sehen, in seine

Realitäten, seine Lebenswelten. Deutschland ist oft ein Nebeneinander von Extremen, von Schönheit und Hässlichkeit, Angst und Mut, Kosmopolitismus und Kleingarten, von Schuld und Sühne. Sein stetes Schwanken zwischen Polen scheint ein wesentlicher gesellschaftlicher Kitt zu sein, in dem das Massvolle stets zu kämpfen hat.

Ich lebte zwölf Jahre in Deutschland und dann auch wieder nicht. Ich lebte zwölf Jahre in Berlin-Kreuzberg, unter Türken, Polen, Bulgaren, Griechen, Iranern, Arabern, Brasilianern und natürlich Deutschen. Es war nicht das multikulturelle Paradies, aber es funktionierte. Nicht, weil die romantischen Integrationskonzepte aus deutschen Amtsstuben gegriffen

Es war nicht das multikulturelle Paradies, aber es funktionierte.

hätten, sondern weil Kreuzberg ein wenig war, was Marseille vor und während des Krieges einst gewesen war: ein Fluchtort, der zur Heimat wurde.

Die meisten, die in Kreuzberg an Land gegangen oder gestrandet waren, erhofften sich einfach nur ein besseres Leben als jenes, das sie hinter sich gelassen hatten. Ich glaube, der grosse gemeinsame Nenner zumindest aller

Deutschen in Kreuzberg war, dass sie sich nach einem Gefühl von Leben jenseits des blossen Daseins als Arbeitskraft und Erfüllungsgelhilfe des vorherrschenden gesellschaftlichen Systems sehnten. All die teils seltsamen Wesen kamen entweder aus wirtschaftlichen Gründen oder zwecks Verlangsamung ihres Daseins, ein paar mit der Hoffnung auf kreative Beschleunigung ihrer Projekte und Hirngespinnste und nicht wenige, weil sie einfach für wenig Geld auch noch um drei Uhr nachmittags frühstücken wollten.

Reis und Thunfischdosen

Das Herz des kreuzbergischen Organismus schlug im erweiterten Umfeld des schönsten hässlichsten Eingangstors der und zur Welt, des Kottbusser Tors. Dort lag das Epizentrum der Selbstverwirklicher und jener Kreaturen, die anderswo in Deutschland keinen Platz für sich finden konnten oder nicht mehr. Das klingt romantischer, als es war. Wer sein Leben nach Kreuzberg trug, bekam zwar eine Erde, auf der es gedeihen konnte, ohne Gartenzaun; was aber fehlte bei vielen, war Geld, was dazu führte, dass man im hässlichsten Aldi Deutschlands am Kottbusser Damm Reis und Thunfischdosen kaufte und sich damit so lange ernährte, bis die Sozialhilfe eintraf oder man jemand gefunden hatte, der einem Geld liebte.

Das dann doch wieder Romantische daran war die Solidarität unter den Geldlosen und die grosszügige Bereitschaft der Bar- und Restaurantbetreiber – in meinem Falle jener des «Bateau Ivre», des «Würgeengels», des «Fuchsbaus», des «To Koutouki», des «Casolare» –, einem die Zeche so lange zu stunden, bis man ein paar Mark auf Tasche hatte und bezahlen konnte.

Wir lebten alle in den Tag, manchmal elegant, manchmal zähflüssig, wir assen mittags Linsensuppe beim Türken, nachmittags gingen ein paar schlafen oder arbeiteten an ihrem Traum, irgendwas zu revolutionieren, abends teilte man sich einen Tresen und stach gemeinsam in die See auf der Suche nach un-



„Er ist der Einzige, der höher klettern kann als wir...“



Epizentrum der Selbstverwirklicher: Kottbusser Tor in Berlin.

entdeckten Kontinenten. Manchmal kam man weit, manchmal nur bis zur Hafenummauer. So einfach war das wirklich.

Das, was wir verdrängten, war, dass wir einen Preis bezahlten für diese Losgelöstheit von der Welt. Wir wurden – faul ist das falsche Wort, antriebslos ebenso; vielleicht wurden wir selbstbequem, weil wir keine Verpflichtungen hatten ausser uns selbst gegenüber. Niemand, der uns in den Arsch trat, und so zerrann uns ausgerechnet die Zeit, die wir für unseren eigentlichen Luxus hielten, zwischen den Fingern, die damit beschäftigt waren, sich an Illusionen zu klammern.

Nirgends traf man so viele Existenzen, die einst Schriftsteller oder Regisseure oder Maler oder Musiker werden wollten, aber der grösste Schritt, den sie gegangen sind, war der von vor dem Tresen hinter den Tresen. Kreuzberg war ein bunter Schrottplatz elegant gecrashter Träume und vielleicht der ehrlichste Ort Deutschlands.

Mag sein, dass ich jetzt, eingewoben im engen helvetischen Korsett, mein Kreuzberg idealisiere und verdränge, wie viele im Sumpf künstlicher Paradiese untergingen, wie viele von Kreuzberg aus direkt in eine geschlossene Anstalt umzogen und dann nie mehr wiederkamen. Wie viele sich aufmachten zur Suche nach sich selbst und ihrem Leben und nur

wenig fanden und dann an sich selbst unwiederbringlich verzweifelten.

Das war die Schattenseite Kreuzbergs; dass sein kleiner Wahnsinn sich gross in den Köpfen seiner Menschen verbreiten konnte. Kreuzberg war immer ein Tanz auf einem dünnen Seil des Existenziellen. Wer im Nektar schwimmen möchte, muss wissen, wie es ist, in Scheisse zu baden.

Das Kleine im Grossen

Ich war glücklich in Deutschland, in Kreuzberg, trotz allem, wegen allem, auch wenn nichts wurde aus den ganz grossen Träumen und ihrem lebensstiftenden Nektar, da war ich

Die Welt entdeckte Kreuzberg, Restdeutschland auch.

wie Deutschland. Ich griff nach den Sternen, aber meine Arme waren zu kurz oder der Himmel zu weit weg. Dafür fand ich eine Erde, die immerhin ein paar meiner Samen Leben gab. Das Grosse fand ich nicht, aber das Kleine im Grossen schon. Manchmal fand ich auch nichts, gar nichts.

2012 verliess ich Kreuzberg. Ich hatte mich verändert, der Kiez noch viel mehr. Die Welt

entdeckte Kreuzberg, Restdeutschland auch. Kreuzbergs morbider Charme galt als chic, die Mieten waren tief, und für all die Frankfurter, Stuttgarter, Münchner, für all die Landeier von irgendwoher roch die Stadt nach Underground, aber das war sie nicht mehr. Geld ersetzte Geist, Leistung Laisser-faire. Man sah mehr Junkies, mehr Obdachlose, mehr streunendes Partyvolk, man sah Aktentaschen, Kravatten und Sakkos.

Die alten Bars, die dreissig Jahre lang Heimat für all die Gestrandeten gewesen waren, wichen Konzepttränken mit elektronischem Ausschanksystem, es gab, wie überall sonst auch in Deutschland, eine Welle von Sushi-Bars, Feinkostläden, Vegan-Tempeln und so weiter. Kreuzberg wurde, was es niemals gewesen war; ein bisschen ein deutsches Einerlei. Seine Märkte wurden Touristenattraktionen, die letzten Kreuzberger auch. Wo türkische Teppichhändler einen Laden hatten, wurden Hotels gebaut. Kreuzberg ging Disneyland.

Ich bin kaum mehr hingegangen in den letzten Jahren. Weil das Kreuzberg, in dem ich doch gedieh, ausgedorrt ist. Und weil ich ein wenig Angst davor habe, den Verführungen der allerletzten Flecken des ehemaligen Biotops nicht widerstehen zu können, dieses kleinen Stückchens Deutschland, das grosse Welt war. Oder umgekehrt.

Singen wie die Italiener

Wie man zwei gleiche Situationen ganz anders beurteilt. Eine Gefühlsreise.



Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht, aber sportliches Kräfteressen unter Ländern verfolge ich bei Turnieren wie EM und WM jeweils begeistert mit, für Klubfussball jedoch kann ich mich nur mässig begeistern. Und ganz losgelöst von objektiven Empfindungen: Beim Fussball geht es mir eigentlich um alles andere als um den Fussball, nämlich um Stimmung, Spannungen unter Spielern, Gefühle, Körpersprache, die bizarren Arten von Torjubel und – Frisuren!

1 — Match Schweiz–Italien: Highlight war ganz klar das Singen der italienischen Spieler. Ich fand es grossartig, wie sie mit grenzenloser Leidenschaft ihre Nationalhymne mitgesungen haben. Millionen Fans zu Hause haben mit Inbrunst mit eingestimmt. Gänsehaut!

Es ist halt, wie's ist, und Ladys werden mir hier beipflichten: Eine Gruppe athletischer Kerle, die dastehen und aus voller Kehle singen, wenn sie auch nicht die richtigen Töne treffen, das finde ich sexy. Es ist ein Zeichen von Selbstvertrauen. Man muss es nur mal aus Sicht der Spieler betrachten: Da stehst du da in kurzen Hosen, alle Kameras der Welt sind auf dich gerichtet, Millionen Menschen starren gebannt auf dein Gesicht in Grossaufnahme. Um in dem Moment als Gesangs-laie deine Stimme als musikalischen Ausdruck einzusetzen, benötigt es definitiv ein gefestigtes Selbstbewusstsein.

Aber es geht noch weiter: Mit seiner sichtbaren Begeisterung empfiehlt man als Nationalspieler ja auch das Land, für das man im Einsatz steht. Man könnte sagen, es ist eine Art Tourismuskampagne – etwa für die Schweiz. Man präsentiert sich nicht nur als Profisportler, sondern auch als Botschafter, stellvertretend für die ganze Nation.

Fussball ist keine Raketenwissenschaft, und für mich steht fest: Es dreht sich hier alles um die Gemütswelt – da kann Beni Huggel in der SRF-Rückschau noch so viel von «offenen Räumen» und Statistiken über Laufwege philosophieren. Und gerade das Hymne-Singen ist ein Ausdruck von Leidenschaft, der den Funken auf das TV-Publikum überspringen lässt. Es intensiviert die Beziehung zwischen Team und Zuschauer über das rein Sportliche hinaus. Leidenschaft zu vermitteln, gehört, soweit ich das beurteilen kann, zur Gesamtperformance eines Nationalspielers.

Meine These: Mit dem Mitsingen erreichst du für die Stimmung bei den Menschen daheim mehr als mit einem Sieg. Gewinnen ist sowieso Nebensache; der Zuschauer sollte einfach das Gefühl haben: Die da in meinem Team, die sind mit Herzblut dabei. Ich gehe sogar so weit und meine, dass sich das gemeinsame Trällern motivierend aufs Spiel auswirkt; die Italiener jedenfalls haben gegen die Schweizer so gespielt, wie sie gesungen haben: hinreissend! Beim Fussball geht es letztlich nur um Emotionen.

2 — Match Schweiz–Türkei: Der Sieg der Schweizer gegen die Türken ein paar Tage später: grossartig! Einige Spieler standen zwar bei der Nationalhymne mit weltmännischem Desinteresse da und pressten die Lippen hartnäckig aufeinander, als hätten sie Eiswürfel in der Hose. Aber, wenn's gut läuft, warum sollen sie singen? Für mich ist völlig klar: Beim Fussball geht es einzig ums Gewinnen! Es gibt nichts, was die Beziehung zwischen Team und Zuschauer mehr intensiviert. Die Annahme, Mitsingen bedeute automatisch, gut zu spielen, und wer nicht singe, spiele schlecht – also die Darbietung eines Spielers anhand seines

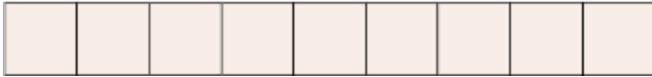
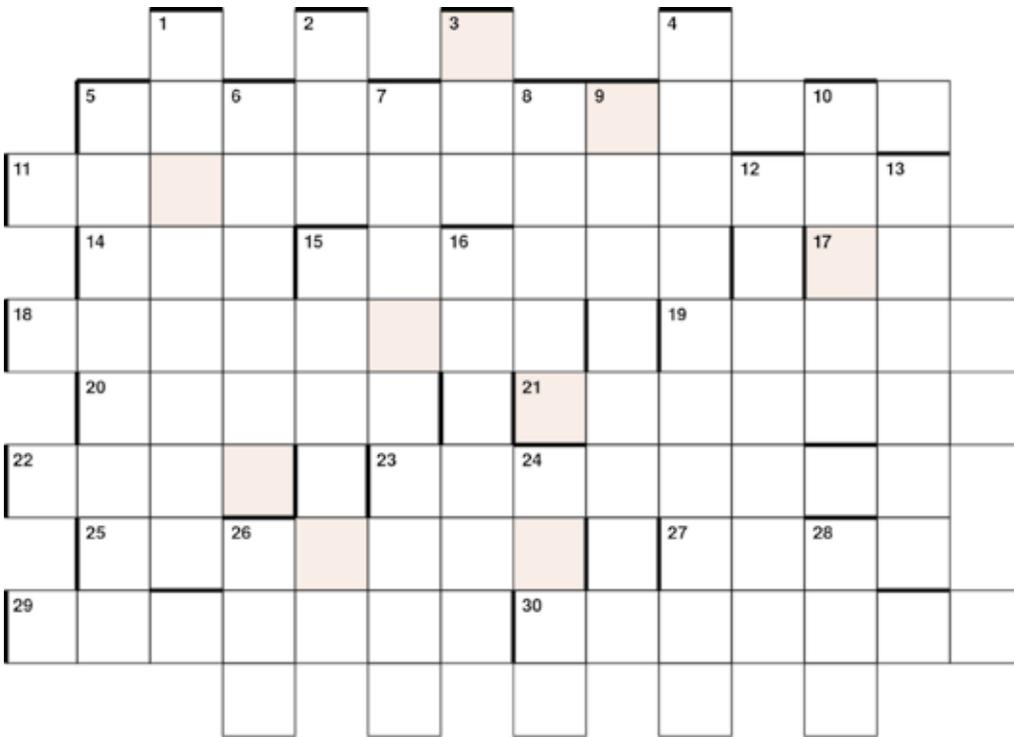
Gesangseinsatzes zu beurteilen, das ist doch völliger *Chabis!* Meine These: Fussballer sind nicht zum Singen da, sondern zum Spielen. Es ist völlig einerlei, ob sie mitträllern oder nicht, Hauptsache, sie siegen! Ausserdem: Gewinntypen sind sexy.

Und auch die Sache mit dem Botschafter und dem Tourismus ist überbewertet, mindestens genauso wie das Mittun bei der Hymne selbst. Kommt hinzu: Die Schweizer Nationalmannschaft ist noch nie durch intensives Singen aufgefallen. Leidenschaft auszustrahlen, ist grundsätzlich nicht die Hauptstärke von Schweizern, da kann man bei einem Länderspiel ja auch mal solide ein paar Vorurteile pflegen. Das ist auf jeden Fall nicht falsch!

Vor allem aber, und jetzt kommen wir zum Punkt, sind unsere Nationalspieler ja nicht schuld am «Schweizerpsalm». Sie können nichts dafür, dass das Lied eben nicht der schmetternde Sommerhit oder das «Fratelli d'Italia» ist, die italienische Nationalhymne, bei der man gar nicht anders kann, als mit einzustimmen, sondern ein Relikt aus einer anderen Zeit und so belebend wie ein Valium. Ganz ehrlich, da mitzusingen, würde auch mir ohne Aufputzmittel verhältnismässig schwerfallen.

Darum ist es höchste Zeit für eine neue Nationalhymne. Vor allem für eine Melodie, die wenigstens ein kleines bisschen Lebensfreude ausstrahlt, so dass man beim Zuhören nicht das Gefühl hat, man befinde sich kurz vor dem Ablegen seiner letzten Beichte. Also, Hopp Schwiiz, ein paar ordentliche Beats unter den Psalm mischen. DJ Antoine, übernehmen Sie doch!

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

**Lösungswort** — Besonders schöne Einfälle

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 HL AK KH IP HS TM: Der Schlüssel zur «playfairschlüsselten» Lösung ist Lösung. 11 Bei dieser Form einer Infektion folgen Trampel Sieben-Tage-Folgen. 14 Eine der mit den Vereinten Nationen vereint wirkenden Institutionen. 15 Doppelt so viel Maul wie sprechender Gaul: Der echte Wiener ging serienmässig und ebenso hässig nicht unter. 17 In Zusammenhang mit positiv schrecklich negativ. 18 Gewaltsame Einnahme – sektoral, nicht oral. 19 Der niedliche, kleine Jacob aus den Niederlanden. 20 Fishers probieren mit solchen an den Schnüren, die Fische an der Nase rumzuführen. 21 Ist, wer, wenn er es empfängt, Gutes anerkennt. 22 Eine, noch so eine, Ein- der Lautheit. 23 Zunftunterkunft, Vereinsheim oder Gruppenschuppen. 25 Ein Synonym von verfahren in einem von prahlen. 27 Wo die Schwester die Schwelle und der kleine die Keule, ist der grosse Bruder die. 29 Das passende Teil vermittelt zwischen allen möglichen Typen von Teilen. 30 Sind – wie dem auch sei, meistens einerlei – die Taten, die Tuer zu Tätern machen.

Senkrecht — 1 Schmeckt sie salzig oder saftig, dann wird's ungeheuer teuer. 2 Die Sie, ein Er gehört zu ihr, ist nicht von hier. 3 Kommt immer wieder prompt auf unverhofft kommt. 4 Was eine Darstellung sichtlich darstellt, steht in Deutschlands grösster Tageszeitung. 5 Diese Ladung kam via Datenautobahn. 6 Beispielsweise Aeiou-nsembles, Tralala-Truppen und Doremi-Kreise. 7 Allzu wenig verschwiegen geblieben, allzu sehr taktleer. 8 Ist im Wörterbook un- unter gründen oder deflektiert unter finden zu finden. 9 Aus Talreben gepresst, doch gewöhnlich eher ökonomisch als önologisch ertragreich. 10 Frau Weinhaus sollte dahin go, sagte aber no, no, no! 12 Gemeinhin gänzlich gewaltfreie Anschläge. 13 So eine zerlegt, hält man etwa Diät zur Abmagerung, die Ablagerung. 15 Ein Leser, der anderen sagt oder schreibt, was Schreiber eigentlich sagen wollten. 16 Fährt zwar klar 'ne krumme Tour, jedoch nur auf «schmuler» Spur. 24 Der Ugr-OS-svater wurde in den Bell-Laboren geboren. 26 Crafter's darling Hopfentropfen. 28 Band mit privatem Augenmerk im öffentlichen Regelwerk.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 722

Waagrecht — 5 GASFEUERZEUG 10 REFERENZMODELL 14 [FRAIS]E: franz. Erdbeere (frisch) 15 UREASE: Enzym 16 RASTER: Anagramm von «Starre» 17 GALGEN: beim Galgenmännchen-Spiel (Henkerli) 18 SEN(sen): das Verb 19 TIZAF: rückwärts «Fazit» 22 LENTO: musik. Vortragsangabe (von ital. langsam, locker) 23 TEEDOSE 25 GIG (Economy) 27 TALNEBEL 28 SEELE 29 ERLOGEN 30 DANTE: aus Dante Alighieris «Göttliche Komödie»

Senkrecht — 1 SAFRAN: Anspielung auf das Kinderlied «Backe, backe Kuchen» 2 SEESEIDE 3 BEZUG 4 [DUESEN][IET]: ein Pleonasmus 5 GEFREITER 6 She sells SEASHHELLS by the sea-shore ... (engl. Zungenbrecher) 7 FRITTEN: Currywurst mit Pommes nennt man in Niedersachsen Knüppel mit Gerümpel. 8 ZOELLE 9 GLEN: engl. (v.a. in Schottland) Tal 11 NERZ 12 MRA: Magnetresonanztomographie 13 DAGEGEN 20 ASEN: nordisches Göttergeschlecht 21 FELD 23 TAR: engl. Teer (Teeren und Federn) 24 OBEN 26 (Fahrzeug)GLEE(rgewicht): engl. Freude/Häme 28 SAO: port. sankt (etwa in São Paulo) und gesund

Lösungswort — **BUEFFELEI**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

Schéine Lëtzebuerger
Nationalfeierdag.
Happy National
Day to our
Luxembourgish
friends.

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.

www.bil.com/swisstradition



BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

mikabo